H. V. Hist.

410

1

Abriß

der

allgemeinen

Menschen- und Völker-Geschichte,

in drei Theilen.

Von

M. Johann Christian Dolz,

Vicedirektor der Rathsfreischule

in Leipzig.

Erster Theil.

Leipzig, 1813.

Bei Johann Ambrosius Barth.

Vorbericht.

Ich glaube, den Raum, der zu einer Vorrede vor diesem Büchelchen bestimmt ist, am zweckmäßigsten zu benutzen, wenn ich nicht nur den Gesichtspunkt angebe, welchen ich, geleitet durch die Bestimmung dieses Buchs, bei der Ausarbeitung nahm, sondern auch zugleich über die Entstehung desselben Rechenschaft ablege.

Seit beinahe 20 Jahren trage ich den Schülern der obern Klasse der hiesigen Rathsfreischule Geschichte vor, oder ich erzähle ihnen von den vielen Veränderungen, welche sich unter den Menschen aller Zeiten und Länder zugetragen haben, Dasjenige, was mir für junge Leute, welche in

der Regel nicht zu Gelehrten, sondern zu künftigen Handwerkern, auch wohl zu Künstlern und Kaufleuten bestimmt sind, das Merkwürdigste und für das jugendliche Alter von 12 — 14 Jahren das Interessanteste zu seyn scheint. Ueber den Zweck, welcher durch den Unterricht in der Geschichte überhaupt und namentlich bei dieser Klasse von jungen Menschen, welche meine Geschichtsschüler sind, nach meinem Wunsche erreicht werden soll, findet man in diesem Buche selbst, da, wo von dem Werthe der Geschichte die Rede ist, meine Ansicht.

Im Jahre 1797 gab ich einen kurzen Leitfaden zu diesem Unterrichte in der allgemeinen Menschengeschichte heraus, welcher, als der erste Versuch dieser Art, bei seiner ersten Erscheinung, in der Allg. Lit. Zeit. und, wenn ich nicht irre, auch in der Allg. Deutschen Bibliothek, eine für mich sehr ermunternde, günstige Aufnahme fand und seitdem zum vierten Male neu aufgelegt worden ist. Diesen Leitfaden habe ich bisher immer in meinen historischen Lehrstunden zum Grunde gelegt, und einen Theil meiner Mußestunden dazu benutzt, die, zur Erläuterung jenes Leitfadens dienenden, Materialien nicht nur aus größern oder

kleinern, ältern und neuern, mehr oder weniger bekannten allgemeinen und speciellen historischen und andern Schriften zu sammeln, und durch Benutzung neuerer Forschungen, so weit ich sie kennen zu lernen Gelegenheit hatte, einzelne Notizen zu berichtigen, oder, was nicht selten der Fall war, bei abweichenden Angaben, (wenn auch das letztere oft mehr zu meiner eigenen Notiz, als zur Mittheilung,) die aufgefundene Verschiedenheit in den ausgehobnen Sachen, oder Namen oder Jahrzahlen anzumerken. Nach Verlauf einer längern Zeit fing ich an, das Gesammelte, des leichtern Ueberblicks und bessern Auffindens halber, mehr zu ordnen und in einen zusammenhängenden Vortrag zu bringen, und so entstanden die Hefte, welche ich bei meiner jedesmaligen Vorbereitung zu den Geschichtsstunden benutzte. Auch bei dieser Gelegenheit erhielten diese Papiere, indem ich über den Gegenstand, von welchem in der bevorstehenden Lehrstunde gesprochen werden sollte, eine oder einige, neuere, oder ältere historische Schriften nachlas, manche erläuternde oder auch berichtigende Zusätze. Dieß geschah auch dann, wenn ich zuweilen bei meiner Lektüre in Schriften, die nicht ausschließend der Geschichtskunde gewidmet waren, eine oder die andre belegte historische Notiz

fand, die mir, nach meinem Plane, der Aufnahme in mein Manuscript werth zu seyn schien.

Es ist hier der Ort nicht, meine Gedanken über die Möglichkeit und Nothwendigkeit eines sogenannten gründlichen und kritischen Studiums der Geschichtsquellen zu äußern. Nur die Erklärung glaube ich schuldig zu seyn, daß ich mir es selbst nicht verzeihen könnte, wenn ich vorgeben wollte, daß ich die hier niedergelegten historischen Mittheilungen unmittelbar aus den gesammten oder auch nur aus den mehrsten der eigentlichen Quellen geschöpft habe. Aber das darf ich dreist versichern, daß ich sie großen Theils aus solchen Schriften nahm, deren Verfasser Quellen angeführt haben. Ich habe die historischen Schriften eines Adelung, Anton, v. Archenholz, Beck, Becker, Blech, Bouginé, Bredow, Breyer, Carus, Clericus, Dippoldt, Eggers, Eichhorn, Engelhardt, Fischer, Flögel, Galletti, Gatterer, Goldsmith, Gräter, Grellmann, Gurlitt, Häberlin, Heeren, Hegewisch, Heinsius, Henke, Herder, Hübler, Hulscher, Jenisch, Köhler, Krause, Kruse, Kühnemann, Löscher, Mannert, Meiners, Meusel, Mitford, (Joh. v.) Mül-

ler, Oelsner, Plank, Pölitz, Pöschmann, Poppe, Posselt, Pütter, Remer, Rieklef, Robertson, Rothe, Ruff, Ruhkopf, Sartorius, Schiller, Schlözer, (J. J. F.) Schmid, (Mich. Ign.) Schmidt, Schröckh, Sleidan, Spittler, Stöver, Suttinger, Tennemann, Tzschirner, Venturini, Vogt, Voß, Walch, Wieland, Wilken, Wolf, Woltmann und viele andre, speciellere historische, archäologische und statistische Werke, welche zum Theil in den Noten dieser Schrift gehörigen Orts angegeben sind, nicht übersehen, sondern einige derselben mehrmals, in andern wenigstens einzelne Abschnitte, zu wiederholten Malen gelesen. — Dieß that ich, sowohl zu meiner eignen Belehrung, als auch, um mich dadurch in den Stand zu setzen, bei dem, meinen Schülern zu ertheilenden geschichtlichen, Unterrichte, so viel als möglich, offenbare Unrichtigkeiten zu verhüten.

Inzwischen erhielt ich verschiedene Auffoderungen, unter andern von dem würdigen Generalsuperintendenten, Demme, in Altenburg, einen Kommentar über meinen Leitfaden zum Unterrichte in der allgemeinen Menschengeschichte herauszugeben. Weil aber meine Vorarbeiten dazu noch

nicht hinreichend und genug gesichtet schienen, überdieß auch Hr. Prediger Fuhrmann im J. 1800 einen Kommentar über mein Büchelchen angekündigt hatte, der aber noch nicht erschienen ist: so mußte ich damals billig Anstand nehmen, jene, für mich übrigens sehr aufmunternde und ehrenvolle, Foderungen zu erfüllen. Allein, nachdem ich nun jene Vorarbeiten eine längere Zeit fortgesetzt und wiederholt gemustert habe: so darf ich es jetzt vielleicht eher wagen, mit diesem Buche hervorzutreten, welches aus drei Bändchen besteht, von welchen das erstere die vier ersten Zeiträume, das zweite den Zeitraum von Karl dem Großen bis auf die Reformation; das dritte den von der Reformation bis auf unsre Zeiten umfaßt. Daß jedes der zwei letzten Bändchen nur einen einzigen Zeitraum enthält, wird hoffentlich nicht anstößig seyn, weil, nach meinem Dafürhalten, die neuere und neueste Geschichte eine etwas ausführlichere Behandlung verdient, als die ältere.

Mein Büchelchen soll keinem der historischen Hand- und Hülfsbücher, welche wir bereits in ziemlicher Menge besitzen, in den Weg treten, sondern es ist zunächst als Hülfsbuch für diejenigen öffentlichen und Privatlehrer bestimmt, welche bei dem Unterrichte, den sie ihren Schülern in der

allgemeinen Menschengeschichte ertheilen, meinen Leitfaden zum Grunde gelegt haben, und welche die, zur Erläuterung dieses Lehrbuchs nöthigen, Materialien beisammen zu haben wünschen. Daher sind auch hier die Materialien ganz nach dem Plane jenes Leitfadens geordnet worden. Die subjektiven Bedürfnisse, und die geringern oder größern historischen Vorkenntnisse der Schüler müssen übrigens entscheiden, ob bei der Erläuterung meines Leitfadens, alle die Notizen, welche dieser Abriß enthält, mitzutheilen sind, oder ob nicht Manches für einen folgenden Kursus aufzusparen oder ganz wegzulassen nöthig seyn dürfte. Einzelne Punkte bedürfen vielleicht auch für diese oder jene Schüler noch einer ausführlichern Darstellung. Diese wird der Lehrer leicht in andern größern historischen Handbüchern finden. Die so interessante römische Geschichte habe ich nur kurz behandelt, indem ich hoffe, daß einer meiner Freunde, dem ich auch einige Notizen in dieser Schrift verdanke, uns vielleicht bald mit einem Abriß dieser übrigens schon so vielfach, und neuerdings noch von Niebuhr, bearbeiteten Geschichte beschenken wird.

Nächstdem kann vielleicht mein Buch auch von den Jüngern und Erwachsenen, welche nicht Gele-

genheit hatten, einen nur einigermaßen nothdürf=tigen Unterricht in der Geschichte zu erhalten, als Lesebuch gebraucht werden, um sich dadurch we=nigstens einen Ueberblick über die Geschichte zu ver=schaffen.

Da mein Leitfaden in verschiedenen Schulen eingeführt ist: und dieser Abriß zur Erläuterung desselben dienen soll: so konnte ich, in der Auf=einanderfolge der Materialien, keine zu bedeutende Veränderungen vornehmen, bei welchen auch, nach meinem Dafürhalten, im Ganzen nicht so viel gewonnen seyn würde. Ein strenger Syn=chronismus ist bei der Menge des historischen Stoffs nicht überall wohl möglich; daher muß man sich bei dem Anketten der verschiedenen Ereig=nisse so gut zu helfen suchen als es geht, und nur den Uebelstand möglichst verhüten, daß nicht solche Begebenheiten früher erzählt werden, die erst verständlich seyn können, wenn man andere, die aber später vorkommen, als bekannt voraus=setzt. Zuweilen wird allerdings auch in diesem Buche beiläufig ein Umstand berührt, der erst in einem später folgenden Abschnitte seine Erläute=rung finden konnte. Dieß war, wie jeder, ohne mein Erinnern, sieht, unvermeidlich, und findet auch darin einige Entschuldigung, weil bei denen,

für welche dieses und jedes ähnliche geschichtliche Buch bestimmt ist, einige historische Vorkenntnisse vorausgesetzt werden müssen.

Uebrigens sind hier die Thatsachen aufgestellt, wie ich sie vorgefunden habe. Die Einmischung eines Urtheils habe ich mir äußerst selten oder gar nicht erlaubt. Von dem Pragmatismus in der Geschichte, der nach seiner subjektiven Ansicht lobpreisend oder tadelnd abspricht, bin ich kein Freund. Nur da, wo bereits die allgemeine ruhige Stimme entschieden hat, oder, wo die Thatsache selbst lobend oder tadelnd spricht, durfte vielleicht eine Darstellung, welche jenes Lob oder diesen Tadel zugleich andeutet, weniger ängstlich vermieden werden. Bei großen Begebenheiten ist übrigens auf ihre Ursachen und Folgen aufmerksam gemacht worden. Wenn auch die allgemeine Bestimmung dessen, was historisch-merkwürdig ist, sich leicht finden läßt: so ist doch die Subsumtion des Einzelnen, was unter die Kategorie des Wichtigen gehört, nicht so leicht. Hier wird und muß das Urtheil immer subjektiv bleiben. Wer mag z. B. behaupten, ohne daß man ihm nicht triftige Gegengründe entgegensetzen könne, die Schlacht bei Kesselsdorf sey eine wichtigere und historisch-merkwürdigere Begebenheit, als die Einführung des

Kaffees oder Branntweins, oder Tabaks in Europa?

Was den Vortrag anlangt: so habe ich mich bemüht, ganz einfach zu erzählen, meistentheils so, wie ich glaube, daß die Erzählung auch beim mündlichen Unterrichte in der Geschichte verständlich seyn würde. Inzwischen konnte diese Regel nicht überall streng befolgt werden, indem die Büchersprache doch in einigen Punkten von der für die Lehrstunden gehörigen Sprache abweicht. Manche an sich nicht unverständliche Periode, wird bei dem mündlichen Dociren immer noch in kürzere, zum Theil auch wohl etwas erweiterte, Sätze aufgelöst werden müssen, wenn der Vortrag angenehm und ganz verständlich seyn soll. Doch hierüber bedarf es für denkende Lehrer keiner weitern Winke. Eine bilder- und blumenreiche Darstellung scheint, nach meiner Meinung, bei den historischen Mittheilungen, bei welchen es zunächst auf Belehrung, auf Bekanntwerden mit den Thatsachen und Personen abgesehen ist, nicht wohl zulässig. Ganz anders verhält es sich bei solchen historischen Darstellungen, bei welchen der Zweck zunächst auf Unterhaltung geht. Hier kann das schlichte Faktum durch Verwebung mit Re-

flexionen und Vergleichungen u. s. w. gehoben werden.

Wenn ich bei der Darstellung mancher einzelnen Begebenheiten ausführlicher gewesen bin, als bei andern, so lag der Grund davon in meiner subjektiven Meinung, daß diese, wenn mein Zweck erreicht werden sollte, detaillirter dargelegt werden müßten, als andre. Uebrigens bescheide ich mich sehr gern, daß ich geirrt haben kann. Daß detaillirtere Darstellungen nicht nur verständlicher, sondern auch anziehender sind, als bloß allgemeine Umrisse, davon bin auch ich überzeugt; aber bei dem großen Vorrathe von Materialien, und bei der Kürze der Zeit, die auf den Unterricht in der Geschichte in Bürgerschulen verwendet werden kann, ist es nicht möglich, überall so ausführlich zu seyn, als man wohl wünschen könnte. Wenn man hie und da eine kleine Notiz aufgenommen finden sollte, von welcher es bei dem ersten Blicke nicht sogleich einleuchtend wäre, wie diese etwas dazu beitragen könne, einen der Zwecke erreichen zu helfen, den ich durch die Geschichtskunde erreicht zu sehen wünsche: so werde ich vielleicht deshalb Entschuldigung finden durch die Erklärung, daß ich jene unterhaltende Kleinigkeit darum aufnahm, weil ich glaubte, daß sie vielleicht zum bessern Be-

halten der Hauptbegebenheit selbst einiges beitragen konnte. Ueberhaupt Alles, was zur Erklärung des Gegenwärtigen beiträgt, es mag nun einen Gebrauch, oder eine Sitte, oder einen Namen oder eine Redensart ꝛc. betreffen, schien mir der Erwähnung werth zu seyn, so wie auch Alles das, was dazu dienen kann, über manche Erscheinungen der Zeit, von welchen man so häufig Veranlassung zu Klagen hernimmt, einige Beruhigung zu gewähren. Man wird aber, wie ich glaube, über Manches ruhiger und kälter urtheilen, wenn man aus der Geschichte weiß, daß in frühern Zeiten auch ähnliche, und noch größere, Trübsale über unsre Brüder ergangen sind.

Willkommen mußten mir auch, nach meinem Plane, solche Notizen seyn, welche das Resultat geben, daß selbst Personen aus den mittlern und untern Ständen sich durch Geschicklichkeit und nützliche Wirksamkeit in irgend einem Fache wohlthätig für ihre Mit- und Nachwelt machen können.

Bei aller Sorgfalt, welche ich auf die Ausarbeitung dieses Buchs verwendet habe, ist es gleichwohl nicht nur möglich, sondern mehr als wahrscheinlich, daß sich mancher Irrthum darin eingeschlichen haben wird. Denjenigen, welche mich darauf aufmerksam machen, werde ich eben

so herzlich danken, wie ich mich bereits gegen zwei Freunde, welche sich durch einige erläuternde Zusätze und Berichtigungen um meine Arbeit verdient machten, zum Danke verpflichtet fühle. In Absicht auf Chronologie findet, wie jeder Freund der Geschichte weiß, in den historischen Schriften oft eine so große Verschiedenheit statt, daß man zuweilen in Versuchung gerathen möchte, ein halb dutzend Jahrzahlen hinzuschreiben, damit jeder nach Belieben eine davon wählen möchte. In diesem Falle bin ich gewöhnlich der Mehrheit oder denjenigen gefolgt, bei welchen ich voraussetzte, daß sie es am genauesten genommen haben würden. Ich bescheide mich aber gern, daß ich auch zuweilen hier fehlgegriffen und vielleicht eine Jahrzahl, welche durch einen Schreib = oder Druckfehler entstand, als die richtige angenommen haben könne. Wer mich in dieser Rücksicht an die Quellen verweisen wollte, dem könnte ich freilich weiter nichts erwiedern, als was ich schon oben über die Möglichkeit eines kritischen Quellenstudiums, im ganzen Umfange des Worts, angedeutet habe.

Mein Buch enthält, wie fast alle historische Schriften, der Sache nach durchaus nichts, was nicht schon zum Theil in vielen andern Schrif-

ten steht; aber dessenungeachtet befürchte ich nicht den Vorwurf, daß es eine bloße Kompilation sey. Es soll mich sehr freuen, wenn dieses Büchelchen auch die freundliche Aufnahme findet, welche seine Vorgänger gefunden haben, und noch größere Freude soll es mir seyn, wenn einer oder der andre von den Zwecken, welche ich dadurch zu erreichen wünschte, bei einigen jungen Leuten erreicht wird.

Leipzig, im Jul. 1812.

Dolz.

Ueberblick des ersten Theils.

Einleitung. S. 3 — 31

Sinn für die Geschichte S. 3

Worterklärung des Begriffs Geschichte 5

Vornehmste Rücksichten bei der Geschichte 6—17

auf die Begebenheiten selbst 6

Personen 11

Zeit 13

Ort 17

Verschiedene Arten der Geschichte 17

Wichtigkeit der Geschichte für denkende Jünglinge 21

Werth der Geschichtskunde überhaupt und insbesondre der allgem. Menschengeschichte 24

Eintheilung der Geschichte in Perioden 28

Verschiedene Methoden bei dem Vortrage der Gesch. 30.

Erste Periode. Aelteste Nachrichten von dem Menschengeschlechte bis auf Moses. S. 32 — 89.

Bildung der Erde S. 32

Urmenschen. Wohnplatz 39

Aeußerer und innerer Zustand der Urmenschen 43

Sprache der Urmenschen 46

Hohes Alter der Urmenschen 48

Die ersten Künste der Noth 50

Nahrung der Urmenschen 52

Bekleidung der Urmenschen 54

Wohnung der Urmenschen 56

Andre Erfindungen der frühern Vorwelt 56

Häusliche und bürgerliche Gesellschaft 60

Kolonieen 61.

Große Ueberschwemmung S. 62
Aelteste Staaten 66
Babylonien 67
Assyrien 69
Aegypten 70
Phönizien 72
Indien 82
Religion der Urwelt 84
Hebräer 85
Ueberblick über die Beschäftigungen, Kunstfertigkeiten u. Kunstwerke in der ersten Periode. 87

Zweite Periode. Vom Moses bis zum Sokrates. S. 90—175.

Israeliten S. 90
Aegypten 104
Neuassyrisches und neubabylonisches Reich 115
Medien 117
Karthago 117
Persien 117
China 122
Griechenland 125—159
Sparta 132
Athen 139
Griechische Inseln 143
Kleinasiatische Griechen 143
Kunstsinn der Griechen 143
Feierliche Spiele 148
Weise Männer unter den Griechen 153
Krieg der Griechen mit den Persern 159
Rom 163
Rom unter Königen 164
Rom eine Republik 167
Ueberblick über Gewerbe, Künste, Sitten und Gebräuche in dieser Periode 166.

Dritte Periode. Von Sokrates bis zur ersten Ausbreitung des Christenthums. S. 175—241.

Sokrates S. 175
Griechische Weisheitlehrer nach Sokrates 183
Fortschritte der Griechen in Künsten 186—188
in der Redekunst 186
Bildhauerkunst 186
Malerkunst 187
Allmäliger Sturz Griechenlands 188
Macedonien 188
Römer 193—223
Merkwürdige Kriege der Römer 195—210
mit den Galliern 195
mit Pyrrhus 196
die punischen 199—209
erster 200
zweiter 202
dritter 206
Eroberung und Zerstörung Korinths 209
Ueberwindung Macedoniens und des übrigen Griechenlands 210
Bürgerkriege 212
Erstes Triumvirat 214
Verwandlung der röm. Rep. in eine Monarchie 216
Julianischer Kalender 216
Cäsars Ermordung 217
Zweites Triumvirat 219
Octavian Alleinherrscher 221
Luxus der Römer 222
Scythen und Celten 223
Cimbern und Teutonen 225
Juden 229
Ueberblick über die Erfindungen, Künste, Gewerbe und Sitten 236.

Vierte Periode. Von Ausbreitung der christl. Religionslehre bis zu Karl d. Großen. S. 242—320

Jesus und dessen Lehre 242
Römer. August 249
Sieg der Deutschen unter Hermann über die Römer 249
Augusts Nachfolger 253
Einige römische Kaiser des 2ten Jahrhunderts 257
Kaiser des 3ten Jahrhunderts 260
Das Palmyrenische Reich 262
Kaiser des 4ten Jahrhunderts 263
Anfang der großen Völkerwanderung 266
Hunnen 268
Unterbrechung der Reihe der abendländ. Kaiser 270
Morgenländisches Kaiserthum 271
Franken 274
Folgen der Völkerwanderung 276
Allodium. Lehnswesen 279
Juden 283
Zustand der christlichen Kirche 289
Ulphilas 298
Muhammed 299
Muhammedanische Lehre 302
Bekenner der muhammedanischen Lehre 308
Verbreitung der muhammedanischen Religion 309
Araber in Spanien 310
Verdienste der Araber um die Bildung der Europäer 311
Pocken 314
Ueberblick über die Erfindungen und Entdeckungen in dieser Periode 315.

Abriß

der

allgemeinen Menschengeschichte.

Einleitung.

§. 1.

a) Wer hat Sinn für die Geschichte?

Schon das vier- bis fünfjährige Kind, dessen Seelenkräfte bereits aus dem Schlummer geweckt wurden, nähert sich nicht selten liebkosend dem Vater, oder der Mutter, oder einem andern seiner Bekannten, mit dem Wunsche, ihm ein kleines Geschichtchen zu erzählen. Mit großer Aufmerksamkeit horchen diese lieben Kleinen zu, wenn man ihnen eine kleine Erzählung aus der Kinderwelt, in einem, ihrer Fassungskraft angemessenen, Tone vorträgt. Ja, es macht ihnen selbst große Freude, eine und dieselbe Erzählung, welche sie schon mehreremale gehört haben, wieder mit anzuhören. Oft führen sie sogar selbst ein früher gehörtes Geschichtchen in der Absicht an, daß man es ihnen wieder erzählen solle. Woher dieser Hang? — Zunächst und vorzüglich ist er allerdings in dem Wunsche nach unterhaltender Beschäftigung und nach Befriedigung der erwachenden Neugierde gegründet. Kleine Geschichten gewähren aber, zumal wenn sie nicht trocken vorgetragen werden, mehrern Seelenkräften, der Einbildungskraft,

dem Gedächtnisse, dem Verstande die erwünschte Beschäftigung. Allein zum Theil entspringt dieser Wunsch auch aus dem, tief in der Natur des Menschen liegenden, Interesse, welches der Mensch für den Menschen hat. In den ersten Jahren des Lebens bezieht sich das Interesse, welches der junge Erdenbürger an Wesen seiner Art nimmt, immer nur auf seine nächsten Umgebungen, auf Aeltern und Geschwister und andre Personen, die den kleinen Kreis seiner frühern Bekanntschaft ausmachen. Aber jemehr er an Jahren und Kenntniß wächst, desto weniger können ihm nun jene Kindererzählungen, bei allem Interesse, das sie für ihn behalten, ganz mehr genügen. „Der Jüngling *) sieht die Welt anders an, als der Knabe. Der Knabe lebet und webet noch in dem Hause und am Herde des Vaters und der Mutter. Es ist, als ob ein Kreis um ihn gezogen wäre, aus dem er nicht herauskommt. Alles sein Denken und Wirken bezieht sich auf dieses. Er bekümmert sich wenig um das, was außer ihm vorgeht, oder es bezieht sich nur auf das älterliche Haus. Der Jüngling aber, so wie er erwächst, siehet er auch weiter um sich her und in die Ferne. Er beginnt zu fühlen, daß er nicht blos ein Kind des älterlichen Hauses, sondern auch ein Mensch, ein Mitglied der menschlichen Gesellschaft sey. So wird ihm Alles, was Mensch heißt, ein wichtiger Gegenstand seiner Betrachtung und seines Nachdenkens, und die Ereignisse und Begebenheiten der Menschenwelt beschäftigen seine Aufmerksamkeit.“ Gewährt ihm die Gegenwart nicht genug Befriedigung für seine Wißbe-

*) Krummacher's Christfest S. 92.

gierde: so fällt sein Blick auf die Vergangenheit. Es entsteht der Wunsch in ihm, zu wissen, ob es sonst in dieser oder jener Rücksicht auch so war, wie es jetzt ist; er wünscht zu erfahren, wie es ehedem in der Welt aussahe.

„Das Nichtwissen dessen, was vor uns geschehen ist," sagt ein Weiser des Alterthums *), „heißt: immer ein Kind bleiben. Was ist denn das Leben des Menschen, wenn man die gegenwärtige Zeit nicht mit dem Andenken an die vergangenen Jahrhunderte verbindet!" Wer daher die Frage: wie sah es sonst mit und unter den Menschen aus? wenn und wie sind diese und jene nützlichen Kenntnisse und Künste ꝛc. erfunden und verbessert worden? — wer diese und ähnliche Fragen gern beantwortet haben möchte, der hat nicht nur Sinn für Geschichte, sondern er äußert zugleich den Wunsch nach Belehrung in und aus der Geschichte, nach Bekanntschaft mit der Geschichte.

b) Worterklärung des Begriffs: Geschichte.

Unter Geschichte, im weitesten Sinne des Worts, verstehet man Alles das, was geschehen, d. h. was in der Zeit (nach und nach) wirklich geworden ist. Geschichte ist jede Veränderung in der Bestimmung eines Dinges. Allein sowohl diejenigen Veränderungen, welche ehemals vorfielen, als auch diejenigen, welche noch jetzt vorfallen, die sich aber nicht vor unsern Augen ereignen, können wir nicht anders, als durch mündliche, oder schriftliche Mittheil-

*) Cicero in Orat. c. 34.

lung, oder durch Erzählung *) erfahren. Folglich ist die Geschichte die Erzählung vorgefallener Veränderungen (Begebenheiten, Ereignisse), und aus dieser Erzählung entsteht Geschichtskunde. Sie wird auch Historie genannt, von einem griechischen Worte, welches, unter andern Bedeutungen, auch die hat: Dinge, nach welchen man gefragt hat, Andern erzählen; oder es rührt diese Benennung von einem Worte her, welches Sehen heißt, weil in der Geschichte die Begebenheiten uns gleichsam vor Augen gestellt werden.

c) Vornehmste Rücksichten bei der Geschichte.

Vier Fragen sind es hauptsächlich, an deren Beantwortung denjenigen gelegen seyn muß, welche sich mit der Geschichte bekannt zu machen wünschen: 1) Was ist geschehen? 2) Durch wen? 3) Wenn? und 4) Wo ist es geschehen?

§. 2.

Rücksicht auf die Begebenheiten selbst.

aa) Müssen wichtig und also merkwürdig seyn.

Was ist geschehen? oder: welches ist die Veränderung, die Begebenheit, welche sich zugetragen hat?

---

*) Zwischen Erzählung und Beschreibung ist ein Unterschied. Erzählung ist Mittheilung des Geschehenen; Beschreibung aber ist Deutlichmachung des Vorhandenen. Ein Gegenstand, dessen Theile und Merkmale zu gleicher Zeit vorhanden sind, (z. B. ein Garten, eine Maschine ꝛc.) wird beschrieben; aber eine Handlung, oder ein Ganzes, dessen Theile erst nach und nach, in der Zeitfolge, entstehen, (z. B. der dreißigjährige Krieg, die Erfindung der Buchdruckerkunst ꝛc.) wird erzählt.

Das ist wohl die erste sehr natürliche Frage, welche man aufwirft, sobald man hört, daß Etwas geschehen sey. Nicht Alles, was sonst geschah, was noch jetzt geschieht und was künftig geschehen wird, kann in der Wissenschaft, welche den Namen der Geschichte, oder der Geschichtskunde, führt, erwähnt werden; denn sonst würde ein ganzes, und wäre es auch das längste, Menschenleben nicht zureichen, sich damit bekannt zu machen. Kein Augenblick vergeht, in welchem nicht Etwas geschieht; es ereignen sich täglich und stündlich Familien-, Amts- und andre Veränderungen, die besonders für einzelne Menschen und Familien von größerer oder geringerer Wichtigkeit seyn können; dies sind gleichwohl noch nicht eigentliche Gegenstände der Geschichte. Diejenigen Veränderungen, welche die Geschiche zur Aufbewahrung aufnimmt, müssen von allgemeiner Wichtigkeit seyn. Dadurch nur werden sie erst für die Geschichte merkwürdige Begebenheiten. Sehr natürlich entsteht hier die Frage: was ist allgemein wichtig und deshalb merkwürdig? Um diese Frage richtig beantworten zu können, muß man sich an die Zwecke erinnern, welche der Mensch auf Erden zu erreichen streben soll. Wenn nun als erwiesen angenommen werden darf, daß der Mensch bestimmt sey, die ihm verliehenen Anlagen des Geistes und Gemüths auszubilden und dadurch zur Aufklärung (Einsicht, Wahrheit), zum Geschmacke (Schönheitsinn), zur Sittlichkeit (Tugend) und Glückseligkeit (Wohlstand, innerer Zufriedenheit,) zu gelangen: so wird alles dasjenige wichtig genannt zu werden verdienen, was mit dieser Bestimmung des Menschen zur Entwickelung und Ausbildung seiner er-

habenen Anlagen in näherer Beziehung steht. Wichtig werden daher diejenigen Ereignisse seyn, von denen sich diese nähere Beziehung, in welcher sie mit den hohen Zwecken der Menschheit stehen, nachweisen läßt. In den meisten Fällen kann nur nach den Folgen, welche eine Begebenheit hatte, ihre größere oder geringere Wichtigkeit bestimmt werden. Wichtig, und also auch für die Geschichte merkwürdig sind mithin alle diejenigen Ereignisse, welche theils unmittelbar, theils in ihren Folgen, zur Beförderung eines oder des andern jener allgemeinen Zwecke der Menschheit, nicht sowohl bei einem einzelnen, sondern vielmehr bei mehreren, bei vielen Menschen beitrugen; merkwürdig sind aber auch solche Begebenheiten, durch welche einer oder der andere jener erhabenen Zwecke der Menschheit bei vielen Menschen gehindert wurde.

Zu den merkwürdigen Vorfällen, von welchen die Geschichte Kenntniß nimmt, werden aber auch alle diejenigen, vielleicht an sich und bei dem ersten Blicke weniger wichtig scheinende, Vorfälle gehören, welche mit einem oder dem andern jener allgemein-wichtigen Ereignisse in einer solchen Verbindung stehen, daß diese letztere ohne Erwähnung der erstern nicht deutlich verstanden werden können. Wissenschaft, Kunst, Tugend, Glück — diese Worte in dem allerweitesten Sinne genommen, bezeichnen die Gegenstände, auf welche hauptsächlich Rücksicht zu nehmen ist, wenn man die Wichtigkeit einer Begebenheit bestimmen will. Je größer der Einfluß eines Ereignisses auf die Beförderung, oder Störung eines dieser hohen Güter der Menschheit war oder ist, desto wichtiger wird es für die Geschichte.

bb) Die Begebenheiten müssen wahr seyn.

Schon aus dem vorhin (§. 1.) nur im Allgemeinen angedeuteten Wortbegriffe der Geschichte oder Geschichtskunde ergiebt sich ein andres Merkmal, welches sich an den Erzählungen finden muß, wenn sie sich zur Aufnahme in die Geschichte eignen sollen. Das, was diese erzählt, muß a) wirklich vorgefallen seyn; b) es muß so und nicht anders, als es sich wirklich ereignet hat, erzählt werden; c) und alle einzelne Erzählungen müssen in einem gewissen Zusammenhange unter sich stehen, müssen ein Ganzes ausmachen. Eben dieses Ganze ist es, was den Namen der Geschichte, als Wissenschaft betrachtet, führt. Geschichterzählungen dürfen also a) keine offenbaren Dichtungen, aber auch b) nicht mit Dichtungen ausgeschmückte Thatsachen seyn.

So liegt z. B. manchem Schauspiele ein, aus der Geschichte genommener, Stoff zum Grunde, z. B. in Schillers: Jungfrau von Orleans ꝛc.; aber der Schaulspieldichter mußte, seinem Zwecke gemäß, den, aus der wirklichen Geschichte entlehnten, Stoff durch hinzugefügte Dichtung verschönern. Schriften der Art können daher nicht für eigentlich, oder für rein historische gelten. Eben so wenig können andre sogenannte dramatische Bearbeitungen einzelner historischen Scenen, oder merkwürdigen Personen, (z. B. die Heldengedichte) für historisch-treue Darstellungen angesehen werden. Die Geschichte ist, als die Erzählung wirklich vorgefallener Begebenheiten, unterschieden von Mährchen, oder von gedichteten Erzählungen, in welchen natürliche Begebenheiten mit wundervollen vermischt vorgetragen werden,

und die, wenn sie zur Begründung einer Lehre der Moral, oder der Klugheit, oder des Anstandes erfunden werden, äsopische Fabeln heißen (§. 27.); von Romanen (§. 55.), in welchen entweder die darin erzählten Vorfälle ganz erdichtet, oder doch wirkliche Vorfälle mit Erdichtungen ausgeschmückt sind; von Legenden, mit mehr oder weniger Ausschmükkung vermischten Erzählungen von dem Leben und den Thaten der Heiligen (§. 48.); von sogenannten moralischen Erzählungen, Parabeln ꝛc.; und, in sofern die Geschichte eine zusammenhängende Erzählung der vorgefallenen Ereignisse ist, ist sie auch keine Sammlung von Anekdoten, wiewohl eine oder die andere merkwürdige historische Anekdote auch in der Geschichte vorkommen kann. So wenig als die Geschichte mit Sagen oder Gerüchten verwechselt werden darf, eben so wenig beruht sie auch auf Sagen oder Gerüchten, das heißt, auf verbreiteten Nachrichten, deren Urheber entweder ganz unbekannt ist, oder doch keinen Glauben verdient. Die Geschichte schöpft aus sichern Quellen: die Sage nimmt, wo sie etwas findet; die Geschichte prüft das Gefundene, wiewohl auch sie, bei aller Prüfung, sich nicht immer vor jeder Unrichtigkeit verwahren kann: die Sage nimmt, was sie empfängt, ohne Prüfung; die Geschichte erzählt möglichst treu und unentstellt: die Sage erlaubt sich oft, das Empfangene zu vergrößern. Die Quellen, aus welchen die Geschichte ihre Materialien nimmt, sind: a) öffentliche Denkmäler und Verhandlungen und überhaupt alle, unter öffentlicher Autorität abgefaßte, Schriften. Dahin gehören: Fest- und Erinnerungstage, feierliche Gebräuche, Ge-

bäude, Statüen, Benennungen mancher Orte und Personen, welche sich auf Begebenheiten gründen; doch ist bei dem Gebrauche dieser ungeschriebenen Quellen große Vorsicht nöthig, damit man sich nicht durch ähnlich klingende Namen täuschen lasse. Ferner gehören hieher: Inschriften und Medaillen — daher ist auch die Numismatik, oder die Münzkunde eine Hülfswissenschaft der Geschichte; — ingleichen Traktaten, Urkunden, — so nennt man diejenigen Aufsätze, welche in den Angelegenheiten, die sie betreffen, von Personen, die Theil daran hatten, abgefaßt wurden, — Diplome ꝛc.; deshalb gehört auch die Diplomatik oder Urkundenlehre, so wie die Sphragistik (Siegelkunde), ein Nebenzweig der Urkundenlehre, zu den historischen Hülfswissenschaften; b) Privatschriftsteller, oder Geschichtschreiber, welche entweder zu der Zeit, oder auch später lebten, als die, von ihnen erzählten, Begebenheiten vorfielen. Bei diesen ist aber oft eine Prüfung ihrer Wahrheitsfähigkeit, Wahrheitsliebe, und mithin der Echtheit ihrer Berichte erfoderlich. Die Geschichte nimmt nur solche Erzählungen auf, welche in der Prüfung als wahr bestehen und glaubwürdig erscheinen; denn sie ist die glaubwürdige und treue Erzählung merkwürdiger Begebenheiten, (die man auch Thatsachen, Fakta nennt,) in ihrem Zusammenhange.

§. 3.

Personen der Geschichte.

Eine zweite Frage, die man aufwirft, wenn man sich von etwas Merkwürdigem näher unterrichten will, ist die: Durch wen ist es geschehen? Diese Frage wird beantwortet durch Nennung der Person, oder

der Personen, welche eine Begebenheit veranlaßt, angefangen, fortgesetzt, ausgeführt, ꝛc. oder welche auf irgend eine bemerkenswerthe Weise dabei mitgewirkt haben. Diejenige Person, welche an einer einzelnen wichtigen Begebenheit, d. h. an einer Reihe von Veränderungen, welche zusammen gehören, und ein Ganzes ausmachen, den vorzüglichsten Antheil hatte, wird oft der Held, oder die Heldin der Geschichte genannt. So ist z. B. bei der Entsetzung Orleans, (§. 67.) das Mädchen von Orleans die Heldin dieser Begebenheit, oder, wie man auch zu sagen pflegt, die Heldin dieser Geschichte. So ist in der Geschichte der Entdeckung Amerika's (§. 65.) Kolon der Held dieser Geschichte. In Rücksicht auf die Personen, die in der Geschichte vorkommen, gehört die Genealogie, (oder die Wissenschaft der Abstammung der Geschlechte,) welche sich besonders mit der Verfertigung und Prüfung der Geschlechtsregister der regierenden Häupter beschäftigt, zu den historischen Hülfswissenschaften. Das Studium dieser Wissenschaft ist aber sehr schwierig, weil vor dem zwölften Jahrhundert nach Ch. G. keine Spuren von Familiennamen (§. 67.) zu finden sind. Auch die Heraldik oder Wappenkunde, d. i. die Wissenschaft von den Regeln und Rechten der Wappen (§. 55.) wird in diesem Betracht zu den geschichtlichen Hülfswissenschaften gerechnet. —

Die Veränderungen, mit welchen es die Geschichte (Geschichtskunde) zu thun hat, sind fast ausschließend durch die freie oder vielmehr durch die willkürliche Thätigkeit der Menschen bewirkt worden. Daß Thiere bisweilen auf wichtige Veränderungen Einfluß gehabt haben, wie z. B. die Spinnen bei der Eroberung Hol-

lands (§. 91.) kommt nur äußerst selten vor, und kann daher auch in der Geschichte nur beiläufig erwähnt werden. Veränderungen, welche durch Naturkräfte hervorgebracht wurden, nimmt die Geschichte nur dann unter ihre, der Aufbewahrung werthe, Denkwürdigkeiten auf, wenn durch jene Naturereignisse der Zustand eines großen Theils der Menschen verändert worden ist, wie z. B. durch größre Ausbrüche feuerspeiender Berge (§. 37.), durch das Erdbeben zu Lissabon (§. 79.), durch den schwarzen Tod (§. 67.) u. a.

§. 4.

Zeit des Vorfalls der Begebenheiten.

Wenn ist dieß oder jenes Merkwürdige geschehen? Das ist eine dritte wichtige Frage, welche die Geschichte nicht unbeantwortet lassen darf. Diese Frage wird aber durch Angabe der Zeit, zu welcher die merkwürdige Begebenheit vorfiel, beantwortet. Bei den merkwürdigsten Begebenheiten giebt man das Jahr, auch zuweilen selbst den Monatstag (das Datum *) an; bei andern, welche vielleicht weniger wichtig scheinen, oder von welchen sich nicht mit Zuverlässigkeit das Jahr angeben läßt, muß man sich mit der Angabe des Jahrhunderts (seculum) überhaupt genügen lassen, im Fall die Geschichte nicht im Stande ist, eine nähere Bestimmung, nach der ersten oder zweiten Hälfte, nach dem ersten, zweiten, dritten, oder vierten Viertel,

---

*) Daß man den Monatstag Datum (Gegeben) nennt, kommt daher, weil in öffentlichen Schriften, vor Angabe des Orts und Tages das Wort Datum oder Gegeben ehedem hinzugefügt wurde, welches auch hie und da noch jetzt geschieht.

oder nach den einzelnen Jahrzehenden eines Jahrhunderts hinzu zu fügen. Bei den Ereignissen, welche in die frühste Vorzeit fielen, kann oft nur die Zeit derselben durch das Jahrtausend, in welches sie gehören, bestimmt werden. In Ansehung der, in der Geschichte so wichtigen, Zeitangabe ist die Chronologie eine historische Hülfswissenschaft. Chronologie ist die Kenntniß und Nachweisung der Zeitfolge der Begebenheiten. Sie lehrt nicht nur nach gewissen angenommenen Zeitpunkten, die Zeit berechnen, sondern sie stellt auch die Thatsachen in der Ordnung und Folge auf, in der sie sich ereigneten. Die Chronologie ist für die Geschichte ungemein wichtig, wenn man nicht lächerliche Verstoße (Anachronismen) begehen, und Vorfälle auf eine ganz andre Zeit hinverlegen will, als die ist, in welcher sie vorfielen *). Nicht ohne allen Grund setzt ein tiefdenkender Gelehrte (Leibnitz) die Barbarei der Türken hauptsächlich darin, daß sie in der Chronologie völlig unwissend sind. Ein Zweig der

---

*) Lächerliche Anachronismen finden sich nicht selten auf Gemälden. Ein lächerlicher Anachronismus ist es, wenn auf einem Gemälde, welches die Aufopferung Isaaks vorstellen soll, Abraham (§. 19.) eine geladene Flinte (§. 77.) auf seinen Sohn loszudrücken im Begriff steht; wenn die Evangelisten mit Schreibfedern, wie sie jetzt üblich sind (§. 48.), abgebildet werden; wenn auf einem, in der Sakristei des Eskurials befindlichen, Gemälde, welches das, von Jesus vorgenommene, Fußwaschen vorstellt, ein Jünger sich alle Mühe giebt, einem andern den Strumpf auszuziehen; oder wenn auf einem Bilde, die Schlacht Hermanns gegen Varus (§. 37.) vorstellend, man vor Pulverdampf (§. 63.) die Krieger nicht erkennen kann.

Chronologie ist die Synchronistik, oder die Kenntniß und Angabe der Gleichzeitigkeit einer Begebenheit mit andern. Der Synchronismus erleichtert nicht nur das Behalten der Begebenheiten selbst, sondern auch das Merken der Zeit *). Um aber die Begebenheiten nach der Zeit angeben zu können, muß ein gewisser Zeitpunkt angenommen werden, von welchem man ausgeht. Ehedem nahm man für die ältere Geschichte die Erschaffung der Welt, oder vielmehr die Zeit, von welcher die ersten Nachrichten von der bewohnbaren Erde anfangen, als den Zeitpunkt an, von welchem man zu zählen anfing, und für die neuern Zeiten: die Geburt Jesus. Allein sichrer ist es wohl, auch die Ereignisse, welche vor Christus Geburt vorfielen, durch Angabe der Zeit, wie lange sie sich vor diesem Zeitpunkte zutrugen, zu berechnen, und mithin durch die ganze Geschichte die Geburt Jesus als den Punkt, von welchem die Berechnung vorwärts und rückwärts beginnt, anzunehmen; denn die sogenannte hebräische Zeitrechnung, welche mit Erschaffung der Welt anfängt, ist ganz unsicher. Nach Einigen soll von da an, bis zum Jahr 1812. nach Christ. Geburt 5766 — nach Andern 5815, oder 5571, oder, wie die Russen zählen, 7319 Jahre verflossen seyn.

Der Zeitpunkt, bei welchem eine Zeitrechnung angefangen wird, heißt eine Aera. Außer der, bei uns

---

*) Wer z. B. weiß, daß die Reformation ins sechszehnte Jahrhundert fiel, der wird nun, wenn er sich erinnert, daß Karl V. Heinrich VIII. bei dieser Begebenheit vorkommen, sogleich die Frage beantworten können: wenn lebte Heinrich VIII.? u. s. w.

üblichen Aera von Christus Geburt (§. 34. und 48.) giebt es noch viele andre Aeren. So rechneten 1) die Juden a) vom Ausgang aus Aegypten (1483 Jahr vor Christ. Geburt), b) vom Salomon'schen Tempelbau (1062. vor Christ. Geburt), c) vom babylonischen Exil (597. vor Christ. Geburt); 2) die Griechen: a) von Eroberung Troja's (1184. vor Christ. Geburt) (§. 26.), b) von der ersten Olympiade (§. 27.) (776. vor Christ. Geburt); 3) die Römer: von Erbauung Roms (etwa 750. oder vielleicht genauer 753. vor Christ. Geburt) (§. 28.); 4) die Christen eine Zeitlang von der Verfolgung ihrer Glaubensbrüder unter dem Kaiser Diokletian (§. 36.). Mit dem 29. August des Jahres 284. nach Christ. Geburt fängt diese Aere an, welche auch ära Martyrum genannt wird. 5) Die Muhammedaner von Muhammeds Flucht (genannt Hedschra, woraus Hegira geworden ist) (622. nach Christ. Geburt) (§. 47). 6) Die Franzosen rechneten eine Zeitlang von der Begründung ihrer Freiheit von 1792 bis 1806. nach Christ. Geburt (§. 93. und 109.). Und so giebt es noch viele andre Aeren *).

Die Chronologie hat daher ihre große Schwierigkeiten, welche nicht nur a) in den mannichfaltigen Aeren, sondern auch darin liegen, daß man b) das Alter der Erde, oder die Anzahl der Jahre, welche von der Schöpfung der Welt, oder auch nur der Erde, bis zur Geburt Jesus verflossen sind, nicht mit Sicherheit angeben kann; c) daß der Zeitraum, welchen man ein

---

*) Remer's Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. S. 167. u. f. w.

Jahr nennet, nicht zu allen Zeiten einerlei Länge hatte, und hier nach Monden- dort nach Sonnenjahren gerechnet wurde *).

§. 5.

Ort, wo sich die Begebenheiten ereigneten.

Endlich fragt man auch 4): wo ist etwas Merkwürdiges geschehen? Diese Frage wird beantwortet durch Angabe des Orts, oder des Landes, in welchem die merkwürdige Veränderung vorfiel. Alle Veränderungen, mit welchen uns die Geschichte bekannt macht, ereigneten sich auf der Erde. Zur vollständigen Kenntniß geschichtlicher Begebenheiten gehört also auch Kenntniß der Beschaffenheit der Oberfläche der Erde, oder Geographie (Erdbeschreibung), sowohl alte, als mittlere und neuere, ingleichen Statistik, oder Kenntniß der bürgerlichen Verfassung der Völker, ihrer natürlichen oder künstlichen Erzeugnisse ꝛc. — die der ältern Völker wird Alterthumskunde (Archäologie) genannt. — Dieses sind daher Hülfswissenschaften der Geschichte, und Landcharten unentbehrliche Hülfsmittel dabei.

§. 6.

Verschiedene Arten der Geschichte.

Sieht man 1) auf die Begebenheiten selbst, welche sich zutrugen: so findet man, daß diese, ihrem Inhalte nach, sehr verschieden sind. Manche sind von der Art, daß dadurch vorzüglich der äußre Zustand der Bewohner ganzer Erdtheile sowohl, als einzelner Län-

*) Hegewisch Einleitung in die historische Chronologie. Altona 1811.

der verändert ward; andre wirkten mehr auf die Veränderung des innern Zustandes der Menschen überhaupt, durch Veredlung oder Verschlechterung. Nach dieser Verschiedenheit der Begebenheiten selbst kann man nun auch verschiedene Arten der Geschichte unterscheiden.

Alle merkwürdige Veränderungen überhaupt, welche sowohl den innern als äußern Zustand der Menschen betrafen, erzählt die allgemeine Menschengeschichte (Universalgeschichte). Diejenigen besondern Ereignisse, welche vorzüglich den politischen Zustand der Völker, oder die Einrichtung und Abänderung ihrer bürgerlichen Verfassung betreffen, sind der Gegenstand der politischen Geschichte (Völker- oder Staatengeschichte). Die stufenweisen Fortschritte des menschlichen Geistes in der Bildung (Kultur) erzählt die Kulturgeschichte. Diese zerfällt wieder in mehrere besondre Gattungen, welche von den verschiedenen Zweigen der Kultur, die darin berücksichtigt werden, ihre Namen erhalten. So giebt es nicht nur eine Geschichte der Wissenschaften überhaupt, sondern auch eine Geschichte jeder besondern Wissenschaft, z. B. der Religionswissenschaft, der Rechtskunde, der Arzneikunde, der Philosophie ꝛc., und selbst eine besondre Geschichte jedes einzelnen Zweiges jeder dieser Wissenschaften: eine Geschichte der Mathematik, der Geographie, und selbst der Geschichte (der Bearbeitung der Geschichte in verschiedenen Zeitaltern). Die Veränderungen, welche sich in Ansehung der religiösen Meinungen und Gebräuche ereignet haben, erzählt die allgemeine Religionsgeschichte. Die Geschichte der christlichen Religion wird oft auch Kirchengeschichte genannt. Die religiöse Sprache pflegt die, in der Bibel aufbe-

wahrten, Erzählungen die heilige Geschichte zu nennen, und bezeichnet dann jede andere Art der Geschichte durch den Gegensatz: Profangeschichte. So giebt es ferner nicht nur eine Kunstgeschichte überhaupt, sondern es läßt sich auch eine Geschichte jeder besondern Kunst, z. B. der Dichtkunst, der Malerei ꝛc., jedes wichtigen bürgerlichen Gewerbes und Geschäfts, z. B. der Handlung, der Handwerke ꝛc., ja selbst eine besondre Geschichte einzelner Kunstwerke, z. B. der Schießgewehre, der Perücken ꝛc., aufstellen.

2) Was die, in der Geschichte bemerkenswerthe, Personen anlangt: so kommen alle vorzüglich merkwürdige Personen aller Zeiten und Länder in der allgemeinen Menschengeschichte vor, und diejenigen, welche sich in einer oder der andern Rücksicht besonders ausgezeichnet haben, finden ihren Platz in der speciellen Geschichte, die sich mit den Gegenständen beschäftigt, auf welche die wichtige Wirksamkeit dieser Personen sich vorzüglich bezog. Auch in dieser Rücksicht kann es ganz specielle Geschichten geben, z. B. (Flögel's) Geschichte der Hofnarren. — Lebensbeschreibungen merkwürdiger Menschen werden auch Biographieen genannt. Längre oder kürzre Nachrichten von jüngstverstorbenen Personen, oder die bloße Anzeige ihres Todes pflegt man auch Nekrologe zu nennen.

3) In Rücksicht auf die Zeit zerfällt die Geschichte in die älteste (Urgeschichte, Vorgeschichte), in die alte, welche gewöhnlich bis zur großen Völkerwanderung (400 Jahr nach Christ. Geburt), in die mittlere, welche bis zur Reformation (1517. nach Chr. Geb.), und in die neure welche bis auf unsre Zeiten geht. Die neusten Ereignisse begreift man auch unter dem

Namen der Zeitgeschichte, der Tagesgeschichte, der Geschichte des Tages. Zur schnellen Bekanntmachung dieser Ereignisse sind Flugschriften oder fliegende Blätter vorhanden, von welchen einige den Namen der Zeitungen, Tageblätter, Journale ꝛc. führen. Doch sind diese Blätter nicht immer so beschaffen, daß sie für echte Quellen der Geschichte gelten könnten.

Sieht man endlich 4) auf den Ort, wo sich die Begebenheiten ereignet haben: so ist es die allgemeine Menschengeschichte, deren Gegenstand die bekannten merkwürdigen Ereignisse ausmachen, welche auf der ganzen Erde vorgefallen sind; es ist die Staatengeschichte, in welcher die, in einzelnen Ländern vorgefallenen, Veränderungen berichtet werden; es ist die Geschichte eines bestimmten Ortes, welche sich mit der Erzählung der merkwürdigen Vorfälle beschäftigt, die sich in diesem Orte zutrugen, oder ihn betrafen. Eine, nach der Tagefolge abgefaßte, Erzählung der merkwürdigsten Vorfälle, die sich in einem Orte zutrugen, heißt eine Chronik. Obgleich für die Geschichte von Chroniken nur mit großer Vorsicht Gebrauch gemacht werden kann: so enthalten sie doch oft brauchbarere Materialien, als man sie in vielen, nicht immer, ohne, der historischen Treue nachtheiligen, Einfluß geschriebenen, politischen Zeitungen findet, und es ist sehr zu bedauern, daß man in neuern Zeiten dergleichen Sammlungen vielleicht für zu mühvoll oder für überflüssig gehalten hat. In vorigen Zeiten machten sich selbst Handwerker und Ungelehrte durch das Anlegen und sorgfältige Fortführen einer Chronik um die Geschichte verdient *).

*) So ward von Andreas Höhl, einem Klingenhändler und

§. 7.

Wichtigkeit der Geschichte für denkende Jünglinge.

Vorzüglich wichtig muß dem denkenden Jünglinge die Bekanntschaft mit der Geschichte seines Vaterlandes seyn; denn als künftiger Staatsbürger soll er sich durch edeln Patriotismus begeistert und erwärmt fühlen, dem Dienste des Vaterlandes seine Kräfte zu weihen. Zur Belebung einer thätigen Vaterlandsliebe kann aber die Geschichte des Vaterlandes ungemein viel wirken; denn sie führt die Geister ehrwürdiger Patrioten der Vorzeit vor seinen Blick, und weiset ihn auf das Gute, Schöne, Große, und Edle hin, das durch ihre Thätigkeit zum Wohl des Vaterlands gewirkt ward. Allein der denkende Jüngling soll sich nicht blos als künftigen Staatsbürger, sondern auch als Weltbürger betrachten; sein Gemüth soll sich nicht blos von Vaterlandsliebe, sondern auch von Weltbürgersinn, von edlem Gemeingeiste beseelt fühlen. Darum darf ihm auch die allgemeine Menschengeschichte nicht ganz unbekannt bleiben; er muß vielmehr mit den wichtigsten Veränderungen, welche sich unter allen Völkern aller Erdtheile, zu allen Zeiten ereignet haben; er muß besonders mit den wichtigen Begebenheiten bekannt seyn, welche bedeutende Folgen für mehrere Staaten hatten, oder durch welche doch die deutlichere Einsicht in den Zusammenhang dieser Begebenheiten erleichtert wird.

Rathskellerschreiber in Leipzig, die Chronik dieser Stadt, die schon sein Vater, der Schuhmacher, Martin Höhl, angefangen, und bis zum Jahre 1611. gebracht hatte, bis zum Jahr 1664. fortgesetzt.

§. 8.

Nächster Zweck bei der Bekanntschaft mit der Geschichte.

Ohne Zweifel ist es der sehr natürliche Wunsch, sich das Gegenwärtige aus dem Vergangnen erklären zu wollen, der in dem denkenden Jünglinge die Lust erweckt, sich mit der Geschichte bekannt zu machen. Wer mit Aufmerksamkeit um sich her blickt, den führt nicht nur jedes menschliche Kunstwerk, jede vorhandene menschliche Einrichtung, ja selbst die ihn umgebende Natur in die Vergangenheit, und, wenn er die erwünschten Aufschlüsse finden will, in die Geschichte zurück. Bei jedem Kunstwerke, das wir vor uns sehen, bei dem Wohnhause, bei der Wind- und Wassermühle, der Orgel ꝛc. bieten sich dem wißbegierigen jungen Menschen die Fragen dar: Wenn? Wo? und durch wen mögen die ersten Versuche zur Verfertigung dieser Dinge gemacht worden seyn? Eben so nahe liegt eine ähnliche Frage, bei dem aufmerksamen Blicke auf die Anstalten, Einrichtungen, Sitten und Gewohnheiten, die man im geselligen Leben antrifft. Wenn? und wo mag man zuerst darauf gefallen seyn, z. B. die Kirchen mit Thürmen zu versehen, durch Glockengeläute zu religiösen Versammlungen zu rufen ꝛc.? Wer war es, der den ersten Gedanken dazu hergab, oder diesen Gedanken zuerst ausführte? Seit wenn kam man darauf, Taback zu rauchen, zu schnupfen? ꝛc. Selbst die Natur, in sofern sie durch den Fleiß der Erdbewohner bearbeitet und verschönert worden ist, giebt zu ähnlichen Fragen Anlaß. Wo? wenn? und durch wen ist zuerst der Ackerbau betrieben? Wo und durch wen ist er vervollkommet? Wenn, und wo mag wohl zuerst eine, mehr oder weniger geschmackvolle, Gartenanlage erfunden oder dargestellt

worden seyn? Seit wenn werden in unserm Vaterlande diese Getreide-, jene Frucht- oder Blumenarten ꝛc. gezogen? Woher kamen sie zu uns, und durch wen wurden sie hergebracht? Solche und ähnliche Fragen, auf welche, wenn sie anders beantwortlich sind, die Antwort nur in der Geschichte gesucht werden kann, bieten sich dem aufmerksamen und nachdenkenden Erdbewohner in großer Anzahl dar. Ja, selbst mehrere Benennungen und Ausdrücke, welche man häufig zu hören Gelegenheit hat, z. B. Labyrinth (§. 23.), Matador (§. 79.) triumphiren (§. 32.) stoisch, epikuräisch (§. 30.) und unzählige andre können nur durch Hülfe der Geschichte ganz verständlich gemacht werden. Durch den Wunsch, sich das Gegenwärtige — es betreffe Einrichtungen, Gewohnheiten, oder Kunstwerke ꝛc., — aus dem Vergangnen zu erklären, d. h. zu erfahren, wenn? wo? und durch wen es zuerst versucht oder ausgeführt worden ist, wird das Verlangen nach Bekanntschaft mit der Geschichte erzeugt; und die Befriedigung der auf die erwähnten Gegenstände gerichteten, Wißbegierde ist der nächste Zweck, welchen man durch die Geschichte zu erreichen sucht. Diese Wißbegierde, die Anfangs nur nach einzelnen Dingen forscht, erweitert sich bei steigender Geistesbildung; ihre Forschungen werden nun allgemeiner und umfassender, und lösen sich zuletzt in die Fragen auf: Welcher Grad von geistiger, ästhetischer, moralischer und religiöser Bildung, welcher Grad von Wohlstand herrschte zu verschiedenen Zeiten unter den Menschen überhaupt, oder unter verschiedenen Völkern? Durch wen? wann? und wo? wurden nützliche Entdeckungen und Erfindungen in den verschiedenen Fächern des menschlichen Wissens gemacht? Wodurch

ward allmälig hie und da eine höhere Bildung befördert, oder gehemmt? Auf Beantwortung dieser und einiger andren, mit diesen genau zusammenhängenden Fragen scheint das ganze Streben der historischen Wißbegierde gerichtet zu seyn. Dieß sind aber keinesweges Fragen der bloßen Neugierde, sondern es sind Fragen der edlen Wißbegierde, von denen sich bei einigem Nachdenken einsehen läßt, daß sie mit der Bestimmung des Menschen verständig, sittlichgut und glückselig zu werden, in naher Beziehung stehen.

§. 9.

Werth der Geschichtskunde überhaupt und insbesondre der allgemeinen Menschengeschichte.

Die Geschichte gewährt nicht nur Unterhaltung, sondern auch vielfache Belehrung. Unterhaltung — schon darum, a) weil ihre Erzählungen unser Geschlecht betreffen, bei dessen Thaten und Schicksalen bald Bewunderung und Freude, bald aber auch Gefühle andrer Art, als Mitleid oder Unwille, entstehen werden; b) aber auch die Abwechslung und Mannichfaltigkeit, welche bei den, in der Geschichte vorkommenden, Begebenheiten und Personen statt findet, so wie c) die Veranlassung, welche sie zu Vergleichungen zwischen frühern und spätern Zeiten, zwischen früher- und späterlebenden Personen giebt, machen die Geschichte zu einer sehr unterhaltenden Wissenschaft. Aber sie verdient vorzüglich darum nicht vernachlässigt zu werden, weil sie in vielfacher Rücksicht ungemein lehrreich werden kann. Zwar trägt sie, besonders bei mechanischen Geschäftsleuten, nicht unmittelbar zum Broterwerbe bei; allein auch selbst der

Handwerksmann, dessen Arbeiten einigen Kunstsinn und Geschmack verrathen sollen, kann in dieser Rücksicht in der Geschichte manchen belehrenden Wink zur geschmackvollern und bessern Betreibung seines Berufs finden (§. 27.) Der Künstler und Kaufmann darf wenigstens mit einzelnen Zweigen derselben nicht unbekannt seyn, wenn er sein Fach gehörig verstehen und betreiben will. Doch nicht blos das, was uns in den Stand setzt, unsern bürgerlichen Beruf glücklicher zu betreiben, ist ein wichtiger Gegenstand unsers Wissens. Wenigstens eben so wichtig und noch wichtiger ist das, was dazu beiträgt, daß wir als Menschen, an Geist und Gemüth gebildet, durch frommen Glauben und edle Hoffnungen erwärmt, uns von regem Eifer, Gutes zu stiften beseelt fühlen. Und in dieser Rücksicht kann die Geschichte überaus lehrreich für uns werden. Sie kann 1) den Glauben an die Würde der Menschheit in unserm Gemüthe beleben; denn a) sie lehrt uns den stufenweisen Gang kennen, welchen das menschliche Geschlecht bei seiner Bildung nahm. Die Geschichte bestätigt es, daß Vervollkommnungsfähigkeit (Perfektibilität) die Eigenschaft sey, durch welche sich die Menschheit vor den übrigen Geschöpfen der Erde auszeichnet. Die, mit Kunsttrieben begabten, Thiere (Spinnen, Wespen, Bienen u. a.) verfertigen ihre Kunstwerke noch eben so, wie sie vor Jahrtausenden von einer jeden dieser Thierarten verfertigt wurden; aber der Mensch rückt nach und nach der Vollkommenheit näher; die spätere Generation, welche gleichsam auf den Schultern der vorhergehenden steht, kann das verbessern und vervollkommnen, was ihr von ihrer nächsten Vorwelt hinterlassen wurde.

Die Geschichte verschweigt uns zwar auch nicht die Greuelthaten, durch welche Menschen ihre Würde entehrten; aber sie stellt uns auch so manches Herrliche und Große auf, das von Menschen gethan ward. b) Obgleich der sittliche Werth edler und großer menschlichen Thaten von der Geschichte unabhängig ist: so kann doch die Geschichte das Gefühl dieses Werths beleben, indem sie uns lehrt, daß die wohlthätigen Folgen heilsamer Erfindungen, Entdeckungen und andrer nützlichen Thätigkeiten des menschlichen Geistes oft bis in die späteste Zukunft fortdauern. 2) Giebt es irgend eine Wissenschaft, welche den Glauben an eine weise Weltregierung in dem religiösen Gemüthe stärken kann: so ist es die Geschichte; denn sie lehrt a) daß wohlthätige Anstalten oft nach vielen Vorbereitungen und vergeblich scheinenden Bemühungen endlich doch zu Stande kamen; b) daß Menschen, indem sie ihre selbstsüchtigen Zwecke verfolgten, dennoch die höhern Absichten der göttlichen Vorsehung mit befördern helfen mußten. 3) Sie macht das Verstehen mehrerer Schriften, Kunstwerke und Gespräche, in welchen historische Beziehungen vorkommen, möglich. 4) Sie kann uns nicht nur vor manchem Vorurtheile, sondern auch vor Einseitigkeit im Urtheilen überhaupt bewahren und uns über Ereignisse unsrer Zeit mit Besonnenheit, Mäßigung und vernünftiger Schonung urtheilen lehren; denn a) sie lehrt, daß Neuerungen sehr oft, wenn auch nicht immer, Verbesserungen waren — daher kann sie uns gegen das Vorurtheil des Alterthums sichern; — b) sie lehrt, daß auch in der Hütte große Geister geboren wurden — daher kann sie uns vor dem Vorurtheile des Standes bewahren;

c) sie lehrt endlich, daß unangehme und drückende Ereignisse nicht selten eine höhere Bildung herbeiführten; — daher kann sie die ungerechten Klagen über drückend scheinende Ereignisse der Zeit mindern. Ueberhaupt setzt uns die Geschichte in den Stand, über unser Zeitalter und über die Erscheinungen desselben richtiger zu urtheilen, als es diejenigen können, welche mit der Geschichte ganz unbekannt sind. Wer mit dieser lehrreichen Wissenschaft vertraut ist, der wird über ungewöhnliche Ereignisse nicht nach dem ersten Eindrucke des gegenwärtigen Augenblicks absprechen, sondern er wird sich bei seinem Urtheile von den Resultaten, welche er aus den Ereignissen der frühern Zeiten gezogen hat, leiten lassen. Die Geschichte kann uns nicht nur 5) zur Dankbarkeit gegen die Verdienste der Vorwelt, deren Arbeit, Kampf und Blut wir zum Theil die höhere Vollkommenheit unsers Zeitalters verdanken, sondern auch 6) zur Schätzung der ganzen Menschheit ermuntern; denn sie lehrt uns a) die bessern Schätze der Erkenntniß, deren wir uns erfreuen, als das Werk der vereinten Bemühung der thätigen Menschheit betrachten; b) sie macht uns aber auch die Fortschritte bekannt, welche, außer unserm Vaterlande, auch in andern Ländern zur Kultur, Civilisirung und Humanisirung gemacht wurden und noch gemacht werden; und durch das Interesse, welches wir daran nehmen, kann Humanität und Gemeingeist in uns belebt werden. 7) Sie kann uns zu einer gemeinnützigen Wirksamkeit erwecken, indem sie uns nicht nur a) den Gewinn, der von den Arbeiten der Vorwelt uns zu Theil wird, als eine Schuld ansehen lehrt, die wir der kommenden Generation abzutragen verban-

den sind; sondern uns auch b) in den edeln Thaten, welche sie uns erzählt, die vielen, zur Veredlung und Beglückung unsers Geschlechts, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch unternommenen, Anstrengungen vorhält. Daß aber das Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Glückseligkeit, welches uns die Vorwelt hinterließ, durch neue Schätze vermehrt, an die Nachwelt übergeben werde, dazu kann jeder, sein Berufsgeschäft sey, welches es wolle, wenigstens etwas beytragen. Endlich 8) kann man aus der Geschichte Gewinn für Menschenkenntniß und Lebensklugheit schon in der Jugend ziehen; denn sie weist uns oft auf die Triebfedern menschlicher Handlungen hin und macht uns selbst mit den Hindernissen bekannt, welche die Ausführung manches Guten fand.

§. 10.

Eintheilung der Geschichte in Perioden.

Weil der Begebenheiten, welche in der Geschichte vorkommen, sehr viele sind: so muß man sich das Auffassen und Behalten derselben durch Hülfsmittel zu erleichtern suchen. Wenn man ein Mannichfaltiges von solchen Gegenständen vor sich hat, welche zu gleicher Zeit vorhanden sind und daher beschrieben werden: so erleichtert man sich das Merken und Behalten derselben dadurch, daß man sie, nach ihrer größern oder geringern Gleichartigkeit, unter gewisse Klassen bringt, oder ordnet und mithin Eintheilungen macht, wie dieß z. B. in der Naturbeschreibung geschieht. In der Geschichte aber, welche es mit Begebenheiten zu thun hat, die in der Zeit erfolgten, macht man Abschnitte nach der Zeit, oder Perioden. Man

setzt nämlich gewisse Momente (Zeitpunkte), fest, wo man stille steht, um nach einem längern Wege auszuruhen und ihn noch ein Mal zu überschauen. Diese Momente nennt man Epochen. Von besonders merkwürdigen Begebenheiten oder Personen pflegt man daher zu sagen: sie machen Epoche. Der Zeitraum, welcher von zwei solchen Epochen eingeschlossen wird, heißt eine Periode, d. h. ein Zeitumfang von einer besonders merkwürdigen Begebenheit bis zur andern. Bei derselben merkwürdigen Begebenheit oder Person, mit welcher die vorhergehende Periode schließt, wird die folgende Periode wieder angefangen. Welche Epochen man zu Grenzpunkten, d. h. zu Anfangs- und Endpunkten der Perioden festsetzt, das hängt zum Theil von der besondern Rücksicht ab, die man bei der Geschichte nimmt. Sind es vorzüglich die Veränderungen der Staatsverhältnisse, auf welche man den Blick richtet: so müssen politisch-merkwürdige Ereignisse und Personen als Epoche machend angenommen werden; z. B. Cyrus, (§. 24.) Alexander u. s. w. (§. 31.), die große Völkerwanderung (§. 43.) u. a. Sind es aber die Fortschritte in der Bildung, welche uns besonders interessiren: so werden ausgezeichnet wichtige Kulturanstalten und diejenigen Personen, welche sich um die Beförderung derselben ein vorzügliches Verdienst erwarben, als die End- und Anfangspunkte einer Periode festgesetzt. Da die allgemeine Menschengeschichte, bei dem hier beabsichtigten Zwecke, mehr auf die Kultur- als auf die politischen Verhältnisse Rücksicht nehmen wird: so sind folgende Sechs Perioden angenommen worden:

I. Periode: Die ältesten Nachrichten von dem Menschengeschlechte, bis auf Moses; von einem unbestimmten Anfange vom Jahr 0 — 1530. vor Christ. Geburt.

II. Von Moses, bis Sokrates von 1531 — 400 vor Christ. Geburt.

III. Von Sokrates, bis zur Ausbreitung des Christenthums 400 vor Christ. bis 40 Jahre nach Christ. Geburt.

IV. Von der Ausbreitung des Christenthums, bis Karl den Großen 40 — 800 nach Christ. Geb.

V. Von Karl dem Großen, bis zu Luther oder zur Reformation 800 — 1517.

VI. Von der Reformation, bis auf unsre Zeiten 1517 — 1812.

Verschiedene Methode, bei dem Vortrage der Geschichte.

Man findet in den Lehrbüchern der Geschichte die, darin erzählten, Begebenheiten nach einer verschiedenen Anordnung vorgetragen. Synchronistisch heißt das Verfahren bei dem Vortrage, wenn die Geschichte in Perioden getheilt wird, in welche man die merkwürdigen Begebenheiten aller der Völker, welche in dieser Periode, (in diesem festgesetzten Zeitraume, in diesem terminus a quo ad quem) auf dem Schauplatz erscheinen, nach der Reihe zusammenstellt und so weit fortführt, als sie in diese Periode gehören; ethnographisch wird die Methode genannt, wenn man die merkwürdigen Ereignisse jedes Volks einzeln, von

seiner Erscheinung an, bis zu seinem Verschwinden, oder bis auf die gegenwärtige Zeit ununterbrochen betrachtet; wenn man also z. B. die Geschichte Aegyptens von den ersten Nachrichten an, welche wir von diesem Lande haben, beginnt und sie ununterbrochen bis auf den Zustand dieses Landes, wie er heutiges Tages ist, fortführt; annalistisch, (von annus das Jahr): wenn man, nach Art der Chroniken, (der Zeitregister) die, nach der Folge der Jahre vorgefallenen, Merkwürdigkeiten erzählt; geographisch: wenn man die Eintheilung der Erde in fünf Theile zum Grunde legt und die Geschichte jedes Erdtheils im Allgemeinen und Besondern, d. h. nach den verschiedenen darin lebenden Völkern, durchführt. Zuweilen lassen sich mehrere dieser Methoden mit einander verbinden. Und dieser Weg ist bei diesem Ueberblicke der Geschichte, welchem das synchronistische Verfahren zur Grundlage dient, eingeschlagen worden.

Erste Periode

der allgemeinen Menschengeschichte.

Aelteste Nachrichten von dem Menschengeschlechte bis auf Moses. Von einem unbestimmten Anfange, bis zum J. 1530. vor Christus Geburt.

§. 11.

Bildung der Erde.

Die Veränderungen, welche uns die Menschengeschichte erzählt, wurden durch Menschen bewirkt (§. 3.) und fielen auf der Erde, dem Wohnplatze des menschlichen Geschlechts, vor (§. 5.). Daß die Erde und der Mensch durch Gott erschaffen sey, dieß ist dem religiösen Menschen eine unbezweifelte Wahrheit. Allein, ungeachtet dieser festen Ueberzeugung, bleibt es doch eine sehr verzeihliche Frage: seit wenn ist die Erde da? seit wenn leben Menschen auf derselben? Eine sichere Antwort auf diese Fragen ist bisher noch nicht gefunden worden, und dürfte auch wohl schwerlich jemals gefunden werden. Gleichwohl hat man doch, schon in frühern Zeiten, diese Fragen zu beantworten versucht und eine Zeitrechnung in dieser Rücksicht vorgenommen. Dieser Berechnung zufolge, sollen seit der Schöpfung der Erde, oder vielmehr der ganzen Welt, jetzt beinahe 6000 Jahre verflossen seyn. Allein man

hat gegen die Richtigkeit dieser Rechnung manche, nicht ungegründet scheinende, Zweifel erhoben. Eine eigentliche Geschichte der Schöpfung der Erde, oder eine, auf Beobachtung gegründete, Erzählung, wie es bei der Entstehung derselben zugegangen sey, kann es für die Menschen nicht geben, weil kein beobachtender menschlicher Zeuge bei der Schöpfung gegenwärtig seyn konnte. Sehr vernünftig äußern sich indessen darüber zwei der ältesten, in Form der Lieder abgefaßte, Urkunden des Menschengeschlechts, welche in den ältesten hebräischen Religionsschriften, und zwar in dem ersten Buche Moses aufbewahrt sind. *) In diesen Liedern wird aber auch nur gesagt, daß Gott im Anfange Himmel und Erde, und dann den Menschen nach seinem Bilde erschaffen habe. Allein desto weniger hat man es an Muthmaßungen über die Entstehung und Ausbildung der Erde (Geogenie) fehlen lassen. Fast jedes Volk hat eine Erzählung über den Ursprung der Welt. Schon bei den ältesten Völkern, welche uns die Geschichte kennen lehrt, finden sich aufbehaltne Meinungen über die Entstehung und Ausbildung der Welt (Kosmogenien); sogar bei den Wilden des, am spätesten entdeckten, fünften Erdtheils, Australien, findet man sie. Es läßt sich schon vermuthen, daß diese Meinungen um so sonderbarer seyn werden, je weniger sie auf Kenntniß von den Wirkungen der Kräfte und Gesetze der Natur gebaut sind. Einige von denen, deren Meinung über den Ursprung der Welt uns

*) Die erste geht von Kap. 1. bis Kap. 2. V. 1. 3.; die andere fängt mit dem 4. V. des 2. Kap. an, und verbreitet sich vorzüglich über die Urmenschen.

aufbehalten ist, nahmen einen ewigen Urstoff der Dinge an, welchen sie mit dem unbestimmten und daher vieldeutigen Namen Chaos benannten. Man verstand darunter die rohe, unausgebildete Materie, oder eine ungeheure Masse, ein rohes Gemisch von allerlei gestaltlosen, durch einander geworfenen Urstoffen, (Elementen, elementarischen Körpern), aus welchen alle Weltkörper hervorgegangen wären. *) Noch Andere nahmen verschiedenartige Körperchen an, welche aber so klein gewesen wären, daß sie von menschlichen Sinnen nicht hätten wahrgenommen werden können. Man benannte sie mit dem griechischen Namen Atomen. Von diesen Atomen glaubte man, (wenigstens wird es in ältern Dichtern so vorgestellt,) sie hätten den ganzen Raum des Weltalls angefüllt, sich im unaufhörlichen Wirbeltanze herumgetrieben und dadurch, daß sie sich nach und nach an einander angehängt und mit einander verbunden hätten, wäre die Welt entstanden. Abgeschmacktere Dichtungen finden sich in den Meinungen anderer, sowohl älterer, als neuerer Völker. So glauben die Canadier, ein Volk in Nordamerika, Himmel, Erde und Menschen hätten ihr Daseyn einer Frau zu verdanken. Diese sey in der Luft herumgeflogen und habe etwas Festes gesucht, um darauf ausruhen zu können. Eine Schild-

*) Jetzt bezeichnet man in der Sprache des täglichen Lebens, mit dem Ausdrucke Chaos den unordentlichen und verworrenen Zustand eines Dinges. Eine Schrift, ein Vortrag, ein Gedicht, in welchem kein Plan, kein Zusammenhang anzutreffen ist, wird nicht selten ein wahres Chaos genannt.

kröte habe ihren Rücken der Suchenden zur Ruhe dargeboten. Bald hätten sich um die Schildkröte die Unreinigkeiten des Meeres gesammelt und — so wäre die Erde gebildet worden. —

Allein obgleich die Meinungen, auf welche man durch spätere Forschungen über den Ursprung der Erde kam, zum Theil vernünftiger sind, als die bereits erwähnten: so sind doch auch sie nichts weiter, als Vermuthungen oder Voraussetzungen (Hypothesen), von welchen die eine mehr, die andre weniger Wahrscheinlichkeit hat. *) Nach Einigen ist die Erde durch Feuer, nach Andern durch Wasser entstanden. Diejenigen, welche der ersten Meinung zugethan sind, nennt man Vulkanisten; die, welche die andre Entstehungsart der Erde annehmen, heißen Neptunisten. Noch Andre haben beide Meinungen zu vereinigen gesucht, oder neue Hypothesen aufgestellt. Vollständigere Belehrungen über diesen Gegenstand gehören in die physische Geographie. **) Hier nur so viel: Millionen Sonnensysteme sind es, welche man unter dem Namen der Welt begreift. Von diesen ist die Erde, welche 5400 deutsche Meilen im Umkreise hat und deren Durchmesser 1719 geographische Meilen enthält, nur ein sehr kleiner Theil. Wäre eine Durchreise durch die Erde möglich, so würden dazu 143 Tage nöthig seyn. Wer jeden Tag 10 Meilen reiste, würde 1½ Jahr nöthig haben, die Erde zu um-

*) Wagner's Naturwunder und Ländermerkwürdigkeiten 6r Th. S. 9. ff.

**) Gaspari Handbuch der Erdbeschreibung 1r Bd. 1te Abth. S. 374.

reisen. Von der ganzen Erde ist nur der vierte Theil festes Land; die übrigen drei Theile sind Wasser. Nach den angestellten Beobachtungen und Forschungen der Naturkundiger ist es sehr wahrscheinlich, daß die Erde ehedem eine, ganz vom Meere oder von einer trüben Fluth umschlossene, weichere Masse gewesen sey. Diese Masse enthielt alle Bestandtheile, aufgelöst in sich, und aus derselben bildete sich, durch Niederschläge, die jetzige Erdrinde. Ehe diese das wurde, was sie jetzt ist, erlitt sie vielfache Revolutionen. Daß im Innern der Erde Feuer vorhanden sey, welches sich von Neuem entzündet, das läßt sich aus den Veränderungen schließen, welche noch jetzt auf der Oberfläche der Erde fortdauern. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß durch die Wirkungen dieses innern Feuers auch ehemals, wie es noch jetzt geschieht, hier ausgebrannte Theile einsanken, dort andre in die Höhe geschleudert wurden, welche nun über der Wasseroberfläche hervorragten. Die, durch heftige Stürme empörte, Fluth drang in die lockere Erde ein, hölte Busen aus, riß Theile, als Inseln, ab und spülte das erhöhte Land wieder aus einander. Aus dem schlammigen Wasser sammelten sich die Erden, und sanken, wie bei einem sogenannten chemischen Niederschlage, zu Boden. Die Wirkungen des Feuers im Innern der Erde veranlaßten allerhand Schmelzungen der gesenkten Massen; dadurch wurden diese geläutert, und so entstanden nach und nach Felsen, welche der Wuth der Stürme und des Meeres widerstanden. Diese Felsen sind das, was bleibt, wenn man sich alle lockere Erde und alles Wasser wegdenkt. Sie müssen viel älter seyn, als die jetzige Gestalt unsrer Erde. Man pflegt

diejenigen Berge, welche nicht durch Ueberschwemmungen und feuerspeiende Berge entstanden sind, die eigentlichen Urgebirge zu nennen. Sie bestehen aus festen Steinmassen (Granitsteinen) und wurden gebildet, ehe es noch organische Wesen auf Erden gab. Durch diese Urgebirge werden die lockern und flüssigen Theile zusammengehalten; daher man sie mit den Knochen des menschlichen Körpers verglichen hat. Auf diese uranfänglichen Gebirge haben sich die Flözgebirge — das sind diejenigen, welche aus Flözen, oder fast horizontalen Lagen verschiedener Erd- und Steinarten, bestehen — in ordentlichen Schichten gelagert. Erst nach der Senkung jener Urgebirge wurden dem Meere seine Grenzen bestimmt, daß es nun nicht mehr mit der Gestalt des Landes, welches jetzt gleichsam einen Anhalt hatte, spielen konnte.

Daß die Erde ehedem mit Wasser bedeckt gewesen sey und daß sich auf die angegebene Weise das feste Land gebildet habe: dafür hat man die Beweise in der innern Beschaffenheit der Erde selbst zu finden geglaubt. In ihrem Innern trifft man nämlich bald Schichten von Erde mit versteinerten Muscheln und Seepflanzen, bald Lagen von vulkanischer Asche, bald Gartenerde an. Ja sogar Abdrücke von Seefischen und Seepflanzen findet man im Schiefer. Viele Zehntausende von Jahren scheint daher die Erde ein Spiel des Wassers und Feuers gewesen zu seyn. Schon aus den Harzhölen wollen Naturkundige ein zwanzigtausendjähriges Alter der Erde beweisen; und der große Naturforscher Büffon (§. 108.) hat darzuthun versucht, daß ein Hügel von Thonschichten, welcher nur tausend Faden hoch ist, 14,000 Jahre zu seiner Entstehung

nöthig gehabt habe. Daß aber so früh, als man, nach diesen Untersuchungen, das Alter der Erde anzunehmen geneigt ist, noch keine Menschen auf der Erde gewesen sind, dieß scheint daraus zu folgen, weil man in den vorhin erwähnten Schichten keine Spuren von Menschenkörpern oder Kunstsachen entdeckt hat. So viele Aufmerksamkeit aber auch jene Forschungen über Alter und Ursprung der Erde verdienen: so ist dadurch noch keinesweges die tiefe Dunkelheit aufgehellt, welche über die frühere Geschichte unsers Planeten liegt. Ohne Zweifel hat unsere Erde, nicht nur ehe sie von Menschen bewohnt wurde, sondern auch nachher, viele Revolutionen erfahren und dadurch erst die gegenwärtige Gestalt ihrer Oberfläche erhalten. Das scheint sich wenigstens aus mehreren Entdeckungen, die man in dieser Rücksicht gemacht hat, zu ergeben; denn man findet in dem Schooße der Erde, in den Stein-, Thon-, Erd-, Sand- und Mergelschichten, allerlei Gewächse und Thiere versteinert und calcinirt, welche jetzt nicht mehr existiren und zum Theil ganz andrer Art, als unsere jetzigen, sind. Nur erst vor einigen Jahren hat man in Sibirien Knochen gefunden, welche größer als Elephantenknochen sind und ein vollständiges Skelett von einem vierfüßigen Thiere, welches man Mamuth genannt hat, zusammengebracht. Dieses Skelett wird in Petersburg aufbewahrt. Auch daraus schloß man auf frühere Revolutionen, welche die Erde erlitten haben muß. (Andern Nachrichten zu Folge soll indeß das Mamüth noch vorhanden seyn. Vergl. Neue Jugendzeitung. Jahrg. 1811. Stck. 132.) Noch später will ein Russischer Kaufmann, Syrawatskoi, im Eismeere eine Insel (Neusibirien genannt) entdeckt

haben, welche für die frühere Geschichte unsers Planeten nicht unwichtig zu seyn scheint, indem ein Naturforscher hier Vogelkrallen von einer Elle Länge gefunden haben will. Ob aber die Erde viel früher, als seit etwa 6000 Jahren, von Menschen bewohnt worden ist, das läßt sich nicht mit Gewißheit angeben.

§. 12.

Urmenschen. Wohnplatz.

In eben so tiefes Dunkel, als über den Ursprung der Erde liegt, ist auch die Geschichte der Urmenschen und ihr erster Wohnplatz gehüllt *). Asien war ohne Zweifel früher, als einer der andern Erdtheile, bewohnt; denn noch vor 3000 Jahren herrschte selbst im südlichen Theile Europa's eine fast unausstehliche Kälte. Hier scheint also für die ersten Bewohner der Erde kein tauglicher Wohnplatz gewesen zu seyn. Allein in Asien, besonders in dem mittlern Striche, herrscht ein mildes Klima. Die Gegenden an den romantischen Ufern des Euphrats und Tigris bis zum Indus hin, zeichnen sich durch ungemeine Fruchtbarkeit aus. Asien konnte also, um in einem beliebten Bilde zu reden, die Wiege des Menschengeschlechts seyn. Hier konnten die Erstlinge des Menschengeschlechts Alles das finden, was sie zu ihrer Erhaltung

---

*) Meiner's Untersuchungen über die Verschiedenheiten des Menschennaturel in Asien, in den Südländern, in den ostind. und Südseeinseln, nebst einer historischen Vergleichung der vormaligen und gegenwärtigen Bewohner dieser Continente und Eylande. Tübingen 1811.

bedurften. Mehrere Gattungen von Fruchtbäumen sind hier einheimisch. Der Kokosbaum trägt reife und unreife Früchte zugleich; die letztern geben ein schmackhaftes Getränk, das nur ausgedrückt werden darf. Ueberhaupt läßt sich die einzige Kokospalme auf die vielfachste Weise benutzen: das Holz dient zu starken Gebäuden; das Mark und die weichen Holzfasern des Gipfels können als Palmkohl genossen werden; aus der Blumenkolbe wird der Palmwein und aus diesem wird Zucker und Arrak und zuletzt Essig gewonnen; die Nuß giebt das erfrischende Kokoswasser; und, ist dieses älter geworden: — eine Art Milch, die, wie das Oel, ärztlichen Nutzen hat. Wird die Milch aufbewahrt: so setzt sie einen Rahm, woraus das berühmte Palmöl (Calappusöl) bereitet wird, welches nicht nur als Butter, sondern auch zum Einreiben des Haars und Körpers brauchbar ist, indem es denselben glänzend macht, die starke Ausdünstung mindert und die Insekten verscheucht; der Kern der Nuß, so schmackhaft wie die Mandel, giebt, zerschnitten, noch ein feineres Oel; die innere, braune Schale der Nuß kann zu Gefäßen, zu Trinkgeschirren, Löffeln u. s. w., ihre äußern Fasern aber können zu elastischen Tauen für die Schiffe, das Blatt als Schiefer zum Decken der Häuser, zu Sonnenschirmen, als Papier, und die Sägespäne können zum Schwarzfärben benutzt werden. Außer der so nützlichen Kokospalme, wachsen hier noch der Sago-, Brot-, Zitronen-, Pommeranzen-, Oliven- und Feigenbaum und der Weinstock. Von den östlichern höhern Gegenden Asiens aus wurden auch mehrere Getreidearten nach Europa verpflanzt; denn diese Getreidearten sind in diesen Gegenden Asiens einhei-

misch und gedeihen so glücklich, daß jedes Jahr zwei Aernten hat. Noch jetzt leben hier Völker, welche sich, ohne weitere Arbeit, blos von dem Ertrage des Erdbodens nähren. In den Bergländern hinter dem kaspischen Meere wächst die Gerste wild; in Baschkirien, in den Gebirgen Kaschimiriens, in Tibet, im Norden von Syrien reift das Korn viele Jahre lang ohne Saat und Anbau. In eben diesen Gebirgen sind auch diejenigen Thiere ursprünglich zu Hause, welche der Mensch bald zu zähmen und zu seinem Bedarfe zu benutzen suchte, als: der Auerochs, der Büffel, das Pferd, der Esel, die Ziege, das Kameel, das Schaf, das Schwein u. a.

Alle asiatische Völker fangen ihre Geschichte mit der Erzählung von einem ersten Manne und einer ersten Frau an. In den ältesten heiligen Schriften der Hebräer werden diese Erstgeschaffenen Adam (Erdenmann — ein Name, welcher ursprünglich die braune Farbe des leimichten Bodens, odes des Menschenfleisches bezeichnet —) und Eva genannt. Der Koran (§. 47.) nennt sie eben so. Im Zendavesta (§. 24.) heißen sie Meschia und Meschiane. Die Grönländer (§. 89.) nennen den ersten Menschen Kallak und lassen die Frau desselben bald darauf aus seinem Daumen entstehen. Die Menschen andrer Völker sind, nach ihrer Meinung, Abkömmlinge von Hunden *). Nach den vorerwähnten heiligen Urkunden der Hebräer war den Erstgeschaffenen zu ihrem ersten Aufenthalte ein Garten angewiesen, welcher mit einem, von den schö-

*) Die Fische entstanden dadurch, daß ein Grönländer Späne ins Meer warf!

nen Parks der persischen Könige entlehnten, Namen, Paradies, oder Eden (Land des Vergnügens) benennt wird. Die Urwohnplätze des ersten Menschenpaars nach ihrer jetzigen Lage bestimmt nachweisen zu wollen, ist schon darum ein ganz vergebliches Bemühen, weil in den uns aufbehaltenen ältesten Ueberlieferungen nicht alles wörtlich, sondern Vieles bildlich zu verstehen ist. *) Ueberdieß hat aber auch die Erde, nachdem sie schon von Menschen bewohnt war, so bedeutende Revolutionen erlitten, daß jene Wohnplätze, wenn auch nähere Beschreibungen von denselben vorhanden wären, schwerlich jetzt noch auszumitteln seyn dürften. Aber dessen ungeachtet hat es nicht an Versuchen gefehlt, bei welchen man dieß beabsichtigte. Man hat das Paradies nicht nur in bestimmten Gegenden Asiens, wie in dem reizenden Kaschemir **) (woher der Kasimir seinen Namen hat) oder Ceylon, sondern sogar in Holland und in Preußen gesucht.

Der Pic-Adams, der höchste Berg in ganz Indien, der in Osten von Kolumbo, der Hauptstadt auf Ceylon, steht, hat seinen Namen von einer Sage der Einwohner, nach welcher Adam hier geschaffen und begraben worden seyn soll. Sogar den Abdruck eines großen Menschenfußes, der in einem, auf der Spitze des Berges liegenden, glatten Steine bemerkbar ist, halten die Einwohner für einen nachgelassenen Eindruck von Adams Fußtapfen. Sie verehren daher diesen Berg, der überaus schwer zu ersteigen ist. Von dem See, der an einer andern Stelle des Berges sich er-

---

*) Herder Geist der hebr. Poesie. Th. 1. S. 153.

**) Dieser Meinung ist Adelung und Hartmann.

gießt, behaupten die Ceyloner, daß er aus den Thränen entstanden sey, welche Eva hundert Jahre lang über Abel's Tod geweint habe. Als Kolumbus (§. 65.) in Domingo war, rühmte er sich, hier das Paradies gefunden zu haben. Ohne Zweifel verstand er dieß aber nicht wörtlich, sondern er meinte es in dem Sinne, in welchem man noch jetzt einen angenehmen Platz ein wahres Paradies zu nennen pflegt. Allein im vollen Ernste behauptete ein praktischer Arzt, der 1572 zu Mastricht starb *), in Holland habe das Paradies gelegen und Adam habe mit dem Schöpfer holländisch gesprochen. Ein, vor etlichen Jahren verstorbener, Professor in Königsberg (Hasse), suchte darzuthun, daß Preußen, als Bernsteinland, das Paradies der Alten und das Urland der Menschheit gewesen sey.

Aeußerer und innerer Zustand der Urmenschen.

Eben so wenig, als die Urwohnstätte der Erstgeschaffenen ausgemittelt werden kann, läßt sich auch eine von den Fragen, welche man über die körperliche und geistige Beschaffenheit der Urmenschen aufgeworfen hat, mit historischer Gewißheit beantworten. Doch nicht nur der menschliche Verstand hat auch hierüber mancherlei Vermuthungen gewagt, sondern die Phantasie hat auch hiervon Mancherlei geträumt. Bald hat man in dem Adam einen Weißen, bald einen Schwarzen, oder Kupferfarbenen erblickt; bald ihn für den Erfinder der Buchstaben und für einen Schreibmeister **), bald für

---

*) Goropius Becanus.

**) Man will sogar sein Alphabet haben.

einen Gelehrten von allumfassender Weisheit und für einen Schriftsteller ausgegeben. Sagar die größte Tauchergeschicklichkeit und die Kunst zu fliegen hat man ihm zugeschrieben. Das Letztere behauptete ein unlängst verstorbener Schwärmer (D. Berger in Graudenz) im vollen Ernste. Indessen, meint er, sey dieses Fliegen ohne Flügel möglich gewesen, indem Adams Seele seinen Körper, der ungleich feiner gewesen sey, als unsre jetzigen Körper sind, fortgerissen habe. Ein vorzüglicher Grund, mit welchem unter andern diese abentheuerliche Meinung von ihrem Erfinder unterstützt wird, ist von der Herrschaft hergenommen, welche dem Adam über die Vögel gegeben worden sey!

Ein, der Wahrheit gemäßeres, Bild von dem Urmenschen scheint das zu seyn, welches Schlözer (im 2. Th. seiner Vorbereitung zur Weltgeschichte) entwirft: „„Da liegt er, der Urmensch, nackt, schmuzig, mit struppigem Haar, ungeputzten, langen Nägeln; die Sonne brennt ihn; der Regen fließt von seinem Rücken herab; oft bedeckt ihn Schlamm; aber dieß Alles fühlt er nicht, weil er daran gewöhnt ist. Er ist weder glücklich, noch unglücklich u. s. w.“

Manche haben mehrere Adam's, oder Stammväter der Menschen, angenommen, weil sie nur dadurch die Verschiedenheit, welche in Ansehung der Hautfarbe unter den Menschen statt findet, erklären zu können glaubten. In der Mitte des 17. Jahrhunderts stellte ein französischer Gelehrter, Isaak Peyrere, in einer Schrift die Meinung auf, daß es schon vor Adam Geschöpfe auf Erden gegeben habe. Er nennt sie Präadamiten. Der Verfasser dieser Schrift ward deshalb in Brüssel verhaftet und sein Buch zu Paris von

dem Henker verbrannt. In neuern Zeiten hat man für die Meinung von einer präadamitischen (voradamischen) Welt in dem Innern der Erde Bestätigung, aber nur keine Spuren von früher vorhandenen Menschen, gefunden.

Ueber den Gang, welchen die Geistesentwicklung der Urmenschen nahm, giebt die Geschichte ebenfalls keinen Aufschluß. Die Periode, in welche die erste Bildung der Urwelt fällt, liegt weit vor dem Anfange aller Geschichte hinaus, d. h. vor der Zeit, da die ersten Nachrichten, die wir besitzen, anfangen. Die Urgeschichte jedes ältern Volks vor Erfindung der Schreibekunst ist mythisch, oder sie besteht aus historischen Sagen, welche durch mündliche Ueberlieferung erhalten, und oft ausgeschmückt oder ins Wunderbare verarbeitet, weiter verbreitet wurden. Zum Theil wurden diese Nachrichten in eine Art von Lied eingekleidet, damit sie desto leichter behalten würden (Mythengesang). Jede Erzählung, welche aus einer Zeit herrührt, in welcher noch keine schriftliche Denkmäler vorhanden waren, oder welche übersinnliche Gegenstände auf eine geschichtliche Weise —, oder ins Wunderbare verarbeitet, in einer bildlichen (symbolischen) Sprache vorträgt, nennt man einen Mythus.

Ueber den Zustand der entstehenden Urmenschheit hat man übrigens zwei verschiedene Darstellungsarten. Zufolge der einen begann der Zustand der Urmenschen mit Wildheit und Unordnung; nach der andern war er ein Stand der Unschuld und des schönsten Genusses. Fast bei allen alten Völkern finden sich Sagen von einem glücklichen Zustande der Urwelt, welchen man auch das goldne Zeitalter nannte. Diese Sagen wurden

durch spätere Dichter mehr oder weniger ausgeschmückt. Auch in der, übrigens sehr lehrreichen, Erzählung von dem Paradiese und dem Verluste desselben, welche uns von einem alten Weisen in dem ersten Buche Moses aufbehalten ist, kann nicht alles buchstäblich verstanden werden. Nach der Erklärung, welche einige Gelehrte von dieser Erzählung geben, erscheinen die Urmenschen, in dieser Darstellung eines ältern Weisen, als Geschöpfe, in welchen sich Vernunft und Freiheit zu regen anfangen; bis dahin lebten sie in dem Zustande der Thierheit, blos dem Instincte gehorchend; nun aber wagten sie den ersten Schritt, aus diesem Zustande herauszutreten; allein der erste Versuch des Gebrauchs ihrer Freiheit lief so unglücklich ab, daß sie bald Ursache zu finden glaubten, jenen Schritt zu bereuen, zumal da sie, bei ihrer weitern Ausbreitung in andre Gegenden, manche Unbequemlichkeit, welche sie vorher nicht fühlten, drückender zu fühlen anfingen.

Sprache der Urmenschen.

Es scheint wohl sehr natürlich zu seyn, sich die ersten menschlichen Erdenbewohner, ihrem Verstande nach, als Kinder vorzustellen. Unter Anleitung und Einwirkung der sie umgebenden Natur fing nach und nach ihre Vernunft an, sich zu entwickeln. Hörbare Dinge: der Schall des Donners, das Rauschen des Windes, das Toben des Meeres, das Murmeln der Quelle und Bäche wirkten unstreitig mit, die schlummernden Geisteskräfte der Urmenschen zu wecken. Ohne Zweifel versuchten sie, den Laut jener hörbaren Gegenstände überhaupt, und insbesondere der Thiere, nachzuahmen. Das gesellige Bedürfniß setzte ihre Sprachor-

gane nach und nach in immer größere Thätigkeit. Wahrscheinlich wurde die Erfindung der Sprache erst dann gemacht, als schon mehrere Menschen vorhanden waren. Die Empfindungen der Freude, des Schmerzes, der Furcht und Bewundrung lockten ihnen fast unwillkürlich gewisse Töne, ein: Ach! Ha! Hu! O! ab. So natürlich es aber auch zu seyn scheint, anzunehmen, daß der Mensch, bei der ersten Entwickelung der Sprache, die tönenden Gegenstände nur mit solchen Lauten bezeichnete, welche er an jenen Gegenständen bemerkte (z. B. das Schaf mit: Bä, bä ꝛc.): so findet man gleichwohl doch in allen Sprachen, daß die Wörter, mit welchen jene Gegenstände jetzt benannt werden, keine Aehnlichkeit mit diesen Naturlauten haben. Die Namen, welche z. B. der Hund, das Schaf, der Ochse u. s. w. in allen bekannten Sprachen jetzt führen, setzen ohne Zweifel eine höhere Vernunftbildung voraus, als man sie in der Periode, in welche die ersten Sprachversuche fallen, voraussetzen darf. Diese Benennungen konnten erst dann entstehen, als man schon einen höhern Grad von Geistesbildung erlangt hatte. Man mußte nämlich schon die Bemerkung gemacht haben, daß durch jene erste Benennung der Dinge, bei welcher man ihren Ton nachahmte, die Aufmerksamkeit des Hörenden nur vorzüglich auf eine einzige Eigenschaft jener Gegenstände hingelenkt werden mußte. Da man nun nicht immer gerade nur diese Eigenschaft bezeichnen wollte: so fiel man nach und nach darauf, zum Theil ganz willkürliche Töne zur Bezeichnung der Gegenstände zu wählen. Bei der weitern Ausbildung der Sprache wurden die, aus Nachahmung des Tons mancher Gegenstände entstandene,

Benennungen nur noch da beibehalten, wo der Laut den ganzen Gegenstand ziemlich bestimmt bezeichnet. Um dieß durch ein Beispiel aus unsrer Sprache zu erläutern, darf man nur an die Benennungen: Donner, Blitz, Knall, Brummen, Blöcken, klingeln, schnarren und einige andre ähnliche denken. Eine nähere Kenntniß von dem Ursprunge und der Beschaffenheit der Ursprache ist für uns eben so wenig möglich, als eine nähere Kenntniß von der Urwelt überhaupt. Daß aber die älteste Sprache sehr arm und unvollkommen gewesen seyn müsse, läßt sich aus ihrem wahrscheinlichen Ursprunge selbst vermuthen. Bei der Trennung der Völker entstanden verschiedene Sprachen, ob gleich mehrere in vielen Stücken Aehnlichkeit mit einander haben *).

Hohes Alter der früher lebenden Menschen.

Zu den, uns schriftlich aufbehaltenen, ältern Ueberlieferungen gehört auch die von einem überaus hohen Alter, welches die früher lebenden Menschen erreicht haben sollen. Diesen Nachrichten zu Folge sollen manche der frühsten Erdenbewohner über 900 Jahr alt geworden seyn. Daß der Mensch zuweilen ein Alter von beinahe 200 Jahren erreichen könne, dazu liefern auch die Erfahrungen der neuern Zeiten einige Beweise. Allein, daß ein Mensch fast 1000 Jahr alt werden könne, ist, seit Menschen gedenken, ohne Beispiel. Man hat daher auf verschiedene Weise versucht,

---

*) Ueber den muthmaßlichen Gang, den die Bildung der Sprache nahm, s. m. Cunradi Kurze Anleitung zum gründlichen Studium der Sprache. Erlang. 1812.

über die, in den ältesten Urkunden des Menschengeschlechts vorhandenen, auffallenden Angaben eines so hohen Alters, welches einzelne Menschen erreicht haben sollen, Aufschluß zu geben. Einige Gelehrte sind der Meinung, der, in jenen Urkunden vorkommende, Personenname bezeichne nicht eine einzelne Person, sondern einen ganzen Stamm, und Sterben hieße soviel, als Verblühen, erlöschen. Andre bemerken, daß die Urwelt nicht das Jahr, wie wir, zu 12 Monaten gerechnet habe, sondern, daß unter einem Jahre bald ein längerer, bald ein kürzerer Zeitabschnitt, von 3, 6, 8, und erst seit Josephs Zeiten von 12 Monaten zu verstehen sey. Im Allgemeinen scheint diese Bemerkung sehr richtig zu seyn; allein bestimmt angeben läßt sich nicht, auf wie viele Jahre, nach unsrer Jahrberechnung, jedes, in den Urkunden vorkommende, Alter sich belaufe. Noch Andre schreiben diese hohen Altersangaben auf den Hang zum Wunderbaren, welcher allen weniger Gebildeten eigen ist und welcher bei der frühsten Urwelt am wenigsten befremdend seyn dürfte. Hierzu kommt noch, daß jene Nachrichten vor Erfindung der Schreibekunst durch mündliche Ueberlieferung erhalten werden mußten, wobei, wie die tägliche Erfahrung lehrt, sehr leicht Vergrößerungen möglich sind. Doch alle diese Annahmen, durch welche man die Schwierigkeiten zu heben sucht, sind bloße Vermuthungen. Die Urmenschen hatten, bei ihren einfachen Bedürfnissen, wahrscheinlich mit weniger Sorgen der Nahrung zu kämpfen, als die später lebenden bei den vervielfältigten Bedürfnissen; (dagegen läßt sich aber auch erwiedern: die Befriedigung ihrer, wenn auch noch so einfachen, Bedürfnisse war, bei der

mangelhaften Kenntniß und Geschicklichkeit der Vorwelt, mit größerer Mühe und Anstrengung verbunden, als dieß bei höher gestiegenen Kenntnissen der Fall ist:) sie waren vielleicht auch durch Nahrung und Lebensart weniger verweichlicht, als ein großer Theil der spätern Generationen. Es ist daher nicht nur möglich, sondern selbst wahrscheinlich, daß sie älter werden konnten, als die Menschen in der Regel jetzt werden. Abey dessen ungeachtet scheinen jene Altersangaben immer noch sehr beschränkt werden zu müssen, wenn sie auf historische Wahrscheinlichkeit Anspruch machen sollen.

§. 13.

Die ersten Künste der Noth.

Ohne Zweifel gingen die ersten Versuche, welche die ersten menschlichen Erdenbewohner in der Anwendung ihrer Kräfte machten, blos auf die Befriedigung dringender Bedürfnisse. Man könnte daher das, was durch ihre Bestrebungen und Kraftanwendungen bewirkt ward, Künste der Noth nennen. Nicht selten kam ihnen vielleicht, bei Befriedigung ihrer Bedürfnisse, ein glücklicher Zufall zu Statten. Gleichwohl konnten, bei der dürftigen Geistesbildung der Urmenschen, diese ersten Versuche kaum anders, als sehr mangelhaft, dürftig und roh seyn. Erst von später lebenden denkenden (raffinirenden und reflectirenden) Köpfen wurden sie verbessert. Künste der Bequemlichkeit konnten erst später, bei einem höhern Grade von Bildung entstehen; und dieser scheint nur erst dann möglich gewesen zu seyn, als man schon die hinterlassenen Erfahrungen der Vorwelt zu benuzzen im Stande war und darauf weiter fortbauen

konnte. Einen noch höhern Grad von Bildung setzen die Künste des Anstandes und des Luxus voraus. So ist, um das Gesagte durch ein Beispiel zu erläutern: einem Thiere das Fell abreißen und sich umhängen, — eine Kunst der Noth; dieses Fell durch Gerben geschmeidig und dauerhaft machen, — eine Kunst der Bequemlichkeit; ihm Farbe, Schnitt und Verbrämung geben, — eine Kunst des Luxus. Sobald der Mensch sich erst über das rohe Bedürfniß erhebt, ist die Bahn zu seiner höhern Kultur gebrochen. So lange aber jeder Einzelne alle die Geschäfte, welche die Befriedigung seiner Bedürfnisse nöthig macht, selbst verrichten muß, ist es unmöglich, diesen Arbeiten der Noth nur einen gewissen Grad von Vollkommenheit zu geben. Allein sobald diese verschiedenartigen Geschäfte unter Mehrere vertheilt werden, kann nun auch eine größere Sorgfalt auf jedes einzelne Geschäft verwendet werden. Die fortdauernde Uebung in einem und demselben Geschäfte macht denjenigen, der es treibt, mit diesem Geschäfte immer genauer bekannt, leitet ihn auf die Entdeckung mancher Handgriffe und Vortheile, bahnt den Weg zu neuen Erfindungen, bringt schon vorhandene zu größerer Vollkommenheit, und erst durch die Vertheilung verschiedenartiger Geschäfte unter mehrere Arbeiter, erhebt sich die rohe Arbeit zur Kunst. Alle Künste fingen roh an; ein guter Kopf, ein Genie, that den ersten Schritt; ein Andrer benutzte, im Laufe der Zeiten, die Erfindung des ersten zu einer neuen vollkommnern Erfindung. Allein bestimmte, durch Thatsachen erwiesene, Aufschlüsse über die Frage, wie nach und nach die früher lebenden Menschen zu der Geschicklich-

keit gekommen sind, für das Unentbehrliche zu sorgen, dürfen wir von der Geschichte nicht erwarten. Der Ursprung dieser Künste verliert sich in die vorhistorische Zeit, das heißt in ein Zeitalter, von welchem man noch keine Geschichte, keine treuaufbewahrten Erzählungen von dem, was darin vorgefallen ist, hat. Die Nachrichten der Geschichte fangen erst da an, wo der Mensch schon alles das besitzt, was ihm zur Befriedigung seiner dringendsten Bedürfnisse unentbehrlich ist, als: Sprache, Wohnung u. s. w. und selbst Begriffe von Recht und Unrecht. Wir müssen uns daher bei Beantwortung jener Frage mit Muthmaßungen behelfen, zu welchen uns theils der beobachtende Blick auf den Gang, welchen noch jetzt die Bildung einzelner Menschen nimmt, theils der Blick in die Kulturgeschichte verschiedener Völker der spätern Zeit, von welchen wir einige Nachrichten haben, leitet.

Nahrung der Urmenschen.

Für die Befriedigung des ersten dringenden Bedürfnisses der Erstgeschaffenen hatte wohl die Natur selbst mütterlich gesorgt, durch die Baumfrüchte, welche sich in der Nähe dieser Erstgeschaffenen befanden. Diese Früchte dienten ihnen unstreitig zu ihrer ersten Nahrung. Die Urmenschen sahen, daß die Thiere Wurzeln aus der Erde wühlten und mit Wohlgeschmack verzehrten. War es nicht sehr natürlich, wenn der Nachahmungstrieb, zu welchem sich noch das Gefühl des Hungers gesellte, sie antrieb, dieß auch zu versuchen? Aber bei einer größern Vermehrung der Familien, waren diese Nahrungsmittel nicht mehr hinreichend. — Man sah den Säugling die Muttermilch genießen.

Sollte nicht die Milch der Thiere den Menschen auch schmecken? dieß war wohl ein sehr nahe liegender Gedanke. Hierzu kommt, daß Thiere, welche noch nicht Pfeil und Bogen des Menschen gefühlt haben, weniger wild sind. Daher gelang es dem Menschen, nach und nach ganze Heerden in seine Nähe zu bringen. — Wo Körner des verzehrten Obstes hingefallen waren, sproßten neue Bäume auf. Es läßt sich vermuthen, daß der Mensch, nach mehrern Beobachtungen dieser Erscheinung, darauf fiel, absichtlich solche Körner auf leere Plätze hinzustreuen. Von den Raubthieren, z. B. von dem Löwen, werden andre kleinere Thiere, wie das Lamm, mit Appetit verzehrt. Wahrscheinlich brachte diese Beobachtung einen anschlägischen Kopf auf den Gedanken, einen Versuch mit diesem Nahrungsmittel zu machen. Andre ahmten nach, und das Fleisch der Thiere ward eine Menschenkost. Dem Wilden wird der Genuß nicht durch Ekel verleidet, wie dem Kultivirten. Jener verzehrt mit Appetit Ratten, Mäuse, Eidechsen; der Jakute verschmäht verfaulte Fische eben so wenig, als der Hottentotte sich ekelt, Maulwürfe und gefallenes Vieh zu essen. Auch Körner, welche man von Thieren verzehren sah, versuchte nach und nach der Mensch zu genießen, und fiel, nach manchen Beobachtungen, auch darauf, solche Körner dahin zu streuen, wo sie nicht ohne Anbau wuchsen. Andre Erfahrungen leiteten ihn auf die Bemerkung, daß der Boden erst gelockert und die eingestreueten Saten verdeckt werden müßten. Ackerbau und Viehzucht waren unstreitig die ersten Beschäftigungen des frühern Menschengeschlechts. Da man noch keinen Pflug, keine Egge und Sichel kannte, so können auch die ersten

Anfänge dieses Geschäfts nicht anders, als sehr unvollkommen gewesen seyn. Erst mehrere Erfahrungen und Versuche veranlaßten nach und nach Verbesserungen *). Vielleicht führte Noth oder Zufall, oder beides zugleich, mehrere denkende Menschen auf den Akkerbau. Mit diesem Geschäfte steht die Viehzucht in genauer Verbindung. Zufall und Noth lehrte die ersten Bewohner der Erde, die Thiere zähmen. Die ältesten Hirten waren Nomaden. Noch jetzt leben, besonders in Asien, viel solche herumziehende Hirtenvölker. —

Den Schaden zu verhüten, welchen die wilden Thiere den Anpflanzungen der Ackersleute und den Herden der Hirten zufügten, war das Geschäft der Jäger, welche sich bald durch Gewalt und List auszeichneten. Die ersten Waffen, deren sie sich zu diesem Zwecke bedienten, waren vermuthlich Baumäste, junge Baumstämme, ein geschwungener Stein, aus welchem in der Folge die, vielleicht von einem günstigen Zufall geleitete, Kunst eine Keule, Lanze und Schleuder bildete.

Bekleidung der Urmenschen.

Unter einem warmen Himmelsstriche, unter welchem wir uns den ersten Aufenthalt der Erstgeschaffenen denken, ward das Bedürfniß nach einer künstlichen

---

*) Noch im Jahr 1528 wühlten die Einwohner in Peru den Erdboden mit hölzernen Schaufeln auf, machten mit einem Stock Löcher, in welche sie Getreidekörner streuten. Die ältern Einwohner der kanarischen Inseln gruben die Erde mit Ochsenhörnern um.

Bedeckung des Körpers wohl nicht gleich Anfangs rege. Wahrscheinlich erst, nachdem sie einige Zeitlang gelebt hatten, fingen sie auch an, einen unangenehmen Eindruck der Witterung, der Stürme, des Regens ꝛc. zu verspüren. Vielleicht wirkte auch das, in die Menschennatur gepflanzte und allmälig rege gewordene, Gefühl der Schamhaftigkeit mit, eine künstliche Bedeckung zu suchen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß sie sich zu ihrer ersten Bedeckung breiter und großer Baumblätter bedienten, welche sich in ihren Umgebungen ihnen darboten; denn in manchen Gegenden Asiens giebt es Bäume, deren Blätter so groß sind, daß sie einen ganzen Mann bedecken. Nachdem man erst angefangen hatte, einzelne Theile des Körpers zu bedecken, so war es nun schon leichter, auf diesem Wege weiter fortzugehen. Unstreitig nahm man zu den Thierfellen seine Zuflucht. Es läßt sich vermuthen, daß man Anfangs das Fell, so wie man es dem erlegten, oder gefallenen Thiere abgestreift hatte, vielleicht noch blutend, sich um den Leib warf, bis späterhin erfinderische Köpfe diese rohe Bedeckung bequemer und endlich auch geschmackvoller zu machen versuchten. Wie viele Jahrtausende mögen aber vergangen seyn, wie viele verschiedene Versuche dazu gehört haben, ehe aus dem ersten rohen Thierfelle eine geschmackvolle Bekleidung, wie wir sie jetzt haben, entstand! Welch ein Abstand ist von der ersten Baumrinde, welche sich einer der Urmenschen um die Füße band, bis zu den künstlichen Schuhen der neuern Zeit!

Wohnung der Urmenschen.

Eben so wenig, als die Erstgeschaffnen in ihren ersten Tagen an eine Bekleidung dachten, eben so wenig konnte es ihnen auch wohl einfallen, sich Wohnungen zu bauen. Unter dem Laube der Bäume fanden sie ja Schutz gegen die brennenden Strahlen der Sonne. Vor dem Regen konnten sie sich in Hölen verbergen. Ohne Zweifel verging eine ziemliche Zeit, ehe Menschen darauf fielen, sich Hütten zu bauen. Auch die ersten Gebäude der Art werden, wie sich leicht denken läßt, ziemlich unvollkommen gewesen seyn. Vermuthlich bestand die erste Wohnung aus zusammengebogenen und durcheinander geschlungenen Zweigen nahestehender Bäume, welche ein Laubdach bildeten, und aus seitwärts eingesteckten, unten zugespitzten Stämmen. Ueber diesen Baum zog man vielleicht eine Decke von Fellen. Auf diese Art scheint das erste Zelt entstanden zu seyn.

Andre Erfindungen der frühen Vörwelt.

Unter den Kenntnissen und Geschicklichkeiten, deren Anfänge sich in die frühern Zeiten verlieren, geschichet in den ältern hebräischen Urkunden einer Art von Musik und der Kunst das Metall zu hämmern, ausdrücklich Erwähnung. Wahrscheinlich trafen die Hirten bei ihren herumstreifenden Zügen auf Metallgänge. Daß auch die ersten Schmiedearbeiten, wie der Anfang jeder Kunstarbeit, sehr unvollkommen ausgefallen seyn werden, läßt sich vermuthen. Dringendes Bedürfniß scheint indessen zu diesen Arbeiten früher, als zu manchen andern, geführt zu haben; denn auch in neuern

Zeiten findet man bei Völkern, welche im Uebrigen wenig gebildet sind, doch Schmiede; z. B. bei den Hottentotten; auch die Zigeuner (§. 67.) die fast kein Handwerk treiben, beschäftigen sich mit Schmiedearbeiten. Die mitternächtlichen Tunguſen — in Sibirien, welche unter den nomadischen Völkern am wenigsten erfinderischen Fleiß zeigen, haben doch ihre Schmiede. Ihr Ambos, ihr Hammer, ihre Zange, ihr, aus Seehundshaut verfertigter, Blasebalg und ihr Kohlensack wiegen etwa 15 bis 16 Pfund. Aus zusammengeholten Kieseln ist die Werkstatt des wandernden Schmids bald zusammengebracht. An seinem Blasebalg macht er eine Röhre von Thonerde, setzt sich auf die Erde, und schmiedet mit unglaublicher Schnelle und nicht ohne Geschick, Eisen zu Spaten, Lanzen, Feuerzeugen, Messerklingen, Sägen, und selbst zu kleinen Götzenbildern.

Allein nicht das Eisen, sondern vielmehr das Kupfer scheint dasjenige Metall gewesen zu seyn, dessen man sich früher, als eines andern, bediente. Das Eisen wird gediegen vorgefunden. Wenn man es aber auch hie und da rein gefunden hätte, so ließ es sich doch nicht so leicht, als manches andre Metall bearbeiten. Kupfer aber fand man in ältern Zeiten häufig über der Erde, in Flüssen und Felsenklüften, rein, d. h. ohne Vermischung mit andern Mineralien. Durch harte Steine ließ sich dieses Metall in verschiedene Gestalten formen. Auch waren, mehreren geschichtlichen Nachrichten zufolge, die Waffen verschiedener ältern Völker aus Kupfer bereitet (§. 29.).

Nachdem der Mensch erst mit dem Metalle und dem Gebrauche des Feuers bekannt war, konnte nun ein oder

der andere denkende Kopf auch auf manche nützliche Erfindung kommen, auf welche ihn wahrscheinlich einzelne Theile seines eignen Körpers selbst leiteten. Den Zweck, welcher durch diese Theile seines Körpers erreicht ward, suchte er leichter und bequemer dadurch zu erreichen, daß er in gewissen Werkzeugen, die er verfertigte, diese Theile des Körpers nachzubilden versuchte. So ist es wahrscheinlich, daß die geballte Faust zuerst die Stelle des Hammers vertrat, und daß in der Folge aus der Nachbildung einer geballten Faust der hölzerne oder steinerne oder metallne Hammer entstand. Auf die Verfertigung spitziger Eisen leiteten wahrscheinlich die langen Nägel an den Fingern, welche Anfangs auch wohl anstatt spitziger Eisen dienten. Die Schärfe der Zähne, welche bei den Urmenschen die Stelle der künstlichen Säge vertraten, ward ohne Zweifel durch die Säge nachgebildet. Die Figur des Stuhls und Tischblatts entlehnte der Mensch von seiner sitzenden Figur und von der Gestalt des Schooßes; der Löffel ist Nachbildung der gehölten Hand, deren sich der Urmensch zum Schöpfen bediente. Das Nachdenken und muthmaßliche Forschen, wie eine Kunst aus der andern entstanden sey; was wohl zu dieser oder jener Erfindung die erste Veranlassung gegeben haben könne, gehört unstreitig unter die angenehmsten und lehrreichsten Forschungen, zu welchen die frühere Menschengeschichte Gelegenheit darbietet. Wie viele Mühe, wie viele Anstrengungen des menschlichen Geistes von Jahrtausenden zu Jahrtausenden gehörten dazu, ehe viele von den Dingen, welche wir jetzt, als unbedeutende Kleinigkeiten, mit ziemlicher Gleichgültigkeit ansehen, — ein Schwefelhölzchen, ein bedrucktes Blatt Papier,

ein Stück gebacknes Brot, ein Strumpf, eine Mühle, ein Feuerzeug, und tausend andre — ihr Daseyn erhielten!

Selbst die, in unsern Tagen so leichte, Kunst, Feuer zu machen war den Menschen der frühsten Zeit unbekannt, wie sie es selbst jetzt noch mehrern Völkern *) ist. Als den ersten Zunder benutzte vielleicht ein denkender Kopf die, durch Zündung des Blitzes, in dem Mark eines Baumes nachgebliebene, Gluth, indem er sie, durch Hinzulegung eines brennbaren Materials, unterhielt. Einen Andern leitete vielleicht ein zufälliger Umstand auf die Kunst, durch Reiben des Holzes Feuer zu machen. Eine alte Mythe (§. 12.) läßt den Prometheus (den Klugen) das Feuer aus dem Himmel stehlen. Die Entdeckung, daß das Feuer alle Eigenschaften der Sonne habe, leitete ohne Zweifel auf die spätere Vermuthung, daß es diesem wohlthätigen Gestirn entwandt worden sey. So lange man noch keine Werkzeuge hatte, durch welche leicht und schnell Feuer erzeugt werden konnte, sorgte man auf einem gemeinschaftlichen Wohnplatze auch für eine gemeinschaftliche Feuererhaltung. In der Folge bediente man sich zu diesem, für so wichtig erkannten, Zwecke, der, einer Göttin, Vesta (§. 28.), gewidmeten Tempel, in wel-

---

*) Vergl. Jugendzeitung 1807. St. 104. Als Magellhan (§. 89.) vor ungefähr 300 Jahren mit seinen Spaniern auf den Diebsinseln landete, und Feuer machte, sahen die Einwohner das Feuer für ein wildes Thier an, welches sich an das Holz anhänge, und von demselben ernähre. Sie schlugen sogar mit Prügeln darein. Aehnliche Bemerkungen machte ein neuerer Reisender Forster (§. 89.) bei den Feuerländern.

chen auch dann noch ein immerwährendes Feuer erhalten wurde, als man Mittel genug besaß, es jederzeit zu erneuern *).

§. 14.

Häusliche und bürgerliche Gesellschaft.

Schon vermöge eines Naturtriebes ist der Mensch gesellig, und will sich gern mittheilen. Diesem Triebe der Geselligkeit verdankt die Familiengesellschaft ihren Ursprung. Sie ist die älteste Verbindung, in welcher das älteste Mitglied, der Vater, als Familienoberhaupt, das größte Ansehn und die unumschränkteste Gewalt hatte. Mehrere Familien, die von einem gemeinschaftlichen Stammvater entsprossen waren, bildeten in der Folge eine nähere Verbindung unter sich, unter dem Namen eines Stammes. So lange aber die einzelnen Familien ohne nähere gesetzliche Verbindung lebten, war das Eigenthumsrecht, das sich Einer oder der Andre, z. B. durch Urbarmachung eines Stücks Landes, an demselben erworben hatte, einzig und allein durch persönliche Körperstärke gesichert. Schon in dieser Rücksicht fand Ungleichheit unter mehreren zugleich lebenden Menschen statt, indem der Eine dem Andern an Körperkraft überlegen war. Auch in Rücksicht der Größe des Eigenthums und des davon abhängenden Reichthums und Ansehens, mußte schon früh Ungleichheit entstehen, welche theils in der größern oder gerin-

---

*) Noch im Jahr 1697. gab es auf einer europäischen Insel bei Schottland nur ein einziges Feuerzeug. Wer von dem Besitzer desselben Feuer verlangte, mußte ihm für jede Portion einen Vogel, oder drei Vogeleier geben.

gern Thätigkeit, theils in zufälligen Umständen ihren Grund hatte. So lange die Neigungen der Menschen noch nicht durch Religion und Gesetze geleitet wurden, ward das Eigenthum des Schwächern durch den Stärkern nicht selten beeinträchtigt. Wahrscheinlich entstanden aus den Jägern (§. 13.) die ersten Unterdrükker eines oder mehrerer Stämme. Durch List und Ueberlegenheit gelang es ihnen, die Herrschaft über Andre an sich zu bringen. Ueberhaupt aber ward, sobald sich mehrere Menschen zu einer größern Gesellschaft verbanden, eine Art von Regierung nothwendig, wenn Sicherheit statt finden sollte. Theils persönliche Ueberlegenheit, größrer Muth und größre Einsicht, theils freie Wahl und in der Folge verwilligtes Erbrecht, bestimmten die Oberhäupter.

§. 15.

Kolonieen.

Zugroße Anhäufung der Menschen in einer Gegend machte Trennungen nothwendig, wenn nicht innere Aufreibung unvermeidlich seyn sollte; denn da, wo der Menschen zuviel waren, lieferte der Boden nicht hinlängliche Nahrung für sie und ihre Herden. Unter Anführung tapfrer Männer zogen sich daher größre oder kleinere Haufen in andre noch unbewohnte Gegenden, und siedelten sich dort an. Man nennt solche Anbaue Kolonieen. Auf diese Weise entstanden feste Sitze. Mehrere Familien bauten ihre Hütten nahe bei einander. Daraus entstanden späterhin Dörfer, und aus diesen nach und nach Städte. Schon in dieser nothwendigen Trennung lag ein Grund zu den Verschiedenheiten, die man in der Folge in Absicht auf körperliche Gestalt,

Sprache, Sitten und Gebräuche ꝛc. unter den Menschen antrifft. Verschiedenheit des Klima's, der Nahrung ꝛc., bewirkte auch Unterschiede in Ansehung der Gestalt, Farbe und Stärke des Körpers. Da zu der Zeit jener ersten Auswanderungen, die Sprache noch sehr arm war, d. h. wenige Worte hatte: so ging es sehr natürlich zu, wenn die Gegenstände, welche man erst später kennen lernte, hier mit diesen, dort mit einem andern willkürlichen Namen belegt wurden, und auf diese Weise sich verschiedene Sprachen bildeten. Daß aber Klima und Lebensweise auch auf Sitten und Gebräuche Einfluß äußern, das ist durch mehrere, auf Beobachtungen gegründete, Erfahrungen erwiesen worden.

§. 16.

Große Ueberschwemmung.

Zu einer der frühsten Auswanderungen scheint eine große Ueberschwemmung die erste Veranlassung gegeben zu haben. Fast bei allen alten Völkern findet man eine, zwar verschiedentlich gestaltete, aber im Wesentlichen übereinstimmende, Sage von einer großen Wasserfluth oder Ueberschwemmung. Weil eine große Ueberschwemmung, ein großer Brand, ein Mord einen besonders starken Eindruck auf das Gemüth der Menschen macht, so darf man sich nicht wundern, wenn sich die Nachrichten von dergleichen Ereignissen, in der mündlichen Ueberlieferung sehr lange erhalten. Späterhin reihte man diese Sagen zusammen, und bildete daraus eine vollständigere Erzählung. Auch in den ältesten Urkunden des Menschengeschlechts, welche uns in den Büchern Moses aufbehalten sind, geschieht einer

solchen Ueberschwemmung, unter dem Namen der Sündfluth, Erwähnung. Nach der gemeinsten Zeitrechnung wird sie in das Jahr $\frac{2}{2}\frac{3}{4}\frac{0}{0}\frac{0}{0}$ vor Christus Geburt gesetzt. Aus den vielen Kolonieen aber, welche bald nach dieser Fluth in einem blühenden Zustande angetroffen werden, sucht man die Vermuthung zu rechtfertigen, daß durch jene Ueberschwemmung nur das südwestliche Asien unter Wasser gesetzt worden sey. Der Glückliche, welcher nebst seiner Familie gerettet wurde, wird in der mosaischen Urkunde Noah (Ruhe) genannt. Seine Erhaltung hatte unter jenen Umständen so viel Außerordentliches, daß ihn der Höchste absichtlich zur Erhaltung ersehen zu haben schien. Daher erscheint auch sein ganzes Benehmen bei seiner Lebensrettung, als unmittelbare Veranstaltung der Vorsehung. Wenn übrigens die Beschreibung des Schiffes, welches zu Noah's Aufenthalte erbaut wurde, buchstäblich zu nehmen wäre: so müßte damals die Baukunst schon einen bedeutenden Grad der Vollkommenheit gehabt haben; denn in neuern Zeiten, im Jahr 1694, hatte ein Kaufmann, Livorn, zu Horn im nördlichen Schottlande, den Einfall, ein Schiff, ganz nach der, im 1. B. Mos. befindlichen, Angabe, bauen zu lassen. Dieses Schiff trug über $\frac{1}{3}$ mehr, als andre Schiffe von dieser Größe, und segelte auch schneller.

In der Urgeschichte der Griechen (§. 26.) kommt ebenfalls eine große Ueberschwemmug, unter dem Namen der Deukalionischen Fluth vor, welche aber in das Jahr 1530. vor der christlichen Zeitrechnung gesetzt wird. Plötzlich ward, jener Sage zufolge, ein Theil Thessaliens überschwemmt; das Wasser verbrei-

tete sich über alle Ebenen. Viele Einwohner retteten sich auf die Gebirge, besonders auf den Parnaß, wo kurz zuvor Deucalion, ein Fremder aus Asien, sich niedergelassen hatte. Dieser nahm sich der Flüchtigen an, und wurde ihr König. Auch nach der griechischen Sage, war diese Fluth ein Verhängniß des Gottes, Jupiter, welcher die Menschen, ihrer Bosheit wegen, zu vertilgen beschloß. In Strömen stürzte daher der Regen vom Himmel; selbst Berge wurden mit Wasser bedeckt, und Alles, was lebte, mußte umkommen. Nur der fromme Deucalion und seine Gemahlin, Pyrrha, wurden gerettet. Von den Göttern gewarnt, bauen sie einen Kasten, begeben sich mit den nöthigen Lebensmitteln und einem Paar zahmer und wilder Thiere jeder Art hinein, und treiben so lange auf den Wellen herum, bis sich das Wasser verläuft, und der Kasten auf dem Parnaß zu stehen kommt. Deucalion läßt zu verschiedenen Zeiten eine Taube ausfliegen, um den Zustand der Erde zu untersuchen. Die letzte kommt nicht wieder, weil sie den Erdboden ganz trocken findet. Nun verläßt Deucalion seine Behausung, bringt den Göttern seinen Dank, und bittet sie um Rath, wie er die Erde wieder bevölkern solle. Darauf erhält er den Befehl, mit verhülltem Antlitz die Gebeine seiner Mutter hinter sich zu werfen. Durch Nachdenken findet er endlich den Sinn dieses räthselhaften Ausspruchs. Er und seine Gattin werfen die Steine der Erde (diese verstand er unter den Gebeinen seiner Mutter) mit abgewandtem Gesichte hinter sich, und aus ihnen erwuchs ein neues Geschlecht! — Ohne Zweifel hat sich die Tradition von der Noachischen Ueberschwemmung aus dem Orient nach Griechenland

verpflanzt, und ist mit der Deucalionischen vermischt worden.

Auch den indischen (§. 17.) Sagen zufolge, kündigt eine Gottheit, Wischnu, die dem Satjavrata in Gestalt eines Fisches erscheint, eine bevorstehende Fluth an und befiehlt ihm, sich mit 7 Altvätern zu retten.

Die Truchmenen, ein Volk in der Tatarei, haben ebenfalls die Sage, daß einem gewissen Nuch, der 1200 Jahr alt ward, durch einen Engel entdeckt worden sey, die Erde würde untergehen. Auch er baut ein Schiff und rettet sich mit seinen drei Söhnen und seiner einzigen Tochter, von welcher letztern die Truchmenen, ihrem Angeben nach, abstammen.

Andrang des Wassers erfolgte zu der Zeit, da die Erde noch nicht völlig ausgebildet war, vielleicht öfterer, als jetzt. Die Urwelt konnte sich noch nicht durch Dämme dagegen schützen: es ist daher wohl nicht zu verwundern, wenn frühere Ueberschwemmungen große Verwüstungen anrichteten. Ueberhaupt scheint die, zur Reinigung der Luft und zur Bewohnbarkeit der Erde nothwendige, Ableitung des stehenden Wassers eine der ersten Arbeiten des menschlichen Fleißes gewesen zu seyn. Uebrigens sind große Ueberschwemmungen auch in neuern Zeiten nicht ganz ungewöhnlich. *)

*) Noch im Jahr 1780 entstand eine in Gallizien und Lodomirien; und im Jahr 1804 im Monat Juni ward ein Theil von Böhmen, Schlesien und der Oberlausitz überschwemmt, ohne daß man wußte, woher das Wasser kam.

Die drei Söhne Noah's, Sem (Ruhm), Cham (Schwärze), Japhet (Ausbreiter) und ihre Nachkommen lebten anfangs in der Gegend von Mesopotamien beisammen, bis sie sich nach und nach zerstreuten. Ueberhaupt finden sich Spuren von einer frühern Bevölkerung des mittlern und südlichen Asiens, China's, Nordäthiopiens und Aegyptens. Von da aus wurden die asiatischen Küsten des mittelländischen Meeres, Kleinasien, Griechenlands und Italiens Küsten bevölkert. Auch finden sich früh Spuren von einer Bevölkerung des nördlichen Asiens und Europa's, die sich allmälig gegen Westen und Süden hinabzog. Die, durch freiwillige Auswanderung oder durch Ausstoßung einzelner Stämme, anfangs entstandenen kleinen Staaten wurden in der Folge zu größern vereinigt, gemeiniglich durch Krieg. In den ältesten Kriegen vertraten Faust, Knittel, Baumstämme und Steine die Stelle der Waffen. Späterhin focht man auch zu Wagen und dann auch zu Pferde.

§. 17.

Aelteste Staaten.

Früher oder später nach der Fluth erscheinen folgende große Nationen: I) in Asien: 1. Babylonier, 2. Assyrer, 3. Hebräer, 4. Araber, 5. Phönizier, 6. Medier, 7. Perser, 8. Kleinasiaten, 9. Indier. II) In Afrika: 1. Aethiopier, 2. Aegypter, 3. Karthaginenser, 4. Cyrenäer. III) In Europa: 1. Scythen, 2. Thrazier, 3. Griechen, 4. Römer u. s. w. Die asiatischen und afrikanischen Völker werden nach langen Kämpfen größtentheils den Persern (§. 24.) unterworfen; der alte persische Staat

kommt unter die Herrschaft der Griechen (§. 26 und 27.) und wird in mehrere Königreiche vertheilt. Fast aller und auch des südlichen und westlichen Theils von Europa bemächtigen sich die Römer (§. 28. 32.). Das ist der kurze Inhalt der alten politischen Geschichte, von welcher hier das Hauptsächlichste ausgehoben werden soll.

Bis ungefähr 1000 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung ist die Geschichte grösstentheils mythisch (§. 12.), Thatsachen sind vergrößert und ausgeschmückt; sehr oft wird das, was wahrscheinlich nur das Werk mehrerer Personen, in verschiedenen Zeitaltern, seyn konnte, einer einzigen Person zugeschrieben.

Einer der ältesten Staaten ist

Babylonien,

von welchem wir aber wenig wissen. Sein älterer Name scheint Pforte des Belus zu bedeuten. Heutiges Tages heißt die Gegend Irak Arabe. Zwischen dem Euphrat und Tigris, in der Ebene Sinear, einem Theile von Mesopotamien, wurden unstreitig die ersten Versuche im Ackerbau gemacht. Um aber den Acker mit seinen Früchten gegen das Austreten des Euphrats zu sichern, mußten Dämme aufgeworfen und Kanäle gezogen werden. Der bemerkte Einfluß der Gestirne auf die Witterung leitete die Babylonier auf die Sternkunde, welche aber mehr Astrologie (Sterndeuterei), als Astronomie war. Aus dem Hoflager des Beherrschers von Babylonien, welcher Nimrod genannt wird, scheint Babel, — welches später für ein Wunder der Welt gehalten ward — entstanden zu seyn. Der, als Schwelger berüchtigte, baby-

lonische König, Sardanapal, gehört in die folgende Periode. Allein schon während des ersten Zeitraums, nach der hier angenommenen Periodenstellung, soll in Babylonien feine Leinwand verfertigt worden seyn. Die Leinwandmanufakturen, welche hier geblüht haben sollen, setzen aber die Kunst des Spinnens und Webens voraus. Der Ursprung dieser Künste läßt sich auch nur muthmaßlich angeben. Im Thier- und Pflanzenreiche findet man nämlich kurze dünne Fäserchen, welche sich durch Drehen (und darin besteht das Wesen des Spinnens) so über- und an einander legen lassen, daß daraus ein dicker, langer Faden entsteht. Die, in der Flachs- und Hanfpflanze enthaltenen, Fäserchen, welche in eine Oberhaut gehüllt sind, konnten dem Menschen nicht eher sichtbar werden, als bis er durch Zufall die Pflanze faulend fand. Wahrscheinlich spann man zuerst Wolle. Zufällig riß vielleicht ein, mit einem Schafe spielendes, Kind diesem Thiere einen Flock Wolle aus und drehte ihn zwischen den Fingern. Ein verständiger (raffinirender) Erwachsener ward durch Beobachtung dieses Kinderspiels vielleicht zu ernsthaften Versuchen veranlaßt, welche endlich zu einer, wiewohl anfangs dürftigen, Kunst, der Kunst zu spinnen, führten. Doch ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß man der Spinne diese Kunst ablernte. Der Ursprung des Spinnens verliert sich so tief ins Alterthum, daß manche Völker es für Erfindung einer Göttin halten. Die Spindel ward später erfunden. Der Einfall, eine Anzahl Fäden der Länge nach neben einander, und eine andre Anzahl in der Breite querhin zu legen, scheint die erste Idee zum Weben hergegeben zu haben. Die ersten Versuche in

dieser Beschäftigung wurden ohne Zweifel mit Binsen, Weiden und Strohhälmen, in der Verfertigung von Netzen gemacht. Der Weberstuhl ist eine Erfindung späterer Zeiten.

Zwistigkeiten gaben wahrscheinlich Veranlassung, daß einzelne Stämme aus Babylonien auswanderten. Durch die mythische Erzählung vom babylonischen Thurmbaue und der dabei eingetretenen Sprachenverwirrung sollen unstreitig diese Zwistigkeiten angedeutet werden. Der große Thurm, der vielleicht zum Vereinigungspunkte dienen sollte, kam nicht zu Stande, weil man sich darüber nicht vereinigen konnte (das ist mit der Sprachenverwirrung gemeint), und so erfolgte eine Trennung. Der Stamm Assur zog sich in das nach ihm benannte

Assyrien,

am Tiger, welches jetzt Kurdistan heißt und einen Theil von Al Dschesira ausmacht. Wahrscheinlich herrschten hier anfangs mehrere kleine Fürsten, oder Emirs neben einander. Als Alleinherrscher erscheint in der Folge Ninus, von welchem die Hauptstadt Ninive den Namen führt, weil er sie erbauen ließ. Auch soll er Babylonien unter seine Botmäßigkeit gebracht haben. Von seiner Gemalin, Semiramis, wird erzählt, sie habe die Eroberungen ihres Gemals noch weiter ausgedehnt, und staunenswürdige Denkmäler der Baukunst aufführen lassen. Wahrscheinlich sind die Erzählungen von den, durch Tradition aufbehaltenen, Thaten mehrerer Beherrscher Assyriens, unter dem Namen der Thaten des Ninus und der Semiramis, in spätern Zeiten zusammengedrängt worden. Auch der Kunstfleiß ward

in Assyrien begünstigt. Die thätigen Assyrer machten, wiewohl späterhin erst, feine Gewände aus Baumwolle; Purpurdecken und Tapeten, mit welchen die Säle ihrer Könige geschmückt wurden. Die kostbaren Zeuge und Galanteriewaaren, welche man in Assyrien verfertigte, gaben in der Folge zu einem ansehnlichen Handel Anlaß. Etwa 800 J. vor Chr. Geb. theilten Statthalter (Satrapen) die große Monarchie, aus deren Trümmern das neuassyrische und neubabylonische Reich entstanden.

Aegypten,

das seiner natürlichen Lage nach zu Afrika gehört, und auch das Vaterland der Zwiebeln und Bohnen ist, muß ebenfalls zu den ältesten Staaten gezählt werden. Zu der Zeit, als Aegypten für die Geschichte merkwürdig zu werden anfängt, trifft man in diesem Lande schon eine ausgebildete Monarchie und Luxus an den Höfen der Pharaonen — dieß ist der gemeinschaftliche Name der ägyptischen Könige. — In sieben Armen durchströmt der Nil, welcher an den Gebirgen Abyssiniens entspringt, den nördlichen Theil Aegyptens. Dieser Fluß tritt jährlich durch die starken Regengüsse, welche besonders in Aethiopien fallen, aus seinen Ufern und befruchtet die Felder. Aus dem Schlamme erzeugen sich aber auch eine Menge schädlicher Insekten und vergiftende Dünste; daher Aegypten auch das Vaterland der Pest ist. Dieses jährliche Austreten des Nils, welches vom Jun. bis Anfang des Septembers geschieht, und in der Mitte des Septembers den höchsten Grad erreicht, *) leitete die Aegypter unstreitig zur

*) Zur Verbreitung des austretenden Nils sind in

Astronomie, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie zu der, noch jetzt gewöhnlichen, Benennung eines Sternes, — des Hundssterns, die erste Veranlassung gaben. *) Es läßt sich nämlich vermuthen, daß man schon im grausten Alterthume, ehe man noch bestimmte Zeiteintheilungen hatte, allerhand Beobachtungen angestellt haben werde, um die Zeit, da das Austreten dieses Flusses erfolgen würde, mit Sicherheit vorher angeben zu können. Nach langen Beobachtungen kam man endlich auf die sichere Bemerkung, daß allemal um diese Zeit ein strahlender Stern sichtbar wurde. Um diese Entdeckung bekannt zu machen, bildete man den Sirius — so ward in der Folge dieser Stern genannt, — entweder in Gestalt eines Hundes (das Bild der Wachsamkeit), oder mit einem Hundskopfe ab, um dadurch anzudeuten, daß dieser Stern, gleich einem treuen Wächter, die Zeit des Nilaustretens anzeige. Daher läßt es sich vielleicht erklären, wie dieser Stern zu dem Namen des Hundssterns gekommen ist. In der Folge fiengen die Aegypter das Jahr mit diesem Zeitpunkte an; doch haben sie nie beobachtet, daß das Jahr aus mehr als 365 Tagen bestehe. **)

---

neuern Zeiten 60 Kanäle angelegt worden. So lange der Nil nicht eine Höhe von 24 pariser Fuß erreicht, — und dieß ist bei den Aegyptern ein unfruchtbares Jahr — werden diese 60 Kanäle auch nicht geöffnet.

*) Jugendzeitung Jahrg. 1806. No. 86.

**) Das periodische Sonnenjahr besteht aber eigentlich aus 365 Tagen 5 Stunden 48 Minuten und 43 Sekunden, oder nach Lalande, eines berühmten französischen Astronomen, Berechnung, statt 43 Sekunden, aus 46 Sekunde.

Auch unser Thierkreis — die 12 Sternbilder, durch welche der Weg der Sonne, des Mondes und der meisten Planeten geht, — ist wahrscheinlich ägyptischen Ursprungs. *) In der folgenden Periode werden wir Aegypten mit seinen historischen Merkwürdigkeiten näher kennen lernen.

Phönizien.

Die Phönizier, welche anfangs Kananiter hießen — Kanaan bedeutet Land der Kaufleute — waren bereits 2000 Jahr vor der christlichen Zeitrechnung, mithin schon in dieser Periode, bekannt. Sie wohnten anfangs am persischen und arabischen Meerbusen, und nachher an der Küste des mittelländischen Meeres, in der heutigen türkischen Provinz Soristan. — Sidon und Tyrus sind zwei ihrer ältesten merkwürdigsten Städte. Heutiges Tages ist Phönizien ein Theil der Statthalterschaft Damascht in Syrien. Die bequeme Lage dieses Landes und die Nähe des, an Schiffholz so reichen, Libanus begünstigten die Schifffahrt, in welcher die Phönizier die ersten Versuche wagten. Ihre Fahrten lenkten sie nach Beobachtung der Sterne. Auch schreibt man ihnen die Erfindung der Segel zu. Aus Seeräubern wurden sie Handelsleute und Europa's Lehrer in der Handlungskunde. Auf ihren kühnen

---

*) Bei der neuesten Expedition, welche die Franzosen nach Aegypten unternahmen (S. 93.), hat man im Isistempel zwei Thierkreise entdeckt, aus welchen man auf ein hohes Alter der Erde hat schließen wollen. Andre lassen jedoch den, aus jenen Entdekkungen hergeleiteten, Schluß nicht als richtig gelten.

Seefahrten und mit ihren Karavanen — Vereinigungen für den Handel zu Lande — holten sie die zerstreuten Produkte der Natur und Kunst zusammen, brachten diese, so wie die von ihnen selbst erfundenen und gepflegten, Kunstprodukte in Umlauf und die zerstreuten Völker in eine Art von Verbindung. Sie selbst hatten Tuch- und Leinwandmanufakturen, Färbereien, Glasfabriken (unter welchen aber auch Arbeiten von Krystall verstanden werden können); sie verfertigten gewisse Arten von Bijouteriewaaren, Arbeiten in Elfenbein und Bernstein. Sie holten Getreide, besonders Weizen, Honig, Oel und Balsam vom See Genezareth aus Palästina. Nach Aegypten und Persien brachten sie kostbaren Wein aus Syrien. Aus Aegypten erhielten sie Getreide, Baumwolle und gestickte Zeuge, in deren Verfertigung alle Nationen von den Aegyptern übertroffen wurden. Aus den arabischen Sandwüsten führten sie die feinste Schafwolle aus; aus dem glücklichen Arabien Räucherwerk, Spezereien, Weihrauch und Menschen. Ja, sie schifften späterhin bis nach Spanien, das in der Bibel Tarsis genannt wird; nach England, wo sie Zinn fanden, und an das Norduser von Deutschland, wo sie Bernstein antrafen, der im Alterthume höher, als Gold geschätzt ward. Bis 600 Jahr vor Christus Geburt waren sie die einzigen, welche die Reisen nach diesen Ländern wagten; denn aus kaufmännischer Schlauheit verbreiteten sie über ihre Fahrten die abentheuerlichsten Fabeln und absichtlichsten Verirrungen. Sie erzählten unter andern: über Spanien hinaus werde das Meer ganz zähe, wie Gallert; man könne vor mächtigem Schilfrohre nicht durchkommen; Feuerströme und gräßliche

Ungeheuer machten das Weiterkommen unmöglich u. s. w. Bei ihren spätern Seereisen legten sie verschiedene Kolonieen an, unter welchen Karthago und Kadix die berühmtesten wurden. Die Phönizier waren es, welche die sogenannte alte Welt in drei Theile theilten und ihnen die Namen gaben, welche sie noch jetzt führen.

Ihr ausgebreiteter Handel machte Geld nöthig. Der älteste Handel war Tauschhandel. Als sich derselbe aber erweiterte, so traten mancherlei Schwierigkeiten dabei ein. Einer von den handelnden Theilen hatte vielleicht gerade nicht das Produkt, welches der andere brauchte; oder der eine konnte jetzt gerade das nicht brauchen, was ihm der andre als Ersatz für die von ihm empfangene Waare bot. Man mußte daher auf Mittel denken, nach welchen man die verschiedenen Waren bestimmter vergleichen und würdigen konnte. Die ältesten Maaße wurden vom menschlichen Körper hergenommen; daher Elle (vom Ellenbogen) und Fuß. Auch nach Klaftern und Tonnen maß man. Anfangs wog man die Waare nur in der Hand; dann auf einem Brete. Unsere Wage ist spätern Ursprungs. Da der Käufer oft die Waare nicht hatte, welche der Verkäufer für die seinige zu haben wünschte: so kam man darin überein, eine dritte Sache zu wählen, welche die Stelle der Waare verträte, oder an Statt der Waare gälte — eine Art Geld. Es scheint ganz von der Willkür der im Handelsverkehre stehenden Personen abzuhängen, welche Sache man als Geld gelten lassen will. In den ältesten Zeiten bediente man sich zuweilen des Salzes und selbst des Holzes zu diesem Zwecke. Allein man sahe bald ein, daß dasjenige,

was zum Gelde dienen konnte, folgende Eigenschaften haben mußte: 1) es muß sich leicht hin- und herschaffen lassen; 2) es darf keinem Verderben, weder vom Regen, noch von der Sonnenhitze 3) auch nicht der Eßlust der Thiere ausgesetzt seyn, und 4) nicht zu häufig angetroffen werden. Diese Eigenschaften fand man anfangs in einer Art kleiner Muscheln, welche in Afrika und Indien noch jetzt gelten. *) Nachher bediente man sich des Silbers und gab für ein gewisses Gewicht dieses Metalls, eine bestimmte Quantität andre Ware. In China tragen noch jetzt die Kaufleute Silberstangen bei sich, von welchen sie bei Handelsgeschäften mit einer Scheere das, für die erkaufte Ware erfoderliche, Stück Silber abschneiden. Die Phönizier sollen die Ersten gewesen seyn, welche Silberstücke stempelten. Die ältesten Münzen waren drei- oder viereckigt und das Bild war mit dem Hammer hineingeschlagen. Nach Einigen sollen die Phönizier Münzen mit dem Bilde der Palme geprägt und von dieser Palme selbst ihren Namen haben. Auch mit Thierbildern bezeichnete man die frühern Münzen; daher der lateinische Name des Geldes, pecunia, von pecus (das Vieh) abgeleitet wird.

Durch Zufall wurden die Phönizier, wie man er-

---

*) In Island vertreten noch jetzt Fische und Wadmell (eine Art wollenes Zeug, von welchem eine Elle 21 Fische gilt); auf den Faröischen Inseln die Schaffelle; auf der Küste von Guinea die Otterköpfchen — eine zu den Porzellanschnecken gehörige Art Schneckenhäuser, die Stelle des Geldes. In Meriko (S. 65.) bedient man sich noch jetzt der Cacaobohne als Scheidemünze.

zählt, auf die Erfindung des Glases geleitet. Einst sollen sie, in Ermangelung der Steine, aus Salpeterstücken, welche sie geladen hatten, am Ufer des Flusses Belus eine Art von kleinem Herd gebaut haben, um sich ihre Speisen zu bereiten. Allein kaum hatten sie das Holz angezündet, so ward der Salpeter flüssig, vermischte sich mit dem Ufersand und bildete nach der Erkaltung eine helle, durchsichtige Masse. Anfangs ward die Kunst Glas zu machen, von den Phöniziern sehr geheim gehalten. In der Folge kam sie von ihnen nach Aegypten, dann zu den Römern, von welchen sie die Gallier und Spanier kennen lernten, bis sie nach und nach durch ganz Europa verbreitet ward. Für Astronomie, Chemie und mehrere andre Wissenschaften, ist diese Erfindung überaus wohlthätig.

Auch die Purpurfärberei sollen die Phönizier zuerst getrieben haben und ebenfalls durch Zufall darauf gebracht worden seyn. Sie färbten besonders mit hochrothem und violettnem Purpur; auch mit dem Saft der Seemuschel und einiger Seekräuter.

Die Erfindung der Buchstabenschrift schreibt man gewöhnlich einem ihrer Landsleute, Namens Taaut, Thot (der Name scheint mythisch zu seyn und bedeutet so viel, als Verstand, Kopf, Genie) zu, wiewohl nach Andern diese Erfindung den Babyloniern zugehören soll. Diese wohlthätige Erfindung über welche, wie über manche andre, ein Dunkel liegt, scheint ungefähr 2000 Jahr vor Christus Geburt gemacht worden zu seyn. Bei dem Nachdenken über den Gang, welchen der menschliche Geist bei Erfindung dieser Kunst wahrscheinlich genommen haben könne, er-

giebt sich, daß man wenigstens dreierlei Arten von Schrift — Bilderschrift, Wort- und Buchstabenschrift — von einander unterscheiden müsse. Die Kunst zu schreiben, ist zu wichtig, als daß man nicht wünschen sollte, auch nur den muthmaßlichen Gang kennen zu lernen, welchen der menschliche Geist bei dieser Erfindung nahm. Das Bedürfniß des Menschen, seine Gedanken noch einem andern Sinne als dem Gehöre, kenntlich zu machen, leitet auf die Mienen- und Geberdensprache. Durch diese machten sich auch neuere Reisende den Völkern, welche sie auf ihren Entdeckungsreisen antrafen, verständlich. Allein durch diese Geberdensprache kann man nur mit nahen Personen reden. Sehr natürlich ist daher der Wunsch, solche Figuren für den Gedankenausdruck zu haben, welche sich von einem Orte zum andern tragen lassen. Anfangs wählte man dazu den Gegenstand selbst, von welchem man einer entfernten Person etwas wissen lassen wollte; in der Folge nahm man nur einen Theil desselben. So schickten Josephs Brüder dessen in Blut getauchten Rock ihrem Vater. Späterhin fiel man auf das Abzeichnen des Gegenstandes; ein Verfahren, auf welches unstreitig der Schatten führte. Ein weiterer Schritt war gethan, als man die Gestalten, auch ohne Hülfe des Schattens, darstellte. Die Bilderschrift, welche in der Abbildung des ganzen Gegenstandes bestand, ist unstreitig die älteste Schrift. Diese Schrift reichte auch zur Bezeichnung der wenigen Begriffe, welche die Menschheit in ihrem Kindesalter hatte, völlig hin. In der Folge verkürzte man die Bilder und zeichnete nur einen Theil von der Sache ab, die man Andern wollte wissen lassen. So zeichnete

man, anstatt, z. B. die ganze Belagerung eines Orts darzustellen, etwa nur eine Mauer und Sturmleiter. Bei solchen Begriffen, deren Gegenstände nicht selbst dargestellt werden konnten, half man sich dadurch, daß man zu sinnlichen, d. h. durch sichtbare Zeichen darstellbaren, Gegenständen seine Zuflucht nahm, welche mit jenen, die sich selbst nicht sinnlich darstellen ließen, einige Aehnlichkeit hatten. So entstand die Schrift durch Symbole. In dieser Schrift ward z. B. durch das Bild des Habichts die Geschwindigkeit, durch die Taube die Unschuld, durch eine, sich kreisförmig krümmende, Schlange die Ewigkeit u. s. w. dargestellt. Die ägyptischen Priester brachten es besonders weit in dieser Schrift, welche die Hieroglyphenschrift genannt und in der Folge in die gemeine und heilige eingetheilt ward, deren Entzifferung aber immer sehr schwierig und vieldeutig blieb, weil man durch Hieroglyphen nicht nur ganze Worte, wie in der sinesischen Schreibart (§. 89.), sondern ganze Gedanken, wie in den indischen Berichten, bezeichnete. Bei dieser Schriftart waren also schon viele willkürliche Zeichen üblich; man gewöhnte sich daher allmälig immer mehr an dieselben und suchte nun wahrscheinlich jedes Wort mit einem solchen willkürlich gewählten Zeichen auszudrücken. Auf diese Weise entstand die Wortschrift, in welcher z. B. die Figur △ das ganze Wort Gott und die Figur ○ das Wort ewig bezeichnet. Der Wortschrift folgte vielleicht die Silbenschrift, deren sich die Tibetaner bedienen. — Endlich brachte die, nach längern Beobachtungen gemachte, Bemerkung, daß in mehrern Worten einerlei Silben vorkamen, einen denkenden Kopf

auf den Einfall, die Auflösung der Wörter noch weiter zu treiben und die Silben in ihre Urbestandtheile, oder Elemente, aufzulösen; und so entstand die Buchstabenschrift *). Man kann sich von den drei erwähnten Schriftarten: Bilder-, Wort- und Buchstabenschrift vielleicht einen versinnlichenden Begriff machen, wenn man an eine Zahl denkt, z. B. an die Fünf. Das Zeichen ∴ ist Bilderschrift; die Figur 5 oder V ist Wortschrift und die Zeichen fünf (fünf) Buchstabenschrift.

Von den Phöniziern kam die Buchstabenschrift nach Griechenland, von da nach Italien und dann in die übrigen europäischen Länder. Jeder Buchstabe in der Schriftsprache der Urwelt war das rohe Bild von einem Dinge, dessen Name sich mit diesem Buchstaben anfing. So ist das hebräische A (א) das rohe Bild eines Ochsenkopfs; das B (ב) Bild und Name eines Hauses u. s. w. Anfangs hatte man nur 16 Buchstaben. Späterhin, als man in ähnlich klingenden Tönen die härteren und gelinderen (t u. d, p u. b) genauer unterschied, kamen noch einige hinzu. Aus den jetzt bekannten 24 Buchstaben bestehen alle Sprachen, mit Ausnahme der chinesischen (§. 89.). In den ältesten Zeiten schrieb man von der rechten zur linken Hand. Die Erfindung der Buchstabenschrift ist gewiß eine der wohlthätigsten des menschlichen Geistes. Wenn gleich einerseits die Uebung des Gedächtnisses dabei zu leiden scheint, so kann andrerseits, wie die Er-

---

*) Buchstaben sollen von den büchenen Staben, mit welchen man die ersten Versuche im Drucken (s. 62.) machte, so genannt worden seyn.

fahrung lehrt, auch wieder, durch Hülfe der Schrift, die Uebung der Gedächtnißkraft erleichtert werden; denn das, was man zuvor niedergeschrieben hat, prägt sich dem Gedächtnisse besser ein, als das, was man blos hörte, weil die Vorstellungen durch zwei Sinne in die Seele gebracht wurden, und weil, bei dem Niederschreiben einer Vorstellung, die Seele doch länger dabei verweilen muß, als bei dem bloßen Hören einer Vorstellung geschehen kann. Ohne die Buchstabenschrift würden wahrscheinlich viele, wo nicht alle, der wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen verloren gegangen seyn; ohne sie stände Europa gewiß nicht auf der Stufe von Bildung, auf welcher wir es jetzt erblicken.

Auch getrennte Freunde mit süßen Banden zu knüpfen,
fand die gute Natur uns eine Sprache — die Schrift.
Sie bringt Seelen zusammen, die fern an einander gedenken,
führt den Seufzer herbei, der in den Lüften verhallt *).

Vor Erfindung der Schreibekunst bewahrte man merkwürdige Begebenheiten in Liedern auf, welche sich durch mündliche Ueberlieferung erhielten. Daß bei dieser Art der Aufbewahrung, wenn man zumal den Hang der Vorwelt zum Wunderbaren erwägt, manche Begebenheit entstellt wurde,

---

*) Kennt ihr eine Mutter? Sie trägt viel Kinder im Schooße,
stumme Kinder; und doch sprechen sie tönenden Schall,
über all' das Weltmeer hin und die Weite der Erde,
wenn sie wollen; es hört auch der Entfernete sie;
selbst der Taube vernimmt der Kinder schweigende Sprache
und erzählet es laut, was ihm die Stummen gesagt.

läßt sich vermuthen. Eine andre Art, wie man das Andenken an merkwürdige Vorfälle zu erhalten suchte, bestand darin: man errichtete Steine und andre Denkmäler; man pflanzte Bäume, oder ordnete Feste an *).

Die ältesten Schreibematerialien waren harte Körper. Man schrieb auf Steine (Moses Gesetztafeln, §. 21.); auf Metall, besonders Blei (die Gesetze der 12 Tafeln auf Erz, §. 32.); auf Holz (Solon's, Gesetze §. 27.); auf Baumrinden (auf die innere Baumrinde schrieben die alten Römer (§. 28.), daher liber ein Buch heißt); auf wächserne, oder mit Wachs überzogene, polirte Tafeln, welche, in Leinwand gesiegelt, zu Briefen gebraucht wurden; auf Elfenbein, Seemuscheln, Palmblätter (in Göttingen ist noch eine ganze, auf 5376 Palmblätter geschriebene, Bibel befindlich); auf Olivenblätter (in Indien schreibt man noch jetzt auf Kokosblätter); auf Thierhäute, aus welchen in der Folge das Pergament (§. 38.) entstand.

Zum Eingraben der Buchstaben auf härtere Körper brauchte man erst eiserne oder andre metallne, hernach knöcherne Griffel, welche vorn spitzig und hinten breit waren. Einen solchen Griffel nannten die Römer stylus. Daher kommt es, daß noch jetzt die Art

---

*) Noch in neuern Zeiten suchte man zuweilen auf einem dieser Wege das Andenken an wichtige Vorfälle zu erhalten. Man denke nur an den Schwedenstein bei Lützen (§. 75.), an Brandfeste ꝛc. Als der Kinderfreund Weiße aus Leipzig das Salzmannsche Institut in Schnepfenthal besuchte, ließ Salzmann seine Zöglinge einige Bäume pflanzen, zur Erhaltung des Andenkens an diesen Besuch.

des schriftlichen Gedankenausdrucks Styl genannt wird.

Indien.

Alles von den Ländern, die um und jenseit des Indus lagen oder liegen sollten, ward in der Vorzeit mit dem unbestimmten Namen Indien belegt. Man ließ es bis dahin reichen, wo die Erde aufhörte, und fabelte nicht nur im frühsten Alterthume, sondern selbst noch in neuern Zeiten seltsame Dinge von diesem Wunderlande des Orients. In dasselbe verlegte man Ameisen, so groß, wie Füchse, Einwohner mit Hundsköpfen, mit großem Fuße, der dem Besitzer, welcher rücklings auf dem Boden liegt, zum Regen- und Sonnenschirm dient; mit ungeheuern Ohren, die bis auf die Erde langen und so hart und stark werden, daß die Inhaber dieser Ohren damit Bäume ausziehen können *). Die glücklichen Fluren Indiens, das in einem heißen Klima liegt und reich an Gold, Edelsteinen, Perlen, Ebenholz, Baumwolle, köstlichem Gewürz und andern gesuchten Produkten ist, waren unstreitig schon früh bewohnt. Wenigstens finden sich mehrere Spuren, welche auf eine frühere Kultur und auf einen blühenden Handel dieses Landes leiten. Ohne Zweifel lebten hier eine Menge Völkerschaften Eines Stammes, theils als Nomaden, theils in einer bürgerlichen Verfassung. Vor Alexanders des Großen Zeiten, vor 330 J. vor Christ. Geb. (§. 31.), wissen wir aber wenig Bestimmtes von diesem Lande. Die Eintheilung des Volks in bestimmte Stände, unter welchen

*) Seb. Münster's Cosmographey, 1564 gedr.

die Braminen die vornehmsten ausmachen, scheint aus sehr frühem Alterthume herzurühren. Erst in den neuesten Zeiten hat man mehrere Gedichte der Braminen, welche sich aus einer nicht viel spätern Periode herschreiben, aus ihrer heiligen Sprache in die unsrige übersetzt, und glaubt darin seltene Schätze der Weisheit gefunden zu haben. Die Braminen, Brachmanen, aus welchen die Priester gewählt wurden, sind nach dem Namen einer indischen Gottheit, Brouma, (Weisheit) — die Europäer sprechen gewöhnlich Brama — benannt worden. Sie lebten blos den Wissenschaften, ohne ein anderes Gewerbe zu treiben. Nur mit Erziehung der Jugend beschäftigten sich mehrere. Ihre Schüler, die zu ihnen kommen mußten, durften während des Unterrichts kein Wort sprechen und überhaupt kein Geräusch machen, sonst wurden sie für den ganzen Tag von dem Unterrichte ausgeschlossen. Ihr Verfahren bei der Erziehung war in verschiedener Rücksicht bemerkenswerth. Sie gingen zu den Müttern, deren Kinder sie aufnehmen wollten, noch ehe diese geboren wurden. Indem es schien, als kämen sie bloß in der Absicht, den Müttern den Segen zu ertheilen, gaben sie ihnen zugleich beiläufig gute Anweisungen zu der ersten Erziehung der Kinder. Bemerkten sie, daß die Mutter an diesen Belehrungen Interesse fand, so nahmen sie in der Folge ihr Kind, sobald es ein gewisses Alter erreicht hatte, zu sich und sorgten durch verschiedene Lehrer für dessen Bildung. Ihre Schüler speisten gemeinschaftlich. Allein ehe die Mahlzeit aufgetragen ward, wurden sie von ihren Lehrern gefragt, ob sie seit Sonnenaufgang etwas Gutes verrichtet hätten. Da erzählte denn Einer, wie er

z. B. einen glücklichen Schiedsrichter zwischen zwei Streitenden gemacht; ein Andrer, wie er einen Freund von einem falschen Verdacht gereinigt; ein Dritter, wie er einen schweren Befehl seiner Aeltern erfüllt; ein Vierter, wie er durch eignes Nachdenken Dieß oder Jenes gefunden habe u. s. w. Wer nichts angeben konnte, ward von der Mahlzeit zurückgewiesen. — Es ist eine nicht ganz erwiesene Behauptung, daß sich die Braminen, wenn sie die Annäherung des Todes bemerkten, selbst verbrannt hätten. Vielleicht thaten dieß nur Einige. Aber mit Ruhe sprachen sie von ihrem Tode, den sie als Geburt zu einem seligen Leben ansahen.

§. 18.

Religion der Urwelt.

Der Ursprung der Religion, oder des Glaubens an die Macht und den Einfluß höherer Wesen, verliert sich ins graueste Alterthum. Nach dem Gange, den der menschliche Geist bei seiner Bildung nimmt, läßt sich vermuthen, daß die Religion der sich selbst überlassenen frühsten Vorwelt nicht anders, als sehr sinnlich gewesen seyn müsse. Je ungebildeter und unerfahrner der Mensch ist, desto mehr abhängig fühlt er sich von andern Gegenständen. Da er von den mehresten derselben glaubt, daß sie nachtheilig oder vortheilhaft auf ihn einwirken können: so sieht er sie als Wesen an, welche Gewalt über ihn haben, — als Fetische. — Mit diesem, aus der portugisischen Sprache entlehnten, Worte hat man die sinnlichen Gegenstände, welche als höhere Wesen verehrt werden, benannt. In jeder Naturerscheinung fühlt, sieht oder

hört der rohe Naturmensch ein solches höheres Wesen selbst, oder doch die Wirkung desselben, und wünscht, um nicht von ihm gedrängt zu werden, mit ihm in Freundschaft zu stehen. Daher läßt sich der Ursprung der Opfer — freiwilliger Geschenke an die Gottheiten — erklären. Zu den Gegenständen, welche von der Vorwelt vergöttert wurden, gehören Steine, Pflanzen, Thiere, Gestirne, Menschen, Bilder u. s. w. *). Sogar Menschenopfer finden sich bei den Phöniziern. Vielleicht opferte man zuerst die im Kriege gefangenen Feinde, oder man kam zur Zeit einer drückenden Noth auf den Gedanken, die erzürnte Gottheit dadurch zu versöhnen, daß man ihr ein Menschenopfer brächte **).

§. 19.

Hebräer.

In den mosaischen Schriften wird ein Nachkomme Sems — so hieß einer von den drei Söhnen Noahs — unter dem Namen Abraham erwähnt. Dieser, wegen seines Reichthums angesehene und wegen seiner Einsicht und seines Biedersinns, achtungswürdige Emir (Nomadenfürst), der mit seinen zahlreichen Herden und Sklaven aus einer Gegend in die andere zog, hielt sich in dem Distrikte zwischen den

---

*) S. m. Grundriß einer allgemeinen Religionsgeschichte. Leipzig 1804.

**) Auch bei der Entdeckung Mexico's (§. 65.) fand man Menschenopfer. Die Bewohner der freundschaftlichen Inseln opfern, wenn sie krank sind, einen ihrer Finger.

Flüssen, Tigris und Euphrat auf — dieses Land zwischen den beiden Flüssen hieß Mesopotamien —. Er ging (etwa 2000 Jahr vor Chr. Geb.), vielleicht um der, in Assyrien und Babylonien aufkeimenden, Königsgewalt zu entgehen, mit seinen Besitzungen über den Euphrat nach Kanaan. Dieses Land, welches auch Palästina (Land der Philister) genannt wird und jetzt ein Theil von Paschalik Damaschk in Syrien ist, hatte schöne Weidenplätze, Balsamgärten und Palmwäldchen, und seine Einwohner nährten sich vom Ackerbaue. Durch die handelnden Phönizier fand Abraham hier auch gute Gelegenheit zum Absatze seiner Wolle. Kanaans Einwohner nannten ihn, weil er jenseit des Euphrats zu ihnen gekommen war, Haibhri, (den Fremdling, den Eingewanderten, den Jenseitigen,) woraus der Name Hebräer entstand. Abraham gerieth mit kleinen Königen der dortigen Gegend in Krieg. Besonders ist aber dieser Mann darum merkwürdig, weil er den Glauben an Einen Gott zum Glauben seiner Familie machte. Die Religion, welche nicht nur er, sondern auch sein Sohn, Isaak und sein Enkel, Jakob hatte, wird die patriarchalische genannt, weil diese drei Männer selbst, als Ahnherrn der hebräischen Nation, den Namen der Patriarchen erhielten. — Abrahams Enkel, Jakob, hatte 12 Söhne, von welchen Einer, Namens Joseph, durch seine Brüder an eine Karavane arabischer Kaufleute, welche unter andern auch mit Sklaven nach Aegypten handelten, verkauft wurde. Aus den Händen dieser Kaufleute kam er an den Minister der Leibwache des ägyptischen Königs und erhielt, nach mancherlei Schicksalen, einen solchen Posten am ägyptischen Hofe, wie

ihn jetzt etwa ein Großvezier im türkischen Reiche bekleidet. Joseph zog seine Familie, die Abrahamiden, von Kanaan nach Aegypten, wo ihnen das, in Niederägypten, in der Nachbarschaft von der Erdenge Suez liegende, Gosen zum Aufenthalte angewiesen ward. Von Jakob, welcher auch Israel (ich habe Gott gesehen) genennt wurde, führen seine Nachkommen den Namen der Israeliten, welchen sie späterhin (§. 22.) mit dem der Juden (vom Stamme Juda entlehnt) vertauschten.

§. 20.

Ueberblick über die Beschäftigungen, Kunstfertigkeiten und Kunstwerke in dieser Periode.

Daß Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Fischerei schon in dieser Periode getrieben wurden, ist bereits (§. 13.) erwähnt worden. Die Produkte, mit deren Anbau man sich beschäftigte, waren: Weizen, Gerste, Linsen, Spelt, Flachs, Melonen, Zwiebeln, Lauch, Gewürz, Wein und Oel. Eine Art von Pflug scheint in dieser Periode auch schon bekannt gewesen zu seyn. Aber der älteste Pflug entbehrte das Eisen, den Vorderpflug, die Räder, das Streichbret. Das ganze Werkzeug bestand aus einem, an dem einen Ende krumm gewachsenen, Stücke Holz, an dessen geradem Ende man Menschen, in der Folge Esel, oder Ochsen, spannte, welche ihn zogen; das Krumme drückte man, vermittelst einer angebrachten Handhabe, in die Erde. — Egge und Dreschwagen scheint in diesem Zeitraume ebenfalls schon bekannt gewesen zu seyn. Auch hatte man Handmühlen, auf welchen das Getreide gemahlen ward. (B. Richter 16, 21.) Kochen und

Backen konnte man auch. So wie die wilden Völker noch jetzt die mehresten Speisen ungekocht verzehren: so geschah dieß auch im frühsten Alterthume. Ehe man den Gebrauch des Feuers kannte, trockuete man das Fleisch an der Sonne *). Schon zu Moses Zeiten hatte man irdene Töpfe (3. B. M. 6, 28). Aus Kokosnüssen machte man wahrscheinlich die ersten Töpfe, welche man, um sie vor dem Verbrennen zu sichern, mit Thon oder Lehm umklebte. Auch das Getreide ward anfangs, wie das Obst, roh verzehrt. In der Folge erweichte man die Körner im Wasser und kochte sie zu einer Art von Brei oder Mus. Die Israeliten kneteten schon einen Teig, unter welchen sie Sauerteig mischten. Daraus machten sie dünne, flache Kuchen, welche sie anfangs an der Sonne dorrten, in der Folge aber unter der Asche, oder auch zwischen heißen Steinen bucken; ein Verfahren, das noch jetzt in Island bei einer Art Kuchen aus Gerstenmehl, und in der Lausitz bei dem Backen der sogenannten Plinzen, üblich ist. Daß Spinnen und Weben nicht unbekannt gewesen seyn könne, beweisen die Leinwandmanufakturen, welche in dieser Periode schon vorhanden waren (§. 17.). Auch die Kunst des Nähens kannte man. Die ältesten Nadeln waren, wie noch jetzt bei den Wilden, Fischgräten, Dornen und spitzige Steinchen. — Scharfe Steine waren die ältesten Messer. Lederarbeiten findet man auch schon in dieser Periode, obgleich

---

*) Noch im Jahr 1615 fand man in Amerika eine eigene Art zu braten. Man legte dem geschlachteten Schweine glühende Kohlen in den Leib. S. Jugendzeitung 1807. St. 104.

Lederschuhe noch nicht im Gebrauch waren. Die Aegypter flochten ihre Fußbedeckung von Papyrusrinde; die Indianer von Baumrinde.

Färben, Tapetenmachen, Stickerei, Glasstempel, Siegelgraben und Steinschneiden gehören ebenfalls zu den, in diesem Zeitraume bekannten, Künsten. Die alten Aegypter hatten ihre Siegelringe und Amulete — eine Art geschnittener Steine, welchen sie eine zauberische Kraft zuschrieben —. Von den Aegyptern lernten Israeliten und Griechen das Steinschneiden. — Zu den andern bekannten Künsten gehören: Glasmachen, Bergbau, Zeichnen, eine Art plastischer Kunst, oder die Bildung thierischer und menschlicher Körper von Thon; die Baukunst, Musik, Dichtkunst, Schreib- und Rechenkunst, Zeitrechnung, doch ohne Uhren. Sonnenauf- und Untergang waren die natürlichen Grenzen des Tages. Zunächst unterschied man nach der größern Sonnenhitze und nach dem kürzesten Schatten den Mittag. — Maaß und Gewicht, Mechanik und eine dürftige Arzneikunde findet sich gleichfalls schon in der ersten Periode.

Zweite Periode.

Von Moses bis zum Sokrates von 1530—400. vor Christus Geburt.

§. 21.

Israeliten.

Mit einem Manne, welcher sich in der Geschichte des israelitischen Volks besonders merkwürdig machte, fängt diese Periode an. Um die Geschichte der Israeliten leichter zu merken, kann man sie in folgende Perioden abtheilen: 1) Die Israeliten als Nomadenhorde; 2) als vereinte Republik; 3) als Monarchie; 4) Trennung der Monarchie; 5) Zerstörung ihres Staats.

Als Nomadenhorde lebte der gröſsre Theil der Israeliten in Aegypten, wohin wir sie in der vorigen Periode ziehen sahen (§. 19.); viele andre zogen aber auch (1 Chron. 7, 21.) mit ihren Herden in Arabien herum; und dahin begaben sich wahrscheinlich alle diejenigen, welche dem ägyptischen Drucke entfliehen konnten. Weil schon vor Josephs Zeiten einige Hirtenstämme Einfälle in Aegypten gethan hatten: so waren den Aegyptern alle Hirtenvölker verdächtig. Unterägypten war nachher von fremden Eroberern in Besitz genommen, und dadurch waren Thronveränderungen veran-

laßt worden. Die neue Regierung befürchtete von dem fremden Geschlechte der Israeliten feindliche Absichten oder Auswanderung. Man suchte sie daher politisch unschädlich zu machen. Weil die Regierung damals Wohnungen für den neu aufgenommenen Soldatenstand bauen ließ: so wurden, neben den Aegyptern, auch die Israeliten zur Theilnahme an diesem Baue gezwungen. Dadurch hatten sie zwar Gelegenheit, mancherlei Kunstfertigkeiten zu erlernen; allein, so wie viele Aegypter durch diese Zumuthungen bewogen wurden, nach Afrika und Europa auszuwandern; so faßten die Israeliten, deren neugeborne Knaben man von Seiten der Regierung zu tödten befohlen hatte, den Entschluß, nach Kanaan zu ziehen. Ein Anführer fand sich in der Person des Mose. Er verdankt seinen Namen, welcher in der ägyptischen Sprache einen aus dem Wasser gezogenen bedeutet, nicht nur seiner wundervollen Rettung, sondern er selbst auch fühlte sich zur Rettung seiner Nation von einer höhern Macht berufen. Am ägyptischen Hofe erzogen, wohnte er unstreitig mehreren Feldzügen bei, und bildete sich zum Gelehrten, zum Staatsmanne und zum Feldherrn. Nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang es ihm endlich, seine Landsleute, welche sich, während ihres Aufenthalts in Aegypten, welcher 215 Jahr, oder nach einer andern, wie es scheint, richtigern Angabe, 430 Jahr dauerte, auf $2\frac{1}{2}$ Million vermehrt hatten, mit einem großen Theil ägyptischer Güter beladen, auszuführen. Unter den Israeliten sollen allein 600,000 streitbare Männer gewesen seyn. Doch wurde diese gesammte Anzahl nicht aus Aegypten ausgeführt; sondern in diesem Lande hielten sich wahrscheinlich nur

die Stamm- und Familienhäupter, nebst einem Theile des Volks auf; allein so lange diese sich in Aegypten befanden, hatte Pharao auch das übrige, in Arabien lebende, Volk unter seiner Gewalt. Moses hätte Kanaan, das Ziel seiner Reise, wenn er den Weg durch das Land der Philister nahm, in wenigen Tagen erreichen können; denn Gosen lag von Kanaan nicht viel über 60 Meilen entfernt; allein er fand rathsam, seine Landsleute gegen 40 Jahr in der arabischen Wüste herum zu führen; denn 1) in Kanaan wohnten zum Theil mächtige, streitbare Nationen, mit welchen der Krieg von den jetzt noch zaghaften und zum Sklavensinne herabgesunkenen Israeliten vermieden werden mußte; 2) wollte Moses ihnen noch vor ihrem Einzuge in Kanaan, Gesetze geben, damit sie zu einem ordnungliebenden, ackerbauenden Volke umgeschaffen würden; um aber ihr Freiheitsgefühl zu wecken und zu stärken, schien es nöthig, daß sie erst eine Zeitlang wieder die nomadische Lebensart übten; 3) hatten auch viele an dem ägyptischen Apisdienste Geschmack gefunden; Moses wollte aber den Glauben an Jehova, den unsichtbaren Einzigen, zum Volksglauben erheben.

Im peträischen Arabien liegt der Berg Sinai. Von diesem Berge herab wurden den Israeliten die Grundsätze der neuen Konstitution durch Moses bekannt gemacht. Israel erhielt eine theokratische Verfassung, nach welcher Jehova als alleiniger Herr und Regent des Volks anzusehen war. Da auch das Land, welches die Israeliten bewohnen sollten, so wie das Volk selbst, als Jehova's Eigenthum betrachtet wurde: so läßt sich daraus die Verfügung erklären, daß in diesem Lande kein fremdes Volk geduldet werden, und daß

Israel überhaupt mit keinem andern Volke Gemeinschaft haben sollte. Daher die Vorschriften einer Lebensweise, durch welche die Israeliten von andern Nationen getrennt werden mußten. Ein tragbarer Zelttempel (Stiftshütte) galt als Heiligthum der Nation. Bei demselben versammelten sich an den drei Nationalfesten des Jahres, am Passahfest, am Feste der Wochen und Laubhüttenfeste, alle Mannspersonen. In der verborgensten Abtheilung dieses Zelttempels war das Allerheiligste, welches man als Jehovens Wohnung betrachtete. Ihm und seinem Dienste, welcher in Opfern, Gebeten, Gelübden, Fasten und Reinigungen bestand, waren die Priester geweiht, an deren Spitze der Hohepriester stand. Das Priesterthum übertrug Moses dem Stamme Levi, welcher in die Leviten und höheren Priester getheilt war. Die Leviten hatten das Geschäft, die Passahlämmer zu schlachten, die Gesetzlade zu bewahren, und nöthigenfalls zu tragen. Zugleich machten sie den gelehrten Stand aus; sie konnten rechnen und schreiben, verstanden Musik, Rechts- und Arzneikunde, Geschichte und Magie. Sie waren die öffentlichen Schreiber der Urkunden, hielten, um die vorgefallenen Streitigkeiten zu schlichten, gewöhnlich vor den Thoren oder am Eingange der Städte, Gericht, und heilten den Aussatz. Durch Lieder, mit der Trompete begleitet, suchten sie im Kriege dem Volke Muth einzuflößen. Sie durften kein Grundeigenthum haben, und also auch nicht Ackerbau treiben, erhielten aber nicht nur den Zehnten von allen Früchten des Landes, sondern auch die Erstlinge des Landes, und von jedem Opfer einen festgesetzten Antheil. Die Amtsverrichtung der höhern Priester bestand in Opfern,

Räuchern, Beten, Segnen ꝛc.; sie durften nur in das Heiligthum und zum Altar gehen. Der größte Theil der Gesetze, welche Moses seiner Nation bekannt machte, bestand aus Religions- und Sittengeboten, so wie aus Gesundheitsvorschriften. Moses starb etwa 1490 Jahre vor Christus Geburt, nachdem er die Israeliten zu einer unabhängigen Nation gemacht hatte. Er bestimmte den Josua zu seinem Nachfolger. Dieser ging über den Jordan, eroberte die Hauptstadt Jericho, schlug die Kananiter, nahm in 6 Jahren fast das ganze Land ein, und vertheilte es unter die 12 Stämme, aus welchen die israelitische Nation bestand. Jeder Stamm hatte seine eigene Stammhäupter, und bildete für sich ein Ganzes; doch waren die sämmtlichen Stämme nicht nur durch die Priesterkette und durch die Nationalfeste, sondern auch durch die sogenannten Landtage, oder die Versammlungen, welche die Aeltesten der Stämme zu gewissen Zeiten hielten, um über die Angelegenheiten des Volks gemeinschaftlich zu berathschlagen, verbunden. Nach Josua's Tode benutzten kriegerische Nachbarn, besonders die Philister, nicht selten jede Schwäche der Israeliten, um sich einzelne Stämme unterwürfig zu machen. Indessen traten von Zeit zu Zeit heldenmüthige Anführer auf, welche die Selbstständigkeit ihrer Nation zu retten suchten. Sie wurden Schofeten, doch gewöhnlich, aber nicht ganz bestimmt, Richter*), genannt. Jephta, Simson, Gideon, sind Namen einiger dieser Tapfern.

---

*) Richter 12, 6. Vielleicht ist hier der Ursprung der Parolen zu suchen?

§. 22.

Fortgesetzte Geschichte der Israeliten.

Samuel, der im Hause des Hohenpriesters erzogen war, und unter dem Namen eines Sehers oder Propheten herum zog, wußte sich das Zutrauen aller Stämme zu erwerben. Der Ruf seiner prophetischen Allwissenheit ging so weit, daß Israeliten, wenn ihnen Etwas gestohlen worden war, oder wenn sich eins ihrer Schafe, oder einer ihrer Esel verlaufen hatte, zu ihm reisten, um von ihm den Aufenthalt des Vermißten zu erfahren (1 Sam. 9, 6.). Samuel beherrschte durch sein Ansehn, als Oberrichter, den ganzen Staat, der damals (etwa 400 Jahr nach Moses) in tiefe Barbarei gesunken war. Die Priester folgten ihm willig, weil durch ihn für ihr Ansehn gesorgt war. Durch einen Landtag stellte er die Einheit des entzweiten Volks wieder her, demüthigte die Feinde seiner Nation, führte eine beßre Justizpflege ein, und stiftete eine Propheten-schule, d. h. eine (späterhin weiter ausgebildete) Anstalt, in welcher junge Leute im Dichten und Absingen religiöser Lieder geübt wurden. Da Samuel auf die Hohenpriesterwürde, welche an die Familien Aaron's und Eli's geknüpft war, keinen Anspruch machen konnte: so suchte er als Prophet, der auf Gottes Geheiß, dessen Willen verkündigte, und durch die Begründung eines neuen Standes, nämlich des der Propheten, dem Hohenpriester das Gleichgewicht zu halten. In seinem Alter konnte er aber allein nicht mehr den Staat regieren. Sein Plan, die Richterwürde erblich zu machen, ward durch seine Söhne, welche schlechte Pfleger der Gerechtigkeit waren, vereitelt. Die Volkshäupter,

endlich des Priesterregiments überdrüssig, verlangten einen König. Samuel sah sich genöthigt, ihren Foderungen nachzugeben, und der Benjaminit Saul, ein ansehnlicher Mann, welcher sich durch kühne Thaten auszeichnete, ward (etwa 1095 Jahr vor Christus Geburt) zum ersten König der Israeliten gewählt. Saul handelte als König ziemlich unabhängig vom Priesterorden, unternahm Kriege nach eigenem Gutdünken, und gab überwundenen feindlichen Königen Pardon. Noch bei seinen Lebzeiten wurde daher David, ein junger Mann aus dem Stamm Juda, der bereits Proben von Tapferkeit, Muth, Entschlossenheit und Klugheit gegeben hatte, gesalbt, oder zum künftigen Könige geweiht. Darüber verfiel Saul in Mißtrauen und Schwermuth, und endigte auch in diesem traurigen Gemüthszustande sein Leben. Nur von dem Stamm Juda ward, nach Saul's Tode, David als König anerkannt; 7 Jahre lang regierte er auch blos über diesen Stamm; die übrigen Stämme hatten Saul's Sohn, Isboseth, zu ihrem König erwählt (1055 Jahr vor Chr. Geb.). Erst nach dessen Ermordung gelangte David zum Besitze des ganzen Reichs. Er besiegte mehrere benachbarte Völker, und nahm auch die Citadelle Jerusalems, oder die Burg Zion ein, wohin er die Residenz verlegte. Er unterwarf sich die Syrer und mehrere Seestädte; nahm zweckmäßige Verbeßrungen im Kriegs- und Gerichtswesen vor, beförderte Handel und Schifffahrt, und weckte den Sinn für Erfindungen. Unter ihm erreichte die Nation die höchste Stufe ihres Glanzes. Er soll der Schatzkammer 470 Millionen Thaler hinterlassen haben. Auch um die Verbesserung des religiösen Kultus erwarb er sich große Verdienste; er führte mehr

Feierlichkeit und Pracht bei dem Gottesdienst ein, und stellte öffentliche Sänger auf der Burg Zion an. Unter ihm lebten die, aus den Prophetenschulen hervorgegangnen, edlen Männer, Gad und Nathan, und die lyrische Dichtkunst erreichte einen hohen Schwung. Er selbst dichtete mehrere Lieder (Psalme), und traf auch Vorkehrungen zum Bau eines Tempels, welcher aber erst unter seinem Nachfolger zu Stande kam. Schon bei Davids Lebzeiten erhielt dessen jüngster Sohn, Salomon (etwa 1015 vor Christ. Geb.), die Regierung. Mit Hülfe phönizischer Baukünstler erbaute er, statt des tragbaren Zelttempels, einen feststehenden prachtvollen Tempel zu Jerusalem, wozu sein Vater schon Materialien gesammelt hatte, und versah dieses Gebäude mit kostbaren Geräthen. Der Bau dieses Tempels, welcher in der Folge zu den Wundern der Welt gerechnet ward, soll über 200 Millionen Thaler gekostet haben. Um mehr Schätze zu erhalten, ermunterte der prachtliebende Salomon, der selbst auch Freund und Kenner der Wissenschaften war, seine Nation zu Künsten, Gewerben, zum Handel und zur Schifffahrt, und schloß mit Hiram, dem Oberrichter von Tyrus, einen Handelstraktat. Ihr gemeinschaftlicher Handel zur See ging nach Ophir (vielleicht Ostindien?), um von dort her Gold, Silber, Elfenbein, Edelsteine, und andre Kostbarkeiten zu holen. Die Nation fing an, sich dem Luxus zu ergeben. Zum Sittenverderben trugen auch die, am Hofe des Königs lebenden, Ausländerinnen bei. Die Auflagen, welche Salomo's Prachtliebe nöthig machte, waren der Nation drückend. Schon dadurch machte er sich das Volk abgeneigt; aber noch mehr durch seine Toleranz gegen den heidni-

schen Gottesdienst. In den entfernten Provinzen war daher die Unzufriedenheit bis zur Gährung gestiegen. Nach seinem Tode veranlaßten die ausgebrochnen Unruhen eine Trennung des Reichs, nachdem es nur 120 Jahre lang unter drei Königen vereint gewesen war.

Als Salomo gestorben war (gegen 975 vor Christ. Geburt), bot man zwar seinem Sohn Rehabeam die Regierung an; doch mit dem Verlangen, daß er die drückenden Abgaben mildern sollte. Da er dieß aber im drohenden Tone verweigerte: so rissen sich 10 Stämme von seiner Herrschaft los. An die Spitze dieser Unzufriedenen stellte sich der kühne Jerobeam (1 König. 11, 26.). Unterstützt von dem ägyptischen Pharao, stiftete er das Königreich Israel, dessen Hauptstadt Anfangs Sichem, in der Folge aber Samaria war.

Nur die beiden Stämme Juda und Benjamin blieben, unter dem Namen des Königreichs Juda, dem Rehabeam zugethan. So ward also das Königreich im Jahr 975 vor Christ. Geburt in die beiden Reiche Israel und Juda getheilt, welche an Macht sich fast gleich waren, und in der Folge oft mit einander in Kriege geriethen. Anfangs blieben die Unterthanen des Reichs Juda auch ihrem väterlichen Gottesdienste getreu; aber Jerobeam errichtete in den Grenzstädten Dan und Bethel, zwei goldne Apis- oder Stierbilder. In der Folge verfiel auch das Reich Juda in Abgötterei, und die Propheten Elias und Elisa konnten durch ihre Drohungen nichts ausrichten. Selbst die spätern Propheten, die einen weit höhern Grad von Geistes- und Herzensbildung besaßen, konnten dem Uebel nicht steuern.

Ueber Israel haben in einem Zeitraume von 254 Jahren 19 Könige regiert, welche sich ohne Ausnahme der Abgötterei ergaben. Innere Unruhen bereiteten den Untergang dieses Reichs vor, in welchem der Thron bald verkäuflich wurde. Während die Israeliten noch mit dem Könige Salmanassar von Syrien im Bündnisse standen, verbanden sie sich heimlich mit dem ägyptischen Könige gegen ihren frühern Bundesgenossen. Salmanassar, dem dieß nicht unbekannt blieb, brach daher mit einem großen Kriegsheere auf Samarien, die Hauptstadt des israelitischen Reichs, los. Nachdem er sie 3 Jahre lang belagert hatte, besiegte er den (letzten israelitischen) König Hosea, welcher sich weigerte, den an Assyrien verwilligten Tribut zu bezahlen, und führte ihn, nebst einem Theil seiner Unterthanen, wie es damals gewöhnlich war, in die assyrischen Lande (im Jahr 721 vor Christ. Geburt). Schon Salmanassar, aber auch sein Nachfolger, setzten neue Kolonisten, besonders aus Kutha, in die ehemaligen Wohnplätze der Israeliten. Diese neuen Ankömmlinge nahmen zwar den Jehovadienst an, behielten aber ihre Religionssätze auch zum Theil bei. Sie vermischten sich mit den zurückgebliebenen alt-israelitischen Einwohnern, und veranlaßten dadurch den Ursprung der, in der jüdischen Religionsgeschichte so häufig vorkommenden, Samariter *).

Das Königreich Juda, das zwar auch an mächtigere Fürsten Tribut bezahlen mußte, erhielt sich doch noch einige Zeit länger. Ueber dieses Reich regierten

*) Vergl. Büsching oder Kühnöl Geschichte der jüdischen Religion.

20 Könige, unter welchen einige, besonders Hiskia und Josia, die Verehrung Jehovens zu erhalten bemüht warrn; die mehresten wichen aber ebenfalls von den Grundsätzen der Staatsverfassung ab und bereiteten dadurch den Untergang des Reichs vor. Einige wurden benachbarten Königen zinsbar; andre von denselben entthront. Salmanassar's Nachfolger, Sanherib, wollte auch das Reich Juda auflösen; aber der König Hiskia erkaufte durch Geschenke den Frieden. Doch schon der 19te König, Jojachim, wurde mit einer Anzahl reicher und angesehener Juden, unter welchen auch Daniel war, ins Innere von Asien geführt, und an dessen Stelle Zedekias, von dem babylonischen Könige, Nebukadnezar, als dessen Vasall und Zinsmann, eingesetzt.

Da Zedekias sich mit Aegypten verband, um das babylonische Joch von sich abzuschütteln, so nahm Nebukadnezar Jerusalem ein, zerstörte den Tempel und führte den unglücklichen König — er war der 20ste König über Juda — mit vielen Einwohnern nach Babel und in die, durch den Fall des assyrischen Reichs entvölkerten, Provinzen, im Jahr 606 vor Chr. Geb. Ueber die Zurückgebliebenen setzte der Sieger einen Statthalter, Gedalia, einen wohlgesinnten Mann. Als diesen aber ein Judäer aus königl. Stamm getödtet hatte, so flohen viele Judäer nach Aegypten. So endigte also auch, durch das sogenannte babylonische Exil, das Königreich Juda, welches 115 Jahr länger als das Reich Israel, und also überhaupt 369 Jahr bestanden hatte. Zu 6 verschiedenen Malen wurden Einwohner aus Juda fortgeführt. Das Land selbst, als eine Provinz Babyloniens, fiel bald, mit diesem Reiche, an Persien. Die Perser, die in ihren re-

ligiösen Meinungen wenigstens den Glauben an Einen Gott mit den Juden gemein hatten, bewiesen sich gegen dieselben wohlwollender, als die Assyrer und Babylonier. Vielleicht trug auch Daniel, der als ein vornehmer jüdischer Jüngling aus seinem Vaterlande weggeführt, am Hofe Nebukadnezar's erzogen worden war und der als Statthalter am Hofe des persischen Königs Darius (§. 24.) lebte, zu diesem günstigen Schicksale seiner Landsleute manches bei. Nachdem seit dem babylonischen Exil 70 Jahr verflossen waren, (537 vor Chr. Geb.) gab der persische König Cyrus — der Nachfolger des Darius — den Juden Erlaubniß zur Rückkehr in ihr Vaterland. Diese Erlaubniß erstreckte sich auch auf alle, durch die Assyrer weggeführten, Israeliten; aber von diesen kehrten wenige zurück; denn seit dem assyrischen Exil waren schon beinahe 200 Jahr verflossen und viele von den jetzt lebenden Urenkeln oder Ururenkeln der Exulanten, die sich in Assyrien angebaut hatten, betrachteten sich als Eingeborne des Landes. Auch von den, durch Nebukadnezar weggeführten, Juden blieben viele der Reichsten und Vornehmsten in babylonischen Landen zurück. Die Zahl derer, welche in ihr Vaterland zurückgingen, soll sich auf 34,000, nach Andern auf 49,800 belaufen haben. Da die Mehresten von den zurückkehrenden Aermern Judäer waren, oder zu dem Stamm Juda und Benjamin gehörten: so fing man seit dieser Zeit an, die Bewohner des gelobten Landes Juden zu nennen. Zum Anführer und Statthalter der Juden setzte Cyrus den Serubabel, einen Mann aus davidischem Geschlechte. Unter diesem, so wie unter den folgenden Statthaltern, die übrigens unter

persischer Herrschaft standen, hatten die Juden ein erträgliches Schicksal. Der erste Hohepriester der, in ihr Vaterland zurückgekehrten, Juden hieß Josua. Bald nach ihrer Rückkehr waren sie darauf bedacht, ihren Tempel wieder aufzubauen, wobei sie vom Cyrus kräftig unterstützt wurden, der ihnen auch die, in dem Tempel Bel's aufbewahrten, heiligen Gefäße wieder ausliefern ließ. An diesem Tempelbau wollten auch die vorher erwähnten Samariter Antheil nehmen. Da sich aber Jehovens Dienst bei ihnen nicht ganz rein erhalten haben sollte, so wurde ihnen von den, aus dem Exil gekommenen, Juden diese Theilnahme nicht gestattet. Die dadurch beleidigten Samariter suchten daher den Tempelbau zu verhindern. Nach Cyrus Tode ward er auch wirklich auf einige Zeit unterbrochen, weil die Juden von den Samaritanern dem persischen Hofe verdächtig gemacht worden waren. Aber einer der folgenden persischen Könige, Darius Histaspis, ertheilte aufs Neue die Erlaubniß zu diesem Baue, den er selbst durch dazu angewiesene Summen seines Vermögens unterstützte. Etwas über 500 Jahr vor Chr. Geb. kam der Tempel zu Stande. Die Samariter erbauten sich in der Folge, nachdem ihnen Alexander der Große (§. 31.) die Erlaubniß dazu ertheilt hatte, einen eignen Tempel bei Samaria auf Garizim, und wurden von den Juden aufs bitterste gehaßt. *)

Esra, der aus hohenpriesterlichem Geschlechte

---

*) Von den Samaritern leben noch heutiges Tages schwache Ueberreste südwärts vom Berg Libanon in den syrischen Städten Naplus und Jaffa. S. Miscellen für die neueste Weltkunde 1811. No. 57.

abstammte und eine zweite Kolonie Juden anführte, welche später (gegen 500 vor Christus Geburt) in ihr Vaterland zurückkehrte, soll den großen Sanhedrin eingesetzt haben. Dieses Gericht (auch der hohe Rath genannt) bestand aus 71 Personen, sowohl Priestern, Leviten, als gebornen Juden. Es entschied alle politische und religiöse Streitigkeiten, welche von kleinern Gerichtshöfen nicht geschlichtet werden konnten. Die Versammlung bildete einen Zirkel, in dessen Mitte der Vornehmste saß. *) Auch veranstaltete Esra die Sammlung (Kanon) der Bücher des alten Testaments.

Nehemia, welcher noch später (etwa gegen 445 vor Christus) mit einer andern Kolonie Juden in sein Vaterland zurückkam, gab der Stadt Jerusalem wieder Mauern und dem Staate mehr Festigkeit. Er legte auch Synagogen (Tempelschulen) an, und es wurde festgesetzt, daß da, wo sich 12 Juden aufhielten, eine Synagoge seyn könnte. In denselben wurden, nach einem vorausgegangenen Gebete, die, seit Esra's Zeiten gewöhnlichen, Vorlesungen aus den heiligen Schriften, welche anfangs unter freiem Himmel, dann in Privathäusern gehalten wurden, mit Erklärungen begleitet, und der am Schluß ertheilte Segen wurde mit einem „Amen" des ganzen Volks bekräftigt. Mehrere Juden, die mit dieser Reform unzufrieden waren, gingen zu den Kuthäern (Samaritanern) über.

Sehr bedeutend war der Einfluß, welchen das

---

*) S. Jugendz. 1806. No. 120.

babylonische Exil in politischer und religiöser Hinsicht auf die Juden äußerte. Weil in Babylonien verschiedene geschickte Künstler, als Baumeister, Teppichmacher u. a. lebten: so hatten mehrere Juden die Gelegenheit, welche sie hier zu ihrer Bildung in diesen Kunstfertigkeiten fanden, benutzt. Sie lernten aber auch von den Babyloniern Sterndeuterei. Weil bei den Babyloniern der Glaube an gute und böse überirdische Wesen und besonders auch die Meinung herrschte, daß jeder Mensch seinen Genius habe: so ist es wahrscheinlich, daß der Grund zu den nachher unter den Juden herrschenden Meinungen von den Engeln und Dämonen, in Babylonien gelegt wurde. Der neue Staat der Juden stand unter dem Satrapen von Syrien. Die Einmischung der Hohenpriester in Staatsangelegenheiten gab zu manchen Unruhen Veranlassung.

§. 23.

Aegypten.

Aegypten (§. 17.) finden wir auch in dieser Periode in der Reihe der merkwürdigen Staaten wieder. Das Land selbst erzeugt eine merkwürdige Staude, den Papyrus, von welcher das Papier seinen Namen hat, weil man den Papyrus zu dem Zwecke, zu welchem wir jetzt das Papier brauchen, zu benutzen pflegte. In diesem Lande ward aus Flachs eine sehr feine Leinwand (Byssus) bereitet, die auch anderwärts als köstliche Leinwand (Luk. 16, 19.) geschätzt wurde. In Aegypten finden sich die ersten Spuren von künstlichen Tänzen, unter welchen die religiösen einen Theil des ägyptischen Gottesdienstes ausmachten. In Ansehung der Religion herrschte unter den Aegyptern

nicht nur Verschiedenheit, sondern sie erlitt auch im Laufe der Zeiten manche Abänderung. Man verehrte zum Theil den storchartigen Ibis, das Krokodill, die Katze, den Apis, oder einen schwarzen mit einer Blässe versehenen Ochsen, nach dessen Tode ein ihm ähnlicher ausgesucht und göttlich verehrt ward. Auch das Ichneumon und der Hund genossen zum Theil göttliche Verehrung. Bei den gebildetern Kasten fand unstreitig eine reinere Gotteserkenntniß statt. Dieß kann man wenigstens aus den sinnvollen Inschriften schließen, mit welchen einige Tempel geschmückt waren. So las man an einem Tempel des Osiris die Worte: „Ich bin Alles, was gewesen ist, noch ist und seyn wird, und meinen Schleier hat noch nie ein Sterblicher aufgedeckt.“ An dem Tempel der Isis — vielleicht bedeutete dieß die Erde oder das Jahr — zu Capua stand: Dir, der du Eins und Alles zugleich bist, der Göttin Isis!

Die Einwohner dieses Landes waren in mehrere (nach Einigen in 7, nach Andern in 5) Klassen oder Stände getheilt, die man mit dem portugiesischen Worte, Kaste, welches so viel als Zunft bedeutet, zu bezeichnen pflegt. Alle diese Stände, der Stand der Priester, Soldaten, Hirten, Landleute und Künstler, waren erblich; der Sohn war genöthigt, sich dem Geschäfte seines Vaters zu widmen. Diese Erblichkeit und dieser Ständezwang soll durch den Ausdruck Kaste ausgedrückt werden. Die Soldaten zerfielen in zwei Klassen, von welcher die erstere 250,000, die andere 160,000 Mann betrugen. Die Stärke der ägyptischen Armee beruhete vorzüglich auf der Reiterei und auf den Streitwagen; sonst zeich-

neten sich die Soldaten eben nicht durch kriegerischen Geist aus. Die höchsten Staatsämter befanden sich in den Händen der Priesterkaste, zu welcher selbst der König gehörte. Die Priester waren nicht nur Vorsteher der Religion, sondern auch öffentliche Staatsbeamte, Aerzte, Astronomen u. s. w. und von allen Abgaben frei. Sie wählten den König, der auch von Priestersöhnen bedient wurde. Sogar über die Speisen, welche der König genießen sollte, ertheilten die Priester Vorschriften. Eine merkwürdige Einrichtung in Aegypten war das

Todtengericht. Es bestand aus 40 Personen, die sich an dem Tage, an welchem ein verstorbener König begraben werden sollte, versammelten, um über denselben ein gerechtes Urtheil zu fällen. Ehe man den Leichnam des Königs über den See Möris fuhr, ward er auf einem öffentlichen Platze ausgestellt; der Name des Verstorbenen ward vorgelesen und jeder von der versammelten Volksmenge durch die Todtenrichter aufgefodert, seine etwanige Klagen gegen den verstorbenen König laut vorzubringen und zu beweisen. Fand sich kein Kläger, oder konnten die vorgebrachten Beschuldigungen nicht erwiesen werden: so setzte man den Leichnam mit großer Feierlichkeit bei; im Gegentheil aber wurde er der Ehre des Begräbnisses für verlustig erklärt. Da die Aegypter eine Seelenwandrung annahmen und die Meinung hatten, daß nach Verlauf von einigen Jahrtausenden jeder Körper mit der Seele, die während des Erdenlebens mit ihm verbunden war, wieder vereinigt werden würde: so suchten sie die Leichname durch künstliches Einbalsamiren vor der Verwesung zu sichern. Man nennt solche einbal-

samirte Körper, von dem (vermuthlich türkischen oder persischen) Worte Mum, welches so viel als Wachs, Bergbalsam, Bergöl, Erdharz bedeutet, Mumien. Die alten Aegypter nannten ihre Leichen Gabarras, d. h. heilig verwahrt. So dürftig auch übrigens die Arzneikunde der Aegypter beschaffen war: so besaßen sie doch in der Kunst des Einbalsamirens der Leichname eine vorzügliche Geschicklichkeit. Es gab drei, theils kostbarere, theils wohlfeilere Verfahrungsarten bei dem Einbalsamiren, von welchen wir, obgleich jene Kunst selbst zu den verlornen *) gehört, noch einige Nachrichten besitzen. Eine weniger kostspielige Art der Einbalsamirung bestand darin, daß man den Körper 70 Tage lang in Salpeter liegen ließ. Allein bei der kostbareren Art verfuhr man anders. Mit einem krummen eisernen Haken ward aus den Nasenlöchern das Gehirn genommen und an dessen Statt wurden flüssige Spezereien in die Kopfhöle gegossen. Unter den Rippen ward der Unterleib mit einem scharfem Messer von äthiopischem Stein (Basalt) durch einen Arzt aufgeschnitten, der aber sogleich nach seiner Verrichtung die Flucht nehmen mußte, weil ihn die Anwesenden als einen Leichenschänder verfolgten. Nachdem man die Eingeweide herausgenommen hatte, ward der Leib mit Palmwein gewaschen, und die Bauchhöle mit Myrrhen, Kasia und andern, nicht mehr bekannten, Spezereien eingerieben und ausgefüllt, worauf

---

*) Einige neuere Aerzte haben Versuche gemacht, diese verlorne Kunst wieder herzustellen. So balsamirte D. Niezky in Halle vor etwa 30 bis 40 Jahren einen jungen Grafen Schimmelmann ein.

die Haut wieder zugenäht wurde. Hierauf folgte eine 30 — 40stündige Salbung des ganzen Körpers mit Cedernöl, und eine Bedeckung des ganzen Körpers mit Nitrum oder Salpeter, worin er 70 Tage — so lange dauerte die Trauerzeit — liegen blieb. Nachdem endlich bei dem ersten Verfahren der ganze Körper gewaschen und alle Theile mit Tüchern von feiner Leinwand umwunden und mit Gummi bestrichen worden waren, überlieferte ihn der Balsamirkünstler den Verwandten, welche ihn in einem Sarkophag von Sykomorenholz eingeschlossen, entweder in einem besondern Zimmer ihrer Häuser aufstellten, oder in gewölbten Gräbern beisetzten. So ward der Körper unversehrt erhalten; selbst die Haare in den Augenbraunen und Augenliedern, so wie die Aehnlichkeit im Gesichte blieben. Bei den Aegyptern herrschte übrigens eine Verehrung der Todten, welche an Abgötterei grenzte. Der Sohn konnte kein sichereres Pfand, worauf er Geld borgte, geben, als den todten Körper seines Vaters. Bei den Gastmälern setzte man oft einen Sarkophag, welcher überhaupt mit einer menschlichen Figur viel Aehnlichkeit hatte, mit dem Bilde eines Todten vor, oder reichte das hölzerne Bild eines geliebten Todten herum. Auch heilige Thiere wurden einbalsamirt. Noch jetzt findet man viele Mumien — auch Ibismumien — in unterirdischen Grabgewölben, oder Katakomben, welche auf wüsten Berghölen angelegt, 20 — 30 Fuß tief und zu beiden Seiten mit Nischen und Nebengängen versehen sind. In Europa werden Mumien in Naturalienkabinetten und Kunstkammern als Seltenheiten aufbewahrt. Der Aberglaube der Schiffer befürchtet einen Sturm, sobald sich eine Mu-

mie auf dem Schiffe befindet. Aber nur äußerst selten erhält man in Europa eine Mumie ganz unbeschädigt; denn die Europäer dürfen nicht selbst in die Grabgewölbe herabsteigen; die Eingebornen zerbrechen aber meist die Mumien in der Gegend des Mundes, weil sie unter demselben Goldbleche vermuthen.

Zu den erstaunenswürdigen Kunstwerken, durch welche sich Aegypten auszeichnet, gehören die

a) Piramyden (oder Pyramiden), über deren Bestimmung noch große Dunkelheit liegt. Nach Einigen soll das Wort soviel als Todtenhöle oder Todtenkeller bedeuten, und dieser Wortbedeutung zufolge wären die Pyramiden zur Aufbewahrung der Leichname verehrter Todten bestimmt gewesen, um diese vor dem Auswühlen wilder Thiere zu schützen. Nach Andern sollen es Sinnbilder der Seele gewesen seyn; oder zu Kornmagazinen, Sternwarten, oder Versammlungsplätzen der Priester gedient haben. Da Aegypten Mangel an Bauholz hat, das obere Aegypten aber besonders an ungeheuern Steingruben von rothem Granit reich ist: so sahen sich die Einwohner genöthigt, aus Steinen zu bauen. Zu diesen ungeheuern steinernen Denkmalen, in welchen sich, nach Einigen, eine große Eitelkeit und ein schwerfälliger Geschmack ausspricht, nach Andern aber etwas Geheimnißvolles liegen soll, das große, erhabne Ideen verräth, gehören auch die Pyramiden. Es sind ungeheure, spitzzulaufende, aus verschiedenen Steinstücken erbaute Steinmassen, welche der Nil bei seinen Ueberschwemmungen nicht erreichen konnte. Da sie genau nach den vier Himmelsgegenden gerichtet sind, so werden sie von Einigen für Felsen gehalten, welche pyramidal behauen und mit

einer Bekleidung von Mauerwerk überzogen sind. Nach Andern sind sie aus Kalk- oder Ziegelsteinen, die ohne allen Kitt und Mörtel blos durch ihre Schwere zusammenhalten, oder, wie Andre annehmen, durch den festesten Kitt verbunden sind, erbaut. Sogar für Naturspiele hat man sie ausgeben wollen. Ihre Höhe beträgt von 200 — 800 Fuß und ihr Umfang über 1000 Schritt. Vielleicht wurden sie durch Hülfe künstlicher Berge errichtet. Ungefähr gegen 1184 vor Chr. Geb. scheint der Pyramidenbau begonnen zu haben. Ihre Anzahl beläuft sich auf 40. Sie sind nur in Mittelägypten anzutreffen, wo sie in mehrern Gegenden gruppenweise beisammen stehen. Die berühmtesten sind die von Ghize. Sie scheinen sich in dem Maaße zu entfernen, als man sich ihnen nähert. Wenn man noch eine Stunde von ihnen entfernt ist, so ragen sie schon stolz über dem Haupte hin, daß man an ihrem Fuße zu seyn glaubt. Die Höhe ihres Gipfels, ihr jäher Hang, der ungeheure Umfang ihrer Oberfläche, das Gewicht ihrer Masse, ihr Alterthum die Berechnung der Arbeit, die sie gekostet haben, der Gedanke, daß diese unermeßlichen Felsen das Werk der Menschen sind — reißt die Einbildungskraft zur Bewunderung, zum Staunen und zur Ehrfurcht hin. In den Angaben über die Größe der noch vorhandenen größten Pyramide *) finden große Abweichungen statt. Einer Angabe zufolge soll sie am Gipfel 17 Fuß, am Fuße 783 Fuß breit seyn; die Breite jeder Seite soll 5 bis 600 Fuß, die untere Höhe zwischen 4 bis 500 Fuß betragen. Ihre Erbauung soll 20 Jahre lang 366,000 Menschen beschäftigt haben. Im Innern

*) Savary Zustand des alt. u. neuen Aegyptens S. 148.

befindet sich ein Brunnen, der 86 Ellen Tiefe und mit dem Nil Gemeinschaft haben soll. Ein Reisender (Thevenot), der sie bestieg, zählte 208 Stufen, von welchen die mehresten 3 Fuß hoch waren. Es ist die einzige, zu welcher sich ein Eingang findet. Man muß durch mehrere Gänge rutschen, klettern, klimmen u. s. w., ehe man in einen Ruheplatz oder in das obere große Zimmer kommt, in welchem eine viereckige Kiste, die man für einen Sarg hält, aufbewahrt wird. Es herrscht tiefe (ägyptische) Finsterniß darin, weil die Gemächer durch keine Fenster Licht erhalten.

b) Die Obelisken sind viereckige, oben spitz zu laufende Säulen, welche eine Höhe von 50 bis 180 Fuß halten. Oben trugen sie meistentheils eine Statüe. Jeder Obelisk ist aus einem einzigen, und zwar aus dem härtesten, Granitstein erbaut. Ihrer ersten Bestimmung nach, scheinen sie Denksäulen gewesen zu seyn; daher befanden sich auch an den mehresten derselben Hieroglyphen; aber in der Folge bestimmte man sie zu Prachtsäulen. Sie wurden in so großer Anzahl errichtet, daß sie den Ackerbau hinderten. Mehrere alte ägyptische Obelisken stehen noch jetzt in Rom, wohin sie der Kaiser August (§. 32.) und einige seiner Nachkommen bringen ließen. Bei den Verheerungen, welche Rom in der Folge (§. 39. 40.) erlitt, wurden sie niedergestürzt. Pabst Sixtus V. (§. 80.) ließ 1584 mehrere derselben wieder aufrichten *).

c) Das Labyrinth. Diesen Namen führt eine Gattung großer Werke der Natur und ältern Bau-

*) Auf dem Markte zu Potsdam steht ein Obelisk von schlesischem Marmor.

kunst, welche so eingerichtet waren, daß man sich aus denselben, ohne künstliche Mittel, unmöglich herausfinden konnte. Die beiden berühmtesten Labyrinthe waren das auf der Insel Kreta (Candia) im mittelländischen Meere, und das in Aegypten am See Möris. Das ägyptische war ein großes Gebäude von weißem Marmor, welches der König Psammitich für sich und seine 11 Mitkönige zum Grabmal (etwa 650 Jahr vor Christ. Geb.) soll haben erbauen lassen. Es bestand aus 12, unter einem Dache befindlichen, Palästen, welche eine gemeinschaftliche Mauer umschloß. Es faßte gegen 3000 Säle und Zimmer in sich, von welchen die eine Hälfte über — die andere unter der Erde stand. Die letztern enthielten die Särge der Erbauer und der heiligen Krokodille. Die obern übertrafen an Pracht und Kunst alle andre Kunstwerke. An den Wänden sah man künstlich eingegrabene hieroglyphische Figuren; an dem äußersten Ende des Labyrinths stand eine, 40 Klaftern hohe, Pyramide. Aus einem Palast kam man in die Gemächer des andern; aus diesen in die Seitenzimmer und dann wieder auf andere Dächer und in andere Paläste. Die Oeffnung mancher Thüren verursachte ein, dem fürchterlichen Donner ähnliches, Getöse. Die innere Einrichtung scheint eine symbolische Darstellung des Thierkreises und des Laufes der Himmelskörper gewesen zu seyn. Vielleicht wollte man auch durch die verschiedenen Zimmer selbst und durch die, in denselben befindlichen, Abbildungen der Thiere die Seelenwanderung versinnbilden. Doch über den Zweck des Labyrinths läßt sich nichts Gewisses sagen.

d) Sphinx. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist

dieser Name ägyptisch; daher wohl der Ursprung der Sphinxe bei den Aegyptern zu suchen ist. Auch findet sich die Abbildung einer Sphinx unter den berühmten Denkmälern, in der Nähe der Pyramidengruppe, nicht weit von Kairo. Sie ist aus einem einzigen Felsenstück gehauen, 143 Fuß lang und von vorn 62 Fuß hoch. Jetzt aber ragt sie nur noch 27 Fuß über dem Sand hervor. Bloß um die senkrechte Höhe des Kopfes und Halses zu messen, brauchte man eine hohe Leiter, mittelst welcher man auf die Scheitel der Sphinx stieg. — Es giebt verschieden gestaltete Sphinxfiguren. Die ägyptischen müssen von den griechischen unterschieden werden. Die Griechen erhielten zwar Figur und Begriff von den Aegyptern; gestalteten aber beides anders. Bald besteht die Sphinxfigur aus einem Löwenkörper mit einem Frauenzimmerkopf; bald mit einem Mannskopf. Späterhin gab es noch seltsamere Zusammensetzungen, z. B. vorn einen Löwen, hinten einen Menschen mit Greifsklauen und Adlerflügeln. Auch findet man Sphinxfiguren mit Büffel-, Adler- und Löwenköpfen. Bei den Aegyptern ward die Sphinx in den Vorhöfen der Tempel aufgestellt. Was durch diese Figuren angedeutet werden sollte, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Einige halten die Sphinx für eine Hieroglyphe der, mit Weisheit verbundenen, Stärke. Nach einer, nicht ganz unwahrscheinlichen, Vermuthung über den Sinn und Zweck dieser Figur, wollte man dadurch die Zeit andeuten, da der Nil auszutreten pflegt. Man hatte nämlich bemerkt, daß die Zeit, innerhalb welcher die Fläche von dem ausgetretenen Wasser bedeckt wurde, der Zeit entspräche, da die Sonne in dem sogenannten

Thierkreise im Zeichen des Löwen und der Jungfrau zubringe. Diese Beobachtung ließ sich allerdings durch die Figur einer Jungfrau mit einem Löwenkörper, und einer Kugel in der Hand, welche die Sonne andeutet, darstellen. Die Sagenkunde (Mythologie) erzählt folgende Dichtung. Die Göttin Juno, auf die Thebaner — die Einwohner Thebens, der Hauptstadt Aegyptens — aufgebracht, sandte ihnen zur Strafe ein Ungeheuer, das einen Mädchenkopf und einen Löwenkörper hatte, mit menschlicher Stimme redete, sich auf einem Berge bei Theben aufhielt, den Einwohnern allerlei Räthsel vorlegte und Jeden, der das ihm aufgegebene Räthsel nicht errathen konnte, erwürgte und verzehrte. Unter andern pflegte es auch die räthselhafte Frage zu thun, was für ein Thier das sey, welches am Morgen auf vier — des Mittags auf zwei, und des Abends auf drei Füßen ginge. Aber Niemand konnte dieses Räthsel errathen. Zufälligerweise kam ein gewisser Oedipus nach Theben, als eben der dortige königliche Prinz eine Beute dieses Ungeheuers geworden war. Der König hatte bekannt machen lassen, daß derjenige, welcher jenes Räthsel lösen würde, das Königreich und die Hand seiner Tochter zum Lohne bekommen sollte. Oedip war so glücklich, die Lösung zu finden, daß nämlich in jener räthselhaften Aufgabe der Mensch gemeint sey, der als Kind auf Händen und Füßen krieche, im männlichen Alter auf zwei Füßen gehe und im Greisenalter noch einen Stab, gleichsam als dritten Fuß, brauche. Sobald das Räthsel gelöst war, stürzte sich das Ungeheuer aus Verzweiflung von dem Felsen herab *). Uebrigens bedient man sich

*) Wenn man diese Mythe moralisch deutet: so kann

noch jetzt der Sphinxfiguren zur Verschönerung der Pforten und Treppen an Palästen und auch als Symbole des Geheimnisses.

Das künstliche Ausbrüten der Hühner war ebenfalls den Aegyptern bekannt. Man legte zu dem Ende die Eier in ein Gefäß, welches mit Hühner- oder Taubenmist gefüllt war. Jetzt geschieht es durch Brutöfen, welche mit Dünger geheitzt werden, denen die Aegypter den Grad von Wärme zu geben wissen, welcher der natürlichen Wärme der Bruthenne am nächsten kommt. Es geschieht hauptsächlich gegen Ende des Aprils. Ungefähr 10 Tage sind nöthig, um den Oefen die gehörige Wärme zu geben, und eben so viel Zeit wird erfodert, bis die jungen Hühnchen auskriechen.

Das ägyptische Reich gerieth in der Folge in Unordnung und näherte sich immer mehr seinem Untergange. Aethiopier bestiegen den Thron der Pharaonen.

Das neu-assyrische, neu-babylonische und mehrere andre Reiche, welche indessen entstanden waren, kamen unter die Herrschaft der Perser. Was von den Kunstgeschicklichkeiten der Babylonier schon §. 17. bemerkt wurden ist, gilt eigentlich noch mehr von dieser, als von der vorigen Periode. Als Beweise

---

in ihr auch die Wahrheit liegen: Der Mensch, welcher das große Räthsel, wer er selbst und was seine Bestimmung sey, noch nicht lösen kann, ist in Gefahr, ein Opfer der Unwissenheit und des Aberglaubens zu werden. Sobald aber jenes Räthsel gelöst ist, schwindet Unwissenheit und Aberglaube.

von den Fortschritten, welche die Babylonier in der Baukunst gemacht hatten, dienen die babylonische Mauer und die hängenden Gärten, welche man zu den sogenannten sieben Wundern der Welt zählt *). Den ältern, ohne Zweifel übertriebenen, Sagen zufolge, betrug die Dicke der weltberühmten babylonischen Mauer 44 Ellen. Sechszehn Reiter konnten bequem auf derselben reiten, sechs Wagen neben einander fahren. Sie war 275 Eben hoch, also höher, als der höchste Kirchthurm ist, und hatte einen Umfang von 60 Meilen. Auf beiden Seiten standen Häuser. Zwischen zwei Thoren in der Mauer ragten drei Thürme hervor. Durch die Stadt selbst, welche 100 Thore hatte, floß ein Arm des Euphrats, dessen Ufer ebenfalls mit einer hohen Mauer eingefaßt war, welche von 25 prächtigen Thoren durchschnitten wurde. Vermittelst der Brücke, welche mitten über den Fluß führte und die an beiden Seiten in einem schönen Palast endigte, wurden die beiden Theile der Stadt miteinander verbunden. Jeder der erwähnten Paläste hatte auf hochgewölbten, mit Erde bedeckten, Terassen, Gärten, welche in der Luft angelegt zu seyn und in ihr zu schweben schienen. Dieß sind die sogenannten hängenden oder schwebenden Gärten zu Babylon. Sie bestanden aus vier Erhöhungen, von welchen eine über der andern hervorragte und welche oben mit Terassen versehen waren. Die Gewölbe wurden durch eine dicke Mauer zusammengehalten. Auf derselben lagen Harzlagen und Brandschichten, durch Gips verbunden; über diesen befanden sich Bleiplatten und auf diesen

*) Jugendzeitung. Jahrg. 1807. St. 110.

erst lag die Erde, welche den Boden des Gartens ausmachte, auf welcher Blumen und andere Gewächse standen.

In der Folge erhielt Babylonien den Namen Chaldäa.

Zu den neuen Reichen, welche in diesem Zeitraume entstanden, gehört

Medien.

Der südliche Theil des Landes liefert Weintrauben, Zitronen und Pomeranzen. Künste und Wissenschaften waren nicht die Sache der Meder. Von ihrer Rohheit zeugt die Sitte, nicht nur ihre Todten, sondern oft auch die noch Lebenden, zu deren Genesung man keine Hoffnung hatte, den Hunden vorzuwerfen, weil sie das Begraben für unehrlich hielten.

Karthago,

in der Gegend des heutigen Tunis, das von den Phöniziern etwa 900 J. vor Chr. Geb. erbaut worden war, erhob sich durch seine, zur Handlung und Schifffahrt bequeme, Lage bald zu dem mächtigsten Staate. Es hatte sechs deutsche Meilen im Umfange und 700,000 Einwohner. Die Herrschaft der Karthaginenser erstreckte sich von der afrikanischen Küste über die Inseln des mittelländischen Meeres (Sicilien, Sardinien) bis nach Spanien.

§. 24.

Persien.

In den gebirgigen Thälern der Landschaft Persis, lebten die Perser als ein rohes und armes Volk,

gleich andern Gebirgsvölkern, von der Jagd und führten ein herumziehendes Hirtenleben. Persien stand unter Assyriens Monarchen. Durch eine Empörung ward es frei, kam aber bald unter die Herrschaft der Meder. Ungefähr ums Jahr 560 vor Chr. Geb. wurde Cyrus, der Enkel des Astyages, damaligen Königs von Medien, zum Oberhaupte der einzelnen persischen Völkerstämme gewählt. Er machte Persien frei, überwand das, für unüberwindlich gehaltene, Babylon und unterwarf sich alle Länder und Reiche im Mittel- und Vorderasien. Unter den Königen der umliegenden Völker war damals der mächtigste, der, durch seine Reichthümer sprichwörtlich gewordene, Crösus, König von Lydien in Kleinasien. Dieser griff den Cyrus an, ward aber bei dem Rückzuge geschlagen und sollte verbrannt werden. Als das Feuer den Scheiterhaufen schon ergriff, auf welchem sich Crösus befand, soll er gerufen haben: O Solon! o Solon! Cyrus ließ den Crösus zu sich führen, und erkundigte sich nach der Ursache dieses Ausrufes. Der unglückliche König erzählte, daß er einst diesen weisen Griechen (§. 27.) gefragt habe, wen er für den Glücklichsten unter den Sterblichen halte, in der Voraussetzung, Solon würde Niemanden anders, als ihn, den reichsten König der Erde, dafür erklären. Allein Solon habe dieß nicht gethan, sondern vielmehr, da er, (Crösus) sein Befremden darüber zu erkennen gegeben habe, einen Gedanken geäußert, dessen Wahrheit sich jetzt ganz bestätige: Niemand sey vor seinem Tode glücklich zu preisen. Cyrus wurde durch diese Erzählung so gerührt, daß er den Crösus begnadigte und ihn als König behandelte. — Auch nach Osten, bis an den Indus,

und nach Norden, bis an den Fluß Oxus dehnte Cyrus seine Eroberungen aus. Als er aber die Massageten, ein herumstreifendes Volk in Mittelasien, unterjochen wollte, soll er von der Königin dieses Volks, Tomyris, besiegt und getödtet worden seyn. Sie ließ — so lautet eine Erzählung von seinem Tode, deren man mehrere hat, — seinen Kopf in ein, mit Blut gefülltes Gefäß tauchen, indem sie ausrief: Sättige dich nun am Blute, nach welchem du lange gedürstet hast! Zu den nützlichen Einrichtungen, welche Cyrus in seinen Landen gegen das Jahr 500 vor Chr. Geb. traf, gehört das Postwesen, welches durch Eilboten besorgt ward. Vom griechischen Meere bis zur Hauptstadt Persiens waren 111 königl. Stationen angelegt; der Weg von einer zur andern betrug eine Tagereise. Jede Station konnte eine Menge Pferde und Menschen fassen. Der Bote, welchen der König aussandte, theilte auf der nächsten Station den königlichen Befehl einem zweiten Boten mit, welcher sogleich davon eilte, um ihn dem dritten zu überbringen u. s. w. Oft wurden Pferde und Schiffe der Reisenden mit Gewalt für die Post genommen.

Dem Cyrus folgte sein eroberungsüchtiger Sohn, Cambyses, der auch Aegypten zu einer persischen Provinz machte, welches aber drei Mal seine Freiheit wieder zu erlangen suchte. Der folgende persische Regent, Pseudo-Smerdis, fiel durch sieben verbundene vornehme Perser, unter welchen Darius Histaspis den Thron bestieg.

Was die Religion der Perser anlangt, so herrschte schon unter den Magiern, die eine eigne geehrte Kaste ausmachten, aus welcher die Priester und Mi-

nister genommen wurden, und die sich durch strenge Lebensart und weiße Kleidung auszeichneten, Verehrung der Gestirne. Ihre höchste Gottheit war der Himmel und ihr Gottesdienst sehr einfach. Sie hatten keine Tempel und Götterbilder; nur das Feuer galt als Symbol der Gottheit. Auf den Gipfeln der Berge opferten sie, unter Gesängen, Erstlinge der Früchte. Etwa 550 vor Chr. soll Zoroaster (Zerduscht, Licht der Welt,) aufgetreten seyn, und die Religionslehre der Perser, oder Parsen, verbessert haben. Das Buch, welches seine Lehren enthält, ist in einer ausgestorbenen Sprache geschrieben und heißt Zend-Avesta (lebendiges Wort). Es wurde zuerst im Jahr 1771 durch einen französischen Gelehrten, **Anquetil du Perron**, in einer französischen Uebersetzung bekannt gemacht. Dieser Gelehrte wußte sich, nach seiner Versicherung, im Jahr 1755 eine Abschrift von diesem heiligen Buche der Perser zu verschaffen. Es ist inzwischen noch nicht ganz entschieden, ob ein, oder mehrere Zoroaster wirklich gelebt haben, oder ob dieser Name ein bloß symbolisches Wesen andeute. Nach der Lehre des Zoroaster, wie sie im Zend-Avesta enthalten ist, hat Ein höchstes Wesen durch das schaffende Wort zwei Wesen hervorgebracht, durch welche alles Uebrige entstand. Eins derselben, Ahriman, das aus Neid böse wurde, streute den Samen des Bösen in die Gemüther der Menschen. Schon die ersten Menschen, welche hier Meschia und Meschiana genannt werden, wurden durch Ahriman verführt *).

---

*) Die Lehre vom Teufel, wie sie unter den Juden nach dem babylonischen Exil angetroffen wird, findet

Das gute Wesen, Ormuzd, der erste Sohn der ewigen Gottheit, ist der Quell alles Guten, ist das Licht. Beide Wesen haben ihre Untergeister (Feruers und Devs), die Gutes oder Böses in der Welt stiften. Nach einem langen Kampfe von 12,000 Jahren wird das böse Wesen von dem guten überwunden werden, und sich Alles in einem seligen Lichtreich endigen. Selbst Ahriman und die Devs (die Teufel) werden dann gut werden. — Zoroaster's Pflichtenlehre schreibt Reinigkeit der Gedanken, Worte und Handlungen vor, verpflichtet zur Erkenntniß des guten Wesens und zur Verehrung des Feuers. Sie empfiehlt die Anpflanzung nützlicher Bäume und den Ackerbau. „Derjenige," heißt es unter andern in dem Zend-Avesta, „welcher das Land mit Treue und Sorgfalt anbaut, erwirbt sich einen höhern Grad heiligen Verdienstes, als die Wiederholung von 10,000 Gebeten ihm verschaffen kann." — Auch Kindererziehung und Vaterlandsliebe macht Zerduscht seinen Bekennern zur Pflicht. — Die Lebensgeschichte des Zoroasters, welche ebenfalls in dem Zend-Avesta aufgezeichnet stehet, ist übrigens von seiner Geburt an bis zu der Zeit, da ihm das Gesetz offenbaret ward, sehr wundervoll. Von einem Greise wird schon, ehe Zoroaster geboren wird, der Mutter desselben, die Geburt und der Name dieses Sohnes angekündigt. Die Magier — so wird erzählt — wollten den jungen Zoroaster umbringen; aber die Hand desjenigen, welcher das Schwert gegen

---

sich im Zend-Avesta. Daher ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Juden diese Meinung von den Persern annahmen.

ihn aufhieb, verdorrete. Ueber einen Fluß ging Zoroaster wie über eine Brücke. In seinem dreißigsten Jahre begab er sich in die Einsamkeit, nährte sich hier von Käse und ward von dem bösen Wesen versucht, dem Gesetze untreu zu werden, bestand aber in dieser Versuchung glücklich. — Als der persische Staat in Verfall kam, ward auch Zoroasters Lehre durch die Muhammedaner (§. 47.) verdrängt.

§. 25.

China.

Früh schon soll gegen den äußersten Morgen von Asien das Reich China (Sina, Schina) entstanden seyn; doch will man, nach neuern Forschungen, das angebliche hohe Alterthum der Chinesen bestreiten *). An seiner nördlichen Grenze ist China von der mungolischen Tatarei durch eine 240 — nach Andern 130 Meilen lange Mauer getrennt, welche theils aus Backsteinen, theils aus Erde besteht, 13 Ellen hoch, 10 Ellen dick ist und so breit seyn soll, daß zwei Wagen neben einander fahren können. Sie geht mit vielen Krümmungen über Berg und Thal und soll schon vor Christus Geburt gestanden haben. Sie ward gegen die Einfälle der Tataren aufgeführt, welche sie jedoch erstiegen und noch jetzt auf dem Throne von Sina sitzen. Außer dieser großen Mauer verdient noch der sogenannte königl. Kanal bemerkt zu werden, welcher in seinem Laufe von Norden nach Süden mehrere hundert Meilen beträgt, und vermittelst dessen man

*) Guignes Reisen nach Pecking.

von Pecking bis nach Canton reisen kann. Pecking, die nördliche Hauptstadt China's soll schon vor 3000 J. erbaut worden seyn. Ihr Umfang beträgt, außer 15 Vorstädten, sechs deutsche Meilen. Auch Nanking, die südliche Hauptstadt, von welcher eine Gattung Zeug den Namen führt, rühmt sich eines hohen Alters. Späterhin ward China auch dadurch bekannt, daß von dort der Theebaum, die Apfelsinen (Aepfel von Sina) zuerst von den Portugiesen in ihr Land verpflanzt, und die Seidenwürmer (§. 41.) nach Europa kamen. Auch die älteste Geschichte dieses Landes ist dunkel und ungewiß. Die älteste Religion der Chinesen soll die des Fo oder Fohi gewesen seyn. Gegen 500 Jahr vor Chr. Geb. lebte Confutse (Confucius), ein chinesischer Mandarin. Mit diesem, in China selbst unbekannten, aus der portugiesischen Sprache entlehnten, Worte (von mandare, anvertrauen,) pflegt man alle chinesische Staatsbeamte, vom Vicekönig bis zu dem untersten Polizeibedienten, zu benennen. Confutse machte sich als Reformator in moralischer Rücksicht merkwürdig. In fünf Religionsbüchern, welche Kings heißen, findet man seine Lehren. Nach ihm ist das weiseste Wesen Urheber aller Dinge, dem man Gehorsam schuldig sey. — Dieses Wesen wird Tien genannt, welches Wort auch den Himmel, oder das Weltall, bezeichnet; späterhin nannte man es Schang-Ti. Confutse trug in Sprüchen und Lebensregeln seine Sittenlehre vor, mit welcher auch sein eignes Leben übereinstimmte. „Derjenige — so lautet einer seiner Sinnsprüche — ist ein Weiser, der von allen Sachen und Büchern eine gründliche Kenntniß hat und immer wahrhaft und gerecht

handelt." — Ein andrer dieser Sprüche behauptet: Die wahre Vernunft ist ein Geschenk Gottes; die menschliche Weisheit bildet sie nur. — Der Weise ist sein eigner Richter *). — Confutse ordnete weder Priester noch Tempel an. Er ist überhaupt der einzige Religionsstifter, welcher sein Unternehmen weder durch Wunder, noch durch Weissagungen, unterstützte. Seine Religionslehre ist aber nie allgemein geworden; nur der kaiserliche Hof und die obrigkeitlichen Personen bekannten sich zur derselben. Nach seinem Tode (er st. im 73. J. seines Alters) erbaute man ihm ein prächtiges Grabmal, zu welchem seine Anhänger wallfahrteten. Sehr schonend bewies sich Confutse gegen die herrschende Volksreligion. Dieß war die Religion des Fo oder Fohi, in welcher die Lehre von der Seelenwanderung ein Hauptartikel ist. Nach Einiger Meinung soll zwar die Religion des Fo erst kurz vor Christus Geburt aus Hindostan in China Eingang gefunden haben; doch beruht diese Behauptung vielleicht auf einer Verwechslung dieser Religion mit der des Dalai Lama. Die Lebensgeschichte des Fo ist voll von Wunder; in seiner Lehre findet sich aber viel Moral. „Wer reines Herzens ist und sich beherrschen kann, — heißt es unter andern in derselben — wird leicht das Gesetz des Fo beobachten können. Er gleicht einem geschliffnen Spiegel, dem der Staub nicht schadet. — Eher genießt Niemand ein ruhiges Leben, bis er seine Leidenschaften bekämpft hat." — Die Priester dieser Religion heißen Bonzen, und die Ober-

*) Vergl. m. Denksprüche 1. S. N. 359, wo auch ein Ausspruch des Confutse stehet.

priester derselben Taho-schang, d. i. Großbonzen. Sie haben überall ihre Klöster und Tempel, wohin häufige Wallfahrten geschehen. Bei ihren Gebeten bedienen sie sich einer Art von Rosenkränzen, welche aus großen Kugeln bestehen, die sie am Halse hängen haben. Diese Bonzen empfehlen Nichtsthun, Nichtsverlangen, durch Nichts gerührt werden, Nichtsdenken als das Mittel zum glücklichen Leben. Ueber die ältern Religionen der Chinesen liegt viel Dunkelheit. Einige behaupten, die älteste chinesische Religion sei Fetischismus, Verehrung sinnlicher Gegenstände, gewesen; Confutse aber habe sie verbessert.

Ein hundert Jahr nach Confutse lebte Lao Kinn, welcher ebenfalls Stifter einer Religion wurde. Er lehrte, Tao habe Eins geschaffen; Einst schuf Zwei; Zwei schuf Drei, und Drei alle Dinge. Höchste Ruhe ist die höchste, und selbst Gottes Glückseligkeit. Diese Religionspartei fand viel Anhänger, weil man glaubte, sie besäße die Wissenschaft unsterblich machen zu können.

§. 26.

Griechenland.

Das merkwürdige Land, welches den Namen Griechenland führte, und welches jetzt unter türkischer Herrschaft stehet, gehörte zu den schönsten und fruchtbarsten Ländern Europens. Seine herrlichen Gebirge, Thäler und Ebenen bildeten romantische Partieen. Man kann dieses Land, wiewohl es nicht zu allen Zeiten von gleicher Ausdehnung war, in das feste Griechenland, in die Halbinsel Peloponnes, und in die zu Griechenland gehörigen Inseln theilen. Bei den Eingebornen war

der Name Griechenland nicht gewöhnlich. Von einer Stadt, Hellas in Thessalien, dem Hauptsitze der Hellenen, einer der ältesten Völkerschaften in diesem Lande, wurde das ganze Land Hellas und seine Einwohner Hellenen genannt. Später erst kommt der Name Griechen vor. Auch die älteste Geschichte dieses Volks, die voll Mythen ist, verliert sich schon in die vorige Periode.

Griechenland wurde von verschiedenen Völkerstämmen, vornehmlich von Kleinasien aus, bevölkert. Die Pelasger und die Hellenen, zwei ursprünglich verschiedene Hauptstämme, scheinen die ältesten Bewohner dieses Landes gewesen zu seyn. Die Hellenen wohnten im festen Griechenlande; die Pelasger, deren erster Wohnsitz Arkadien war, auf der Halbinsel Peloponnes. Im Peloponnes ward in der Folge Sparta oder Lacedämon, so wie im festen Griechenlande Attika berühmt. Die ältesten griechischen Völkerstämme nährten sich Anfangs von Kräutern, Wurzeln und Eicheln; in der Folge genossen sie Feigen und Milch. Ihre erste Wohnungen, die sie in Hölen, Klüften und dicken Bäumen nahmen, vertauschten sie nachher mit ärmlichen Hütten. Ihre Kleidung bestand aus Thierhäuten und Fellen; späterhin aus Wolle und Leinewand. Durch einzelne Stammheiden, vorzüglich aber durch gebildete Ausländer, erhielten sie ihre erste Kultur. Durch ägyptische Kolonisten wurden sie mit Ackerbau, Götterverehrung und mit Gerichtshöfen bekannt gemacht. Nach Einigen ward schon 1500 Jahr vor Chr. Geb. durch einen Phönizier Kadmus, welcher in Böotien landete, und Theben erbaute, nach Andern aber erst 800 Jahr vor Chr. Geb. die phönizische Buchstaben-

schrift, und der Gebrauch des Kupfers bei ihnen eingeführt. Wenn sich die erste Behauptung erweisen ließe: so wäre der Umstand besonders merkwürdig, daß Kadmus zu der Zeit nach Griechenland gekommen seyn mußte, als durch Josua's (§. 21.) Waffen die phönizischen Völkerstämme ans Meer gedrängt, unddadurch genöthigt wurden, in Kolonieen auszuwandern. Josua's Unternehmen wäre also die veranlassende Ursache zu dem Großen, Scharfsinnigen und Schönen, welches durch das Studium der, in der griechischen Sprache aufbehaltnen, Werke bewirkt worden ist. Anfangs schrieben die Griechen von der Rechten zur Linken, wie die morgenländischen Völker; nachher aber fingen sie an, von der Linken zur Rechten zu schreiben; eine Gewohnheit, worinne ihnen alle europäische Nationen nachahmten. Nach den griechischen Buchstaben bildeten sich die römischen, und nach diesen die deutschen. Selbst viele, in unsre Sprache aufgenommene Wörter, besonders wissenschaftliche Kunstausdrücke, als: Geographie, Orthographie, Chirurgie, Biographie, Chronik, und viele andre, gehören der griechischen Sprache an.

Ohne Zweifel wurden die ersten Wohlthäter der Nation wenigstens nach ihrem Tode göttlich verehrt. Nicht nur die Erzählungen von dem Ursprunge, den Thaten und Schicksalen dieser sogenannten Gottheiten, sondern die älteste Sagengeschichte überhaupt führt den Namen der Mythologie, von der man wenigstens Etwas wissen muß, wenn man die, in Gedichten häufig vorkommenden, Anspielungen, und selbst manche, in der gebildeten Sprache des täglichen Lebens gangbare, Ausdrücke verstehen will. Die Religion der Griechen war

Anfangs ein Gemisch verschiedener Mythen, die allmälig von Dichtern ausgebildet, und von Denkern gedeutet wurden. Obgleich auch die ganze älteste Geschichte der Griechen mythisch ist: so dürfen hier doch einige, in dieses fabelhafte Zeitalter gehörige, Personen und Begebenheiten, aus dem vorhin schon angegebenen Grunde, nicht mit gänzlichem Stillschweigen übergangen werden.

In das fabelhafte Heldenzeitalter gehört: Herkules, der schon als Kind in der Wiege zwei große Schlangen erdrückte, und als Mann einen ungeheuren Löwen, so wie die Hydra — eine vielköpfige Schlange, der die abgehauenen Köpfe immer wieder wuchsen, — tödtete, und viele andre unglaubliche Heldenthaten verrichtet haben soll. Vermuthlich ging es mit der Erzählung solcher auffallenden Heldenthaten eben so zu, wie es in neuern Zeiten mit der Erzählung abgefeimter Diebstreiche zuging. Man setzte diese alle auf Rechnung des bekannten Diebes, Cartouche, so wie man jene auch ohne Unterschied dem Herkules zuschrieb. Lehrreich ist besonders eine Scene, die gewöhnlich unter dem Titel: Herkules am Scheidewege, erzählt wird. Hier erscheint ihm das Laster und die Tugend, und jede will ihn überreden, ihm zu folgen; Herkules aber läßt sich durch alle glänzende Versprechungen des Lasters nicht blenden, sondern huldigt der Tugend. In das mythische Zeitalter gehört auch der Sänger, Orpheus. Er brachte durch sein musikalisches Spiel die Steine zum Tanzen, und die Flüsse hörten auf zu fließen, um nur seinen Tönen zuzuhorchen.

Auch zwei wichtige Unternehmungen der Griechen fallen in die mythische Zeit, nämlich: der Argonautenzug, und der trojanische Krieg.

Zuerst einige Worte über den Argonautenzug *). Unter allen Theilen Griechenlandes, — Kreta ausgenommen — war Thessalien der älteste Gegenstand dichterischer Erzählungen und mündlicher Ueberlieferungen. Hier ward auch der erste glückliche Versuch gemacht, ein Schiff von einer vorher noch nicht gesehenen Größe zu erbauen. Jason, ein junger vornehmer Mann, erregte durch seine hervorragende Eigenschaften in seiner Heimath Eifersucht. Er strebte nach dem Ruhme, die damals ehrenvolle Unternehmung einer Seeräuberei in eine weitere Entfernung zu leiten, als es Jemand vor ihm gewagt hatte. Unterstützt von seinem Oheim, dem Fürsten des Landes, erbaute er etwa 937 Jahr vor Chr. Geb., nach Andern 1285, durch die Geschicklichkeit eines phönizischen Künstlers, ein Schiff, welches an Größe alle, bis dahin unter den Griechen gewöhnliche, Schiffe übertraf. Es führte den Namen Argo (die schnellsegelnde), daher auch das unternommene Seeabentheuer der Argonautenzug genannt wird. Jason's Ruf und Charakter, verbunden mit dem Rufe des Schiffs, reizte auch in andern Theilen Griechenlands junge Männer, sich zu dem Abentheuer mit ihm zu entschließen. Sie richteten ihren Lauf nach den östlichen Küsten des Pontus Euxinus, des jetzt sogenannten schwarzen Meeres. Kolchis, eine Landschaft an der östlichen Küste desselben, heut zu Tage Mingrelien und Gurien genannt, war durch eine ägyptische Kolonie einigermaßen kultivirt, und besaß Gold, Silber

*) S. Geschichte Griechenlands. Eine freie Uebersetzung des englischen Werks von Will. Mitford; durch Eichstädt. 1. Bd. (Leipzig 1802.) S. 40.

und Eisenminen im Ueberfluß. Vielleicht hatte man bei dieser Reise zur Absicht, den Handel nach Kolchis und den reichen Ländern des schwarzen Meers zu eröffnen. Die Abentheurer erlitten viel Beschwerlichkeiten, und erduldeten manchen Verlust. Der Ausgang scheint zweifelhaft; doch war der Anführer einigermaßen glücklich; Medea, die Königstochter, ging mit ihm nach Griechenland. Es war ein eigner Gebrauch bei den Kolchiern, das Gold auf dem Berg Kaukasus durch Schaffelle zu sammeln, welche sie über die Betten der Ströme *) ausbreiteten, und an deren Wolle dann, nach Verlauf des Wassers, sich die metallnen Theile anhingen, und an ihr zurück blieben. Daher nennt man auch diese Begebenheit die Unternehmung des goldnen Vließes oder Felles; denn der Name Vließ (Fell, Haut) kommt vom lateinischen Vellus her, welches den abgeschornen Pelz der Schafe bedeutet. Die Schwierigkeiten, mit welchen die Abentheurer zu kämpfen haben, werden so erzählt, wie es einer fabelhaften Darstellungsweise angemessen ist. Ein Drache bewacht das goldne Fell. Ehe es Jason erhielt, mußte er mit feuersprühenden Stieren pflügen, Drachenzähne in die Furchen säen — eine Saat, aus welcher wilde geharnischte Männer entstunden, die er, so wie den Drachen selbst, bekämpfen mußte; doch die Zauberkünste der Medea halfen ihm Alles glücklich ausrichten! Ueberhaupt legten die Griechen schon frühzeitig in auswärtigen Ge-

*) Unter den Flüssen, welche dieses Land durchströmen, ist der Phasis der ansehnlichste. Von ihm haben die Fasanen den Namen, welche an den Ufern desselben in ungeheurer Menge angetroffen werden.

genden, als: in Unteritalien und Frankreich sogar, Kolonieen an.

Ein andres frühes Unternehmen der Griechen ist der trojanische Krieg. Troja war ein Reich in Kleinasien. Auf der Halbinsel, welche den Namen Kleinasien führt, fand schon seit den frühsten Zeiten ein Drängen und Treiben der verschiedenen Völker statt. Die thätigsten unter denselben waren griechischer Abkunft. Zu diesen gehörten auch die Trojaner. Ungefähr 1209 Jahr vor der christl. Zeitrechnung herrschte über sie der König Priamus, dessen Sohn Paris den lacedämonischen König, Menelaus, dadurch beleidigt hatte, daß er ihm seine Gemalin, die schöne Helena, entführte. Die europäischen Griechen verbanden sich deshalb, unter ihrem Könige, Agamemnon, zur Rache gegen Troja. Nach zehnjährigem Kampfe, in welchem sich, unter den Griechen, Ulysses und der, seines ehrwürdigen Alters halber sprichwörtlich gewordene, Nestor, und unter den Trojanern, Hektor, Priam's Sohn, u. a. als Helden auszeichneten, ward Troja, durch die Eifersucht der europäischen Griechen zerstört. Und mit dieser Zerstörung, welche ein Werk der Verrätherei oder List des Ulysses war, endigte dieser Krieg, der als Nationalangelegenheit angesehen, und in einem Gedichte besungen ward, welches den Namen der Iliade des Homer's führt. Homer soll etwa 1000 Jahr vor Chr. Geb. gelebt haben. Seine Gesänge sind also so alt, als Davids Psalmen. Doch scheinen diese Gedichte erst von späterer Hand die Vollkommenheit erhalten zu haben, in der sie auf uns gekommen sind. Homer's Gedichte sind nicht nur lehrreich für den Redner, Geschichtschreiber und Dichter, sondern auch als

Mensch überhaupt kann man vieles daraus lernen. Ueberall athmet ein großer Sinn darin. Bald sieht man die verderblichen Folgen der Gewaltthätigkeit und Unordnung, bald die Macht der Mäßigung und Vernunft. Gehorsam und Freiheit, Heldenmuth und Kriegszucht werden darin empfohlen, und man wird unvermerkt durch sie belehrt*). — In der Folge ward ein neues Troja erbaut.

§. 27.

Sparta.

In dem europäischen Griechenland zeichneten sich die Freistaaten, Sparta und Athen aus. Die Spartaner, welche diesen Namen von Sparta, der Hauptstadt des Landes Laconien, führen, das im Peloponeslag, heißen auch Lacedämonier. Bis gegen das Jahr 900 vor Chr. Geb. entschied man in diesem Lande streitige Fälle nach Herkommen und Gewohnheit. Allein um diese Zeit (gegen das Jahr 888) machte sich Lykurg (deutsch übersetzt heißt dieser Name Wolfgang) als Gesetzgeber merkwürdig. Die große Zerrüttung des Staatswesens veranlaßte ihn zu seiner Gesetzgebung. Damals regierten immer zwei Könige gemeinschaftlich. Eifersucht und andre Uebel waren die Folgen dieser Verfassung. Einmal ward sogar ein König auf öffentlichem Markte ermordet. Zur Rettung des Staats war ein Mann von großem Ansehn nöthig. Dieß war Lykurg. Er stammte vom königlichen Geblüte ab, und wurde, nach dem frühen Tode seines Bruders, selbst König, legte aber, da nicht lange nachher die Wittwe

*) Denkspr. 2te S. No. 645. ist ein Gedanke aus Homer.

des verstorbenen Königs einen Prinzen gebar, die königliche Würde freiwillig nieder, und blieb nur Vormund des Prinzen. Die Wittwe seines Bruders bot ihm ihre Hand; allein er lehnte diesen Antrag ab. Da sie nun aus Rache das Volk gegen ihn aufzubringen suchte, so ging der damals noch junge Lykurg, um seine Wißbegierde zu befriedigen, nicht nur nach Kreta, wo weise Gesetze herrschten, sondern auch nach Aegypten und Kleinasien. Bereichert mit nützlichen Kenntnissen, kehrte er, nach zehnjähriger Abwesenheit, in sein Vaterland zurück, das er in großer Zerrüttung und Unordnung fand. Von ihm erwartete der Staat Rettung. Früher schon waren in Griechenland gewisse Anstalten unter dem Namen der Orakel entstanden. Eins der berühmtesten war zu Delphi. Hier ertheilte, von einem Dreifuße herab, der im Innern des Tempels über einer Vertiefung stand, aus welcher ein beständiger Dampf ausstieg, eine Priesterin, Pythia, unter krampfhaften Verzuckungen, auf die Fragen, die man ihr in schwierigen Fällen vorlegte, Antwort. So räthselhaft und zweideutig auch oft die Antworten des Orakels waren: so kann man doch nicht leugnen, daß sie auf Erhaltung der Ordnung und Milderung der Sitten berechnet waren. Auch Lykurg legte seinen Plan dem Orakel vor. Nachdem er dessen Billigung erhalten hatte, ließ Lykurg seine Gesetze, in Verse gebracht, öffentlich bekannt machen. Er beabsichtigte bei seiner Gesetzgebung vorzüglich Gleichheit und Einigkeit der Bürger. Da die Uneinigkeit aus der bisherigen Ungleichheit der Vermögensumstände entsprang, so machte Lykurg alle Spartaner in Rücksicht ihres Vermögens einander ganz gleich. Alles Land im spar-

tanischen Gebiete ward daher in gleiche Theile vertheilt. Der Antheil, welchen jeder erhielt, war zu dessen Erhaltung hinreichend. Der Landbau ward den Leibeignen, welche Heloten hießen, überlassen. Sklaven, Pferde und Hunde, und mehrere andre Dinge waren in Sparta Gemeingüter. Allen Bürgern war eine gleiche Kost vorgeschrieben. Keine Familie durfte daher für sich speisen, sondern in gemeinschaftlichen Speisehäusern mußte Jeder seine Nahrung zu sich nehmen. Selbst die Könige und die 28 Rathsherren derselben, deren keiner unter 60 Jahre seyn durfte, mußten hier mitspeisen. Zu diesem gemeinschaftlichen Male lieferte jeder Einzelne seinen Antheil an Fleisch, Korn und Gemüse. Da die Spartaner, wie die Griechen überhaupt, mit den bloßen Fingern die Speise zu sich nahmen, so war das Waschen vor Tische nothwendig. Gewöhnlich speisten 15 Hausväter zusammen. Die Aeltesten sorgten für Mäßigkeit und anständige Unterhaltung. Das tägliche Gericht der Spartaner war eine nährende schwarze Suppe, welche vermuthlich ein Gemisch von Schweinefleischbrühe, Blut, Essig, Salz ꝛc. war. Den Gebrauch des Goldes und Silbers untersagte Lykurg, und führte dagegen eisernes Geld ein, welches so schwer war, daß man zur Fortführung einer Summe von etwa 150 Rthl. eines zweispännigen Wagens bedurfte. Durch diese Verfügung wollte er sein Volk vor dem Handlungsverkehr mit andern Nationen und vor dem Luxus sicher stellen. Keinem Fremden wurde der Aufenthalt in der Stadt erlaubt. Zum Baue der Häuser durfte man sich keiner andern Instrumente, als der Axt und Säge bedienen. Mauern sollte Sparta nicht haben; denn, sagte Lykurg, die Tapfer-

keit unsrer Bürger soll unsre Mauer seyn. Jeder Bürger war zur Vertheidigung der Stadt verpflichtet. Wer vor dem Feinde geflohen war, durfte nie mehr auf öffentlichen Plätzen erscheinen; Oel und Salben waren ihm verboten, und Stockschläge noch überdieß seine Strafe. Die Lacedämonier waren auch die ersten, welche eine Uniform trugen. Sie war von rother Farbe, damit der Feind weniger die Wunden bemerken sollte, welche er den Spartanern beigebracht hätte. Diese militärische Staatsverfassung machte häufige Waffenübungen der Bürger, selbst zur Zeit des Friedens, nöthig. Bloß auf die Bildung eines militärischen Geistes war auch die, von dem Gesetzgeber angeordnete, Erziehung der spartanischen Jugend berechnet. Auf Beförderung der Stärke, Behendigkeit, Unempfindlichkeit, Gewöhnung zum pünktlichen Gehorsam, zur Verschlagenheit und Vaterlandsliebe war Alles dabei abgesehen. Hierzu kam noch Uebung in dem Erlernen der Melodieen der Kriegslieder, deren Töne nicht nur den Marsch angaben, sondern auch überhaupt den Willen des Kommandirenden ausdrückten; so wie Uebung im richtigen Urtheilen und in der Geschicklichkeit, das Gedachte kurz und kraftvoll auszudrücken. Weil die Lacedämonier sich durch kurze vielsagende Antworten besonders auszeichneten: so pflegt man noch jetzt eine solche Art des Ausdrucks mit dem Namen lakonischer Ausdrücke, oder Lakonismen zu bezeichnen. Hier nur einige Beispiele dieser Art: Als ein Grieche, welcher eine Schaar Perser in der Ferne erblickte, erschrocken ausrief: Man kann die Sonne nicht sehen vor der Menge ihrer Lanzen, so antwortete ihm ein Spartaner: desto besser! so werden wir im Schatten

fechten. — Der macedonische König Philipp schrieb einst an die Lacedämonier: wenn ich einmal nach Laconien komme: so soll kein Einziger von euch im Lande bleiben. Die lacedämonische Regierung schrieb als Antwort zurück: „Wenn?“ — Mehr als streng waren die Maßregeln, welche Lykurg nahm, um aus Kindern seines Volks Helden zu bilden. Jedes neugeborne Kind mußte den Aeltesten seines Stammes zur Untersuchung von dem Vater vorgewiesen werden. Fanden diese das Kind im eigentlichen Sinne des Worts wohlgebohren, d. h. gesund und wohlgestaltet: so erlaubten sie dem Vater, es zu erziehen. Fanden sie es aber gebrechlich: so wurde es in eine Gegend, die voll Hölen und Klüfte war, getragen, und dort in einem tief eingesunkenen Loche seinem Schicksale überlassen, wo es gewöhnlich auf eine elende Weise verschmachtete. Sorgfältig abgerichtete Wärterinnen besorgten die Erziehung des Kindes während seiner ersten 7 Lebensjahre, und suchten es besonders zur Abhärtung zu gewöhnen. Vom siebenten Jahre an übernahm der Staat ausschließend die Erziehung. Ueber das ganze Erziehungswesen waren eigne Personen gesetzt, welche Pädonomen hießen. Alle Knaben waren in Rotten getheilt, die von ihres Gleichen angeführt wurden. Es ist schon vorhin bemerkt worden, daß gymnastische Uebungen, oder solche Beschäftigungen, durch welche körperliche Stärke und Behendigkeit bewirkt werden sollten, die Hauptsache bei der spartanischen Erziehung ausmachten. Die Kinder wurden daher auch in standhafter Ertragung des Schmerzes absichtlich geübt. Sie wurden jährlich an einem bestimmten Festtage öffentlich gegeißelt, und durften dabei weder durch den Ton noch

durch die Miene ihren Schmerz verrathen. Manche sollen, während dieser widernatürlichen Behandlung, ihren Geist aufgegeben haben, ohne daß sie einen Klagelaut hören ließen. Auch die Schläge, welche sie, jedoch nur für die Diebstähle bekamen, bei welchen sie sich ertappen ließen, kosteten Manchen das Leben. Die Lagerstätte der spartanischen Jugend waren Rohrbetten; das dazu nöthige Schilf mußten die Kinder selbst holen und, ohne Hülfe eines Messers, mit bloßen Händen abbrechen. Je älter sie wurden, desto mehr nahm die Strenge zu. Hitze bis zum Ersticken und Kälte bis zum Erstarren mußten sie ertragen und mitten im Winter mit bloßen Füßen über Land gehen.

Auch das weibliche Geschlecht mußte seinen Körper durch Laufen und Ringen stärken. Keine Mutter vergoß daher eine Thräne, wenn ihr Sohn für das Vaterland gestorben war, sondern gab ihm vielmehr, wenn es in den Krieg gieng, bei seinem Abschiede, auf sein Schild zeigend, die Erinnerung mit: Entweder mit diesem, oder auf diesem. Damit wollte sie sagen: ich wünsche, daß du entweder lebend und unüberwunden mit deinem Schilde zurückkehren mögest, oder daß man dich, als einen gefallenen, tapfern Streiter, nach der Landessitte, auf dem Schilde vom Kampfplatze wegtragen möge.

In Staatsangelegenheiten durfte sich kein Spartaner vor seinem 30sten Jahre mischen. Bei den Kindern und Jünglingen verlebte der erwachsene Spartaner den größten Theil seiner Zeit. Er sah ihren Uebungen zu, bemerkte ihre Geschicklichkeit, gab ihnen Belehrung, Aufmunterung und Verweise. Das Alter in Sparta stand überhaupt in großer Achtung.

Wenn sich Knaben auf der Straße schlugen, was nach der spartanischen Verfassung im Ganzen nicht gemißbilligt wurde, so wußte man sie oft mitten in der Hitze des größten Kampfs, auf das bloße Wort eines Bürgers, aus einander zu bringen.

Die Lage der Sklaven war drückend. Sie wurden sogar gezwungen, sich zu betrinken, um der spartanischen Jugend ein abschreckendes Beispiel der Ueberladung im Trinken zu geben.

Durch alle diese Einrichtungen erreichte Lykurg seinen Zweck, ein furchtbares Helvenvolk aus seinen Spartanern zu bilden. Allein die sanftern edlern Gefühle der Menschlichkeit mußten demselben nothwendig fremd bleiben. Wenn man auch nicht sagen kann, daß Künste und Wissenschaften geradezu aus dem spartanischen Staate verwiesen waren: so waren sie doch sehr beschränkt, und diejenigen, welche in Sparta noch etwas galten, bezogen sich nur auf Kriegskunst, Sprachkenntniß und Geschichte. Eigentliche Liebe zu den Wissenschaften konnte man daher bei den Spartanern nicht antreffen.

Nachdem Lykurg die Organisation des Staats hinlänglich eingeleitet zu haben glaubte, entschloß er sich, sein Vaterland zu verlassen. Vor seiner Abreise ließ er sich von den Häuptern des Volks eidlich versichern, daß sie auf die Beobachtung seiner Gesetze bis zu seiner Wiederkehr halten wollten. Er kam aber nie wieder zurück; und er hatte das mit mehrern Gesetzgebern der Vorwelt gemein, daß Niemand weiß,

wo er geblieben ist. Seine Konstitution erhielt sich gegen sechstehalb hundert Jahr.

Athen.

Ganz verschieden von diesem kriegerischen Geiste der Spartaner war die Verfassung und Lebensweise der Athenienser, welche in der Landschaft Attika lebten. Cecrops, welcher von Aegypten nach Griechenland einwanderte, wird als Stifter Athens genannt. Er führte in seinem kleinen Staat einen öffentlichen Gottesdienst ein, theilte die Einwohner in gewisse Bezirke und Zünfte, machte sie mit der Schifffahrt bekannt und leitete Handelsverbindungen ein. Unter seinen Nachfolgern erwarb sich Theseus Verdienste, dessen Zeitalter aber auch noch in die mythische, oder vorgeschichtliche Periode fällt. Die Sage läßt ihn daher auf der Insel Kreta den Minotaurus erlegen, ein Ungeheuer, das halb Mensch, halb Rind war und das mitten in dem Labyrinthe saß, aus welchem sich Niemand herausfand. Sie erzählt ferner, daß diesem Ungeheuer jährlich Jünglinge und Jungfrauen auf einem Schiffe von Athen zum Opfer gebracht werden mußten. Wahrscheinlich theilte Theseus die Einwohner Athens in 3 Klassen: in Edle, Künstler und Ackerleute, und gab jeder Klasse besondre Rechte. — Aber auch in Athen waren bürgerliche Unordnungen entstanden, welche das Bedürfniß nach einer bessern Verfassung erzeugten. Der Archon — das war der Name der Oberhäupter des Staats — Drako erhielt etwa 625 Jahr vor Chr. Geb. Auftrag, zur Rettung des Staats Gesetze zu entwerfen. Aber seine Gesetze waren überaus strenge. Auf jede Uebertretung eines Ge-

setzes stand Landesverweisung oder Todesstrafe; auch sogar leblose Dinge, durch welche Jemand das Leben verloren hatte, wurden bestraft. Diese Strenge zog dem Gesetzgeber den Unwillen des Volks zu und er konnte sich nur durch die Flucht retten. Daraus entstanden neue Unordnungen. Zum Glücke lebte damals (592 J. vor Chr. Geb.) Solon, ein Salaminier, welcher zu den kenntnißreichsten und unpartheiischsten Männern seiner Zeit gehörte, der sich besonders auf seinen Reisen einen Schatz von Erfahrungen und viel Menschenkenntniß gesammelt hatte. *) Dieser hatte sich die Liebe und das Vertrauen seiner Landsleute erworben. Daher trug man ihm auf, neue Gesetze zu entwerfen und überhaupt dem Staate eine angemessene Verfassung zu geben. Solon, welcher zum Archon gewählt worden war, vollzog den ihm gegebenen Auftrag. Seine Gesetze waren auf Breter geschrieben und wurden in einer Drehmaschine aufbewahrt. Er theilte die Bürger nach ihrem Vermögen in Klassen; aus den Reichsten ward der Staatsrath gebildet. Dieser trug dem Volke die öffentlichen Angelegenheiten zur Berathschlagung vor, über welche in den Versammlungen, die man in jedem Vierteljahre hielt, entschieden wurde. Andre Angelegenheiten, z. B. die Erziehung u. s. w. standen unter dem Areopag. Dieß war ein älteres Institut, welchem aber Solon neuen Glanz gab. Es war eins der ehrwürdigsten Gerichte, welche die Geschichte kennt, und bestand aus Richtern von strenger, unbescholtner Tugend. Der Areopag, dessen Mitglieder (Areopagiten) ihrer Zahl nach, uns unbekannt

*) Denkspr. I. S. 260. II. S. 612.

sind, suchte die Verbrechen in der Wurzel zu ersticken, und richtete daher sein vorzüglichstes Augenmerk auf Erziehung, Sitten und Industrie. Seine Sitzungen hielt er am 27. 28. und 29sten Tage jedes Monats auf dem Marshügel, welcher mitten in der Stadt Athen, nicht weit vom Schlosse, lag. Außer diesem Areopag hatte man noch 10 Gerichtshöfe, worunter 4 Criminalgerichte waren; die übrigen richteten in Civilsachen. Nach der Verfassung, welche Solon dem Staate gab, war jeder Athenienser, der ein Alter von 18 Jahren erreicht hatte, im Fall ein Krieg ausbrauch, zu Kriegsdiensten verpflichtet. Der Sohn, welcher seine Aeltern, die ihn etwas hatten lernen lassen, nicht ernährte, wurde für ehrlos erklärt; der Sohn, welcher die Schulden des Vaters nicht bezahlen wollte, durfte nicht in der öffentlichen Volksversammlung erscheinen. Verschwender, Müßiggänger, Verleumder und diejenigen, welche ihren Körper zum unerlaubten Gewinn hergaben, wurden als Verbrecher behandelt. Um Bürger zu werden, wurden 6000 Stimmen erfodert. Vermittelst einer Anzahl von Stimmen konnte ein, durch vorzügliche Talente, Reichthum, Geschicklichkeit, und selbst durch den Ruf der Rechtschaffenheit zu mächtig oder bedeutend gewordener Bürger auf 10 Jahre aus der Stadt verwiesen werden, wenn man ihm auch keines Verbrechens angeklagt hatte, und es war ihm nicht erlaubt, sich zu vertheidigen. Dieß hieß der Ostracismus. Solon ließ sich das Versprechen geben, daß man seine Gesetze wenigstens 100 Jahre lang beobachten wollte, und ging nun auf Reisen, wo er unter andern auch mit dem reichen lydischen König, Crösus, die schon früher (§. 24.) er-

wähnte Unterredung gehabt haben soll. Nach 10jähriger Abwesenheit kam er zurück. Da er den Staat wieder in großer Zerrüttung fand, ging er, betrübt darüber, nach Cypern, wo er 550 vor Chr. Geb. starb.

Unter mehrern Parteien, welche sich noch bey Solons Lebzeiten in Athen erhoben, erhielt die Partei des klugen, beredten und reichen Adlichen, Pisistratus, die Oberhand. Zweimal ward Pisistratus zwar aus der Stadt vertrieben: aber er bahnte sich durch die Gunst des Volks, immer wieder den Weg zur Rückkehr; denn er beherrschte die Gemüther durch Wohlthaten und nützliche Anstalten, wohin auch eine Stiftung zur Verpflegung der Invaliden gehört. Pisistratus legte die erste Bibliothek, die aus beschriebenen Rollen bestand, in Athen an, belohnte Künstler, Dichter und Redner, hielt Solon's Gesetze aufrecht, und starb, allgemein beklagt, in einem hohen Alter.

Sein Sohn, Hipparch, ließ sich die Bildung des Volks ebenfalls angelegen seyn. Er ließ die Straßen in Athen und in ganz Attika mit marmornen Säulen besetzen, deren jede mit einem moralischen Denkspruche bezeichnet war, damit die Landleute diese Sprüche lesen und merken sollten.

In der Folge gelangten die Athenienser zu einem so hohen Grade von Bildung, daß der Umgang nirgends interessanter war, als in Athen. Die Ausdrücke: attische Feinheit, attischer Witz, attisches Salz, dienen noch jetzt zur Bezeichnung trefflicher Eigenschaften des Umgangs und Witzes. Die Erziehung der atheniensischen Jünglinge war daher andrer Art, als die der spartanischen Jugend. Neben den

gymnastischen Uebungen im Ringen, Tanzen und Singen, wurden sie auch zum Nachdenken über das Wahre, Gute und Schöne und zum schönen Gedankenausdruck angeleitet. Sie mußten deshalb auch schöne Stellen aus Dichtern ihrem Gedächtnisse einprägen.

Griechische Inseln.

Früher, als das feste Griechenland, waren die griechischen Inseln bevölkert. Die wichtigsten derselben sind: Kreta, unter dessen Königen Minos der berühmteste war, welcher Industrie und Handel in die Höhe zu bringen suchte. In der Folge ward auch die Insel Rhodus berühmt. Die Stadt dieses Namens wurde erst im peloponesischen Kriege (etwas über 400 J. vor Chr.) erbaut, übertraf aber bald durch den Reichthum der Handlung die andern: Cypern, von phönizischen und andern Kolonien bevölkert; Samos u. s. w.

Kleinasiatische Griechen.

Aus Griechenland gingen Kolonieen nach Kleinasien, erbauten daselbst reiche Handelsstädte und vereinigten sich in drei Bündnisse: die Aeolier, Jonier und Dorier.

Kunstsinn der Griechen.

Die ganze Kultur der Griechen war vornehmlich auf Bildung des Schönheitssinnes berechnet. Noch jetzt müssen sich Kunsttischler, Töpfer, Maler, Tapezirer und Baumeister nach dem griechischen Geschmacke bilden, um ihren Kunstwerken gefällige Formen zu geben. Die ersten Bilder der griechischen Gottheiten waren freilich nichts anders, als unbearbeitete

Klötze oder viereckigte Steine, und selbst die Grazien wurden blos durch Steine vorgestellt; aber in der Folge zeichneten sich die Griechen durch treffliche plastische Kunstwerke aus. Griechische, und namentlich athenienfische, Baumeister erbauten zuerst schöne und große Gebäude und besonders die schönsten Tempel. Das vornehmste Mittel zur Ausschmückung der Gebäude ist die sogenannte Säulenordnung. Noch jetzt dienen die drei Ordnungen der griechischen Baukunst den Baukünstlern zur Richtschnur. Unter einer Säulenordnung versteht man Säulen, welche nach gewissen Regeln mit verschiedenen Gliedern und Verzierungen auf einem Postamente stehen und über sich ein Hauptgesimse tragen. Jede Säulenordnung hat drei Theile, a) den Säulenstuhl (Piedestal, Postament), einen hohen, zu mehrerer Erhebung der Säulen vom Boden bestimmten, Uebersatz, der aus Würfel, Dekkel und Sims besteht; b) die Säule selbst, welche aus dem Fuße, dem Schaft und dem Knauf oder Kapital — c) das Gebälk, welches aus dem Hauptbalken, dem Bort oder Fries und dem Kranz oder Karnies besteht. Was den Ursprung der Säulenordnungen anlangt: so richteten wahrscheinlich die ersten Erbauer der Wohnungen (§. 13.) gerade Bäume in die Höhe, legten das Dach darauf und zogen in die Zwischenräume Wände ein. In der Folge suchte man die aufgerichteten Bäume oben und unten durch untergelegte und darauf gedeckte Platten vor Wetter und Wasser zu sichern, bis endlich eine Säulenordnung entstand, welche im Fortgange der Zeit immer mehr ausgebildet ward.

Die älteste ist die dorische, welche ihren Namen

von dem griechischen Stamme der Dorier hat. Nach dieser waren die ältesten griechischen Tempel und Paläste erbaut.

Die zweite ist die ionische, welche ihren Namen von dem berühmten Dianentempel zu Ephesus, in der griechischen Provinz Jonien, hat, an welchem 220 Jahre gearbeitet worden seyn soll (dieser Tempel ward 356 vor Christ. durch einen gewissen Herostatus in Brand gesteckt, der seinen Namen durch diese Handlung verewigen wollte). Diese Säulenordnung ist Nachahmung der dorischen, nur schlanker und höher, und zeichnet sich durch Schnecken und Schnörkel, welche die Haarlocken oder aufgebundnen Zöpfe eines Frauenzimmers vorstellen sollen, und durch hohle Streifen im Schaft aus. Das Fußgesimse gleicht zusammengewundnen Stricken. Erst später ward das Kapital mit Blättern verziert.

Die dritte ist die korinthische, deren Erfinder der Bildhauer und Baumeister Kalimachus gewesen seyn soll. Sie hat am Kapital 16 Schnörkel und 3 Reihen Blätter von welschem Bärenklee; der Schaft ist geribbt. Zur Erfindung dieser Verzierung soll die Zärtlichkeit eines Kindermädchens Veranlassung gegeben haben. Ein korinthisches Mädchen starb. Ihre Wärterin setzte auf ihr Grab einen Korb mit den Geräthschaften, welche das Mädchen im Leben vorzüglich geliebt hatte. Auf den Korb legte sie einen großen Mauerziegel. Zufällig stand der Korb gerade auf einer Pflanze von welschem Bärenklee. Die Blätter derselben wuchsen nun bis an den Korb hinan, wo sie sich unter dem schweren Mauerziegel schneckenförmig umbogen und in einer kleinen Blume endigten, die aus

der Mitte dieses Schneckengewindes herausſproßte. Der vorübergehende Baumeiſter Kalimachus, der dieſes Spiel ſah, fand es ſo artig, daß er es zur Zierde eines Säulenknaufs beſtimmte. *)

Die griechiſchen Tempel lagen gewöhnlich auf einer Anhöhe. Eine breite Treppe, mit marmornen Säulen geſchmückt, führte zu einem prächtigen, durch Säulen gebildeten, Eingang. Zur Seite des Säulenthors waren häufig noch Säulenhallen mit Statüen und Gemälden geziert. Im Innern ſowohl, als von außen war der Tempel mit Statüen und Kunſtwerken von erhobner Arbeit und mit Gemälden geſchmückt. Der größte griechiſche Tempel war der der Juno zu Samos gewidmete; die prächtigſten waren: der Tempel des Apollo zu Delphi und der der Ceres zu Eleuſis. Der letztere iſt noch wegen der ſogenannten eleuſiniſchen Geheimniſſe berühmt. Kein Ungeweihter durfte dieſes Heiligthum betreten. Die Weihe oder feierliche Aufnahme ward mit vielen ſchauderhaften Gebräuchen vollzogen. Jeder Geweihte aber, welcher nicht die ſtrengſte Verſchwiegenheit über das beobachtete, was im Innern vorging, ward mit dem Tode beſtraft. Nur Perſonen von geprüfter Rechtſchaffenheit nahmen an den Geheimniſſen Theil. Ohne Zweifel wurden geläuterte Religionsbegriffe als Geheimniß mitgetheilt.

Die Gymnaſien, oder Uebungsgebäude für

---

*) In der Folge kamen zu dieſen drei Säulenordnungen noch die toskaniſche, römiſche und deutſche, oder Sturmiſche hinzu. Vergl. Bildergallerie für junge Söhne und Töchter. Berl. 1794. S. 408. Jugendz. 1806. No. 42.

Jünglinge und Männer, in welchen man spazieren ging, Wettlaufen, Wettrennen und Wettringen anstellte, zeichneten sich durch Schönheit aus; ingleichen die öffentlichen Badehäuser, welche die griechische Kunst auf vielfache Weise ausschmückte; so wie die Theater der Athenienser; denn auch das Schauspiel gehörte zu den Künsten, welche von den Griechen auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit gebracht wurden. Die ersten Anfänge dieser Kunst waren ziemlich dürftig. Wenn in dem frühesten Alterthume, um die Zeit der Weinkelter, das Landvolk aus Attika's Gefilden sich versammelte, um dem heitern Rebengotte, bei dem Opfer eines Bocks, den man als den gefährlichsten Feind des Weinstocks ansah, durch Gesang und Tanz für die Erhaltung der süßen Gaben zu danken: so waren die Altäre nur auf grünenden Matten errichtet. Nach und nach aber entwickelte sich die Feier des Kelterfestes zu einer Art von dramatischem Singspiel oder Wechselgesang. Nun wurden Lauben (Skenen, Scenen) für die Sänger und Zwischenredner, und einige erhöhte Rasenbänke für die Zuschauer errichtet. Späterhin erbaute man auf Karren wandelnde Theater. Sie bestanden aus Bretergerüsten, welche man mit gefärbten Fellen behing. Die Akteurs — in Thierhäute eingehüllte Bauern — beschmierten, statt der Schminke, das Gesicht mit Weinhefen. Dieß war der rohe Ursprung der, späterhin mit so vieler Kunst und Pracht erbauten, griechischen Schauspielhäuser. Die Sitze der Zuschauer in diesen künstlichen Theatern erhoben sich in Halbkreisen, einer über dem andern, bis nahe an die Decke, und konnten 20—30,000 Menschen fassen. Durch alle Sitze gingen Pumpen,

um, mittelst geöffneter Hähne, wohlriechende Wasser über die Sitze zu sprengen. Stießen zwei Theater zusammen: so hieß dieß ein Amphitheater. Doch ward nur an Festtagen auf den eben beschriebenen Theatern gespielt. Diese Schauspiele wurden dann aber auch mit großer Pracht und vielem Kostenaufwande aufgeführt und waren mit Gesang und Tanz begleitet.

Auch das Tanzen ward, besonders in Athen, zu einer schönen Kunst ausgebildet. Die griechischen Tänze waren kein bloßes taktmäßiges Hüpfen, wie unsere Tänze es sind; sondern sie stellten irgend eine Handlung mit den lebhaftesten Ausdrücken, Minen, Stellungen und Bewegungen der Hände dar. Bald tanzte Einer; bald Mehrere; bald waren die Tänze feierliche Aufzüge. Kein Götterfest ward ohne Tanz gefeiert. Die Mimik (Geberdenkunst), Dichtkunst und Beredsamkeit ist vielleicht von keinem Volke mehr ausgebildet worden, als von den Griechen.

Feierliche Spiele.

Um dem Körper Gewandtheit und Stärke zu verschaffen, wurden nicht nur in den Gymnasien allerlei Leibesübungen angestellt, sondern es wurden auch öffentliche feierliche Spiele veranstaltet. Gymnastischer Uebungen gab es hauptsächlich fünferlei Arten *): 1) den Wettlauf auf der Rennbahn. Diese war ein, tief mit Sand überschütteter, Platz. Auf demselben mußten die jungen Leute, mit Helm, Schild und Spieß bewaffnet, laufen. Manche Griechen brachten es durch diese Uebung so weit, daß sie in einem

*) welche unter dem Namen quinquertium bekannt sind.

Tage 20 — 30 Meilen laufen konnten; 2) der Sprung, der entweder vorwärts oder in die Höhe gemacht wurde. Der Springer hielt in der einen Hand ein Stück Blei oder Eisen, ließ sich aber auch zuweilen schwere Gewichte an die Füße binden. 3) das Ringen bestand in der Geschicklichkeit, den Gegner drei Mal niederzuwerfen und den Kampf so lange fortzusetzen, bis der Gegner sich zum Widerstande unvermögend fühlte. Die Körper der Ringer wurden ganz mit Oel bestrichen und mit feinem Sand bestreut. Der Kampf ging unter bedeckten Gängen vor. 4) der Faustkampf. Anfangs war die Faust unbewaffnet; in der Folge aber versah man sie entweder mit einem großen Ballen oder Bande, und den Vorderarm mit einem Ochsenriemen, der zuweilen noch mit Blei oder Eisen angefüllt war. Wer sich zum Gegenkampf unfähig fühlte, streckte gegen den Sieger seine beiden Hände aus. 5) das Diskuswerfen. Hiezu brauchte man ein schweres, scheibenförmiges Stück Blei oder Eisen, oder einen Stein. Diese Scheibe, welche man nach einer gewissen Weite warf, hatte in der Mitte eine Oeffnung, durch welche entweder die bloße Hand oder der Riemen durchgesteckt wurde. Mancher Geübte konnte die Scheibe mit einigen Fingern fortschleudern. Zu diesen Uebungen kam noch das Tanzen, Schwimmen, Bogenschießen, Reiten und Voltigiren u. s. w. — Unter den öffentlichen feierlichen Spielen waren die olympischen die berühmtesten. Sie wurden bei Olympia, einem Flecken in der kleinen Landschaft Elis, im Peloponnes, allemal im fünften Jahre, zur Ehre Jupiters, in einer sehr heißen Jahreszeit, im Monat Jul., gehalten, dauerten fünf

Tage nach einander und dienten in der Folge (seit 776 vor Chr. Geb.) sogar zur Bestimmung der Zeitrechnung. Eine Olympiade ist nämlich ein Zeitraum von vier vollen Jahren, dessen erstes allemal dasjenige ist, in welchem diese Spiele gehalten wurden. Schon seit den frühsten Zeiten waren unter den Griechen häufige Zusammenkünfte zu Festen und geselligen Vergnügungen gewöhnlich. Ein Wettlauf und Wettkampf machte die vorzüglichste Unterhaltung aus. Besonders gaben die Leichenbegängnisse berühmter Männer zu diesen Unterhaltungen Veranlassung. Zwar nahmen nur Männer von hohem Range Antheil daran; allein ein Zusammenfluß von Zuschauern aller Stände war dabei gegenwärtig. Männer von bewährter Rechtschaffenheit sorgten, unter dem Namen der Kampfrichter, für Erhaltung der Ordnung. So ward im trojanischen Kriege, Patroklus Leichenbegängniß, welches Homer beschreibt, durch Wagenrennen, Wettlauf, Faustkampf, Ringen, Bogenschießen, Werfen der Wurfscheibe und des Wurfspießes und durch Kampf mit dem Speere gefeiert. Bei Elis wurden ebenfalls schon in den frühsten Zeiten Spiele von versammelten Edeln gehalten. Bei den ältern war der Preis nicht nur sehr ehrenvoll, sondern auch oft von beträchtlichem Werthe. Bei den olympischen bestand der Preis, welchen der Sieger erhielt, nur aus einem Olivenkranze. Die olympischen Spiele, deren Ursprung ebenfalls in ein sehr frühes Zeitalter fällt, waren öfters unterbrochen worden; aber gegen das Jahr 888 vor der christlichen Zeitrechnung wurden sie vom Könige Iphitus, auf Anordnung des Orakels, wieder eingeführt. Seit dieser Zeit haben sie so lange ohne Unterbrechung fort-

gedauert, bis Griechenland unter die Herrschaft der Römer kam. Die Festlichkeit sollte, der Anordnung zufolge, in Opfern für Jupiter und in Spielen bestehen. Bei diesen war der Wettlauf (Stadion) das einzige aufgenommene Spiel. Die übrigen, sonst gewöhnlichen, waren in Vergessenheit gekommen; aber in der Folge nahm man sie auch wieder auf und erfand noch neue Spiele, als: eine verwickelte Art Wettrennen. Das Ringen, der Faustkampf und das Pferderennen wurden erst nach und nach hinzugefügt. Ursprünglich gaben vielleicht Prozessionen und andre religiöse Gebräuche der Zusammenkunft den vorzüglichsten Glanz. Eine zahllose Menschenmenge aus allen Gegenden Griechenlands, aus Sicilien, Asien und Afrika strömte nach Olympia, um diesen Spielen beizuwohnen, bei welchen jedoch Frauenzimmer nicht gegenwärtig seyn durften. Durch den großen Zusammenfluß von Menschen, trugen diese Spiele auch zur Beförderung des Nationalgeistes bei, wie die jährlichen Zusammenkünfte der Juden zur Zeit der hohen Feste in Jerusalem. Bei diesen zahlreichen Zusammenkünften in Olympia wurden nicht nur öfters Verträge geschlossen; sondern auch selbst Wissenschaften, Künste und Handel gewannen dadurch; denn Künstler aller Art benutzten diesen Zusammenfluß von Menschen, um in Olympia ihre Kunstarbeiten auszustellen. Geschichtschreiber lasen hier ihre ausgearbeiteten Werke vor; Dichter deklamirten ihre Gedichte ꝛc. Der Beifall, welchen diejenigen erhielten, die sich durch körperliche oder geistige Geschicklichkeit auszeichneten, erweckte Nacheiferung. So entwickelte sich in der Seele des, nachher als Geschichtschreiber berühmt ge-

wordenen, Thucydides (s. das Ende dieses §.) der erste Keim zu dem Berufe eines Geschichtschreibers bei den olympischen Spielen, wo er, als Jüngling, Zeuge des Beifalls war, welchen Herodot, bei der Vorlesung eines Theils seiner Geschichte, einärntete.

Der letzte, den olympischen Spielen geweihte, Tag war zur Krönung der Sieger bestimmt. Diese ward unter Jauchzen der Anwesenden und nach vorhergegangenem Opfer vorgenommen. Der Name des Siegers wurde ausgerufen und ihm von dem Kampfrichter eine Krone von Olivenzweigen aufgesetzt. Dieser Kranz galt als Zeichen des höchsten Ruhms in Griechenland. Die Mitbürger des Gekränzten holten ihren Sieger im Triumphe ein, stimmten Lobgesänge zu seiner Ehre an und stellten seine Bildsäule zu Olympia auf. Man erzählt von einem alten Griechen, daß er vor Freuden, seinen Sohn als Sieger umarmen zu können, gestorben sey. Diejenigen, welche an den olympischen Spielen selbst thätigen Antheil nehmen wollten, mußten sich mehrere Monate zuvor darauf vorbereiten. Die Vorbereitung soll in Vorübungen bestanden haben, welche in dem öffentlichen Gymnasium zu Elis, einer Stadt in Peloponnes, vorgenommen wurden und mit manchen Aufopferungen und Beschwerden verbunden waren.

Den olympischen Spielen ähnliche Volksfeste stiftete man auch in andern Landschaften Griechenlands. Als sogenannte heilige Spiele sind noch die pythischen, die zu Pytho — diesen Namen führte in frühern Zeiten Delphi — gehalten wurden und dem Apollo geweiht waren; die isthmischen, von Isthmus, der Landenge von Korinth, die dem Neptun geheiligt

waren (1. Kor. 9, 24. 25.), und die der Juno geheiligten nemeischen, von dem Flecken Nemea, im Peloponnes, so genannt, berühmt. Diese Spiele heißen darum heilig, weil sie zur Ehre der Götter angestellt und mit Opfern eröffnet und beschlossen wurden.

Weise Männer unter den Griechen.

Man hat die Namen einiger Männer, welche sich eigentlich nicht sowohl durch Gelehrsamkeit, als vielmehr durch eingesammelte Erfahrungen und Lebensweisheit auszeichneten, unter dem Namen der sieben Weisen Griechenlands aufbewahrt *). Sie heißen: Periander, Thales, Pittakus, Solon, Kleobulus, Bias und Chilo. Die meisten waren Geschäftsmänner. Sie lebten sämmtlich zwischen den Jahren 616 bis 552 vor Chr. Geb. Von ihnen sind uns auch noch einige Sittensprüche aufbehalten. Zwei dieser Sprüche: Kenne dich selbst, und: übertreibe Nichts, sollen sie dem Delphischen Tempel übergeben haben.

Periander war Fürst von Korinth, der bekannten Hauptstadt in Achaja auf dem Isthmus oder der Erdzunge gelegen **). Thales ***) soll bei einem Wortstreite mit andern Weisen den Preis, der in einem silbernen Becher bestand, erhalten haben. Vermuthlich ist daher die Erzählung von den sieben Wei-

---

*) Carus Ideen zur Geschichte der Philosophie. S. 199.

**) Ein Ausspruch von ihm stehet in m. Denksprüchen I. 863.

***) m. Denksprüche I. 232.

sen entstanden. Thales lebte 600 J. vor Chr. Geb. Er war aus Miletus, einer Stadt in Jonien, beschäftigte sich besonders mit Naturlehre, Astronomie und Mathematik, reiste deshalb nach Kreta, Phönizien und Aegypten, wo damals die Wissenschaften vorzüglich blühten, und erwarb sich viel Kenntnisse. Mit vollem Rechte verdient er den Namen eines Selbstdenkers. Er erfand die leichtern Sätze der Geometrie, konnte die Art und Weise, wie unzugängliche Höhen auszumessen sind, angeben, wußte schon, daß der Mond sein Licht von der Sonne erhalte, deren Größe er mit ziemlicher Gewißheit angab, und kündigte im Jahr 597 vor Chr. Geb. eine Sonnenfinsterniß vorher an.

Pittakus war ein Vorsteher der Insel Lesbos, im Archipelagus. Solon ist der erwähnte Gesetzgeber. Kleobulus *), Solon's Freund, Beherrscher eines kleinen Volks auf Rhodus, einer bekannten Insel auf dem mittelländischen Meere, mit der Hauptstadt gleiches Namens. Bias, ebenfalls ein Zeitgenosse Solons. Er bekleidete in seinem Geburtsorte, Priene in Karien, einer Landschaft in Kleinasien, ein Staatsamt und war ein Vertheidiger der Armen und Unschuldigen. Auch vertheidigte er seine Vaterstadt, als sie von dem lydischen Könige belagert wurde. Da es zur Plünderung derselben kam, suchte jeder Einwohner bei seiner Flucht soviel von seinem Vermögen fortzuschaffen, als er nur konnte. Bias allein zog leer aus. Als man ihn ermunterte, daß er doch auch sein Vermögen in Sicherheit bringen sollte, antwortete er: Ich trage alles das Meinige bei mir!

---

*) m. Denksprüche I. 314.

Weisheit und Rechtschaffenheit hielt er für die höchsten Güter. Chilon *) war ein spartanischer Ephorus. Außer diesen Männern, deren Zahl man wohl nur darum auf sieben gesetzt hat, weil diese Zahl der Vorwelt eine heilige Zahl war, d. h. eine solche, die bei ihnen in einem gewissen Ansehen stand, von welchem sich aber kein Grund angeben läßt, und die man daher so oft als möglich zu finden und anzubringen suchte, verdienen noch einige andre erwähnt zu werden.

Pythagoras aus Samos, einer Insel auf dem Archipelagus, gebürtig, lebte gegen das Ende des 5ten Jahrhunders vor Chr. Geb. Er reiste zu den kenntnißreichen Nachbarn; unter andern nach Aegypten und erwarb sich hier Kenntnisse verschiedener Art. Um in der geheimen Weisheit der Aegypter eingeweiht zu werden, soll er sich den härtesten Prüfungen unterzogen haben. In seinem 40sten Jahre kehrte er in sein Vaterland zurück. Da er es aber unter der Herrschaft eines Tyrannen fand, ging er nach Griechenland und darauf nach Unteritalien. Als er nach Kroton, einer Stadt im bruttischen Gebiete, oder dem heutigen Kalabrien, kam, erregte der ungewöhnliche Mann, der sich schon durch sein Aeußeres auszeichnete, fast allgemeine Bewunderung. Hier trug er in einem großen Hörsale mehrern tausend Zuhörern seine Lehren der Weisheit vor, zog aber noch außerdem eine kleine Anzahl auserlesener Jünglinge an sich, deren Erziehung er übernahm; und wurde Stifter eines Bundes, der von ihm den Namen des pythagoräischen Bundes führt. Dieser Bund hat manches

*) Denksprüche I. 787.

Gute gewirkt. Wer aufgenommen zu werden wünschte, durfte strenge Prüfungen, welche vor der Aufnahme vorausgingen, nicht scheuen. Auch die ersten Jahre nach der Aufnahme gingen mit manchen, für nöthig erachteten, Uebungen im Schweigen, im pünktlichen Gehorsam und in Bezähmung unzeitiger Neugierde hin. So lange diese Uebungen noch nicht vollendet waren, gehörten die Mitglieder in die Klasse der Exoteriker. Wer in der Prüfung nicht bestand, ward entlassen und bekam sein eingebrachtes Vermögen zurück. Wer aber in diesen Prüfungen, zur Zufriedenheit des Pythagoras, bestand, gelangte zu dem geheimen Unterricht und gehörte nun zu den Esoterikern. So hießen diejenigen, welche an dem geheimen Unterrichte Theil nahmen, wenn die Exoteriker sich nur mit dem öffentlichen, allgemeinen Unterricht genügen lassen mußten. Die sämmtlichen Schüler des Pythagoras standen sehr früh auf. Ihr erstes Geschäft war die doppelte Prüfung, welche sich sowohl auf die Erinnerung an das, was sie gestern gethan hatten, als auch auf das Nachdenken über das, was sie für den bevorstehenden Tag thun wollten, bezog. Mit Gesang gingen sie zur Lyra, verrichteten ernste Gebete, erheiterten sich in Hainen und kehrten dann zu wissenschaftlichen Unterhaltungen zurück, in welchen geschickte Lehrer, bald durch Fragen, bald durch freie Vorträge, den Geist ihrer Schüler zu bilden und die Kenntnisse derselben zu erweitern suchten. Pythagoras selbst hatte die Gewohnheit, kurze Fragen aufzuwerfen, auf welche er kurze, aber sinnvolle Antworten wünschte. Z. B. Was ist das Weltall? Antw. Ordnung. Was ist Freundschaft? Gleichheit. Den Lehrstunden folgten gymna-

stische Uebungen; dann ging man zu einem frugalen Mittagsmale, welches gewöhnlich aus Brot und Honig bestand, und durch leichte Gespräche gewürzt ward. Einzelne Freunde wiederholten gemeinschaftlich, was sie in dem Unterrichte gelernt hatten. Gegen 5 Uhr ging es in das Bad. Dann folgte die, um diese Zeit bei den Griechen gewöhnliche, Hauptmahlzeit, zu welcher sich die Gesellschaft in verschiedene Zimmer vertheilte. In denselben befanden sich mehrere Tafeln, jede auf zehn Personen berechnet. Hier genossen die Pythagoräer auch Fleisch und Wein; doch sehr mäßig. Ein Gebet und ein Opfer von Weihrauch eröffneten das Mahl. Die Aeltesten theilten den Jüngern noch einige kurze Denksprüche mit *); darauf begab man sich in die Schlafzellen, wo durch sanfte Gesänge ein wohlthätiger Schlummer herbeigeführt wurde.

Pythagoras stand in so hoher Achtung, daß für die Schüler und Anhänger desselben ein: „Er hat es gesagt," der stärkste Beweis einer Behauptung war. Nachdem die Glieder seines Ordens alle Grade desselben durchlaufen hatten, kehrten sie in die bürgerliche Gesellschaft zurück, um, durch Uebernahme und gewissenhafte Verwaltung wichtiger Aemter, dem Staate zu nützen. Mehrere, zum Theil sehr wichtige, Staatsämter wurden von Pythagoräern bekleidet. Kriegs- und andre Unruhen bewirkten die Auflösung dieses Bundes. Pythagoras selbst ward aus seinem Heiligthume vertrieben und starb zu Metapontum, einer

---

*) Einige Denksprüche vom Pythagoras s. m. Denksprüche I. 437. II. 202. 313.

Stadt in der Landschaft Lukanien, im untern Theile Italiens, im Jahr 504 vor Chr. Geb. Den Pythagoräern waren auch gewisse Zahlen heilig, als die 9, vielleicht weil bei dem Multipliciren derselben, die Summe der Ziffern immer wieder 9 ausmacht; die 7, welche sie die sterbende Zahl nannten, weil die Summe der Ziffern bei dem Multipliciren, immer um 2 abnimmt. Pythogaras soll auch den bescheidenen Namen Philosoph (Liebhaber der Weisheit), statt des vorhin gewöhnlichen Namens Sophist, welches einen Weisen bedeutet, zuerst angenommen haben. Nach Andern ist aber Sokrates der Erste gewesen, der sich Philosoph nannte.

Aesop aus Phrygien, gegen 570 J. vor Chr. Geburt, soll von Gestalt so klein und häßlich gewesen seyn, daß derjenige, welcher ihn zuerst als Sklaven gekauft hatte, ihn kaum wieder los werden konnte. Nachdem er von einem seiner Herren die Freiheit erhalten hatte, soll er zum Könige Crösus nach Lydien (§. 24.) gegangen seyn, der ihm verschiedene Reisen auftrug. Wir besitzen eine Anzahl Mythen, welche unter dem Namen der äsopischen Fabeln bekannt sind. Wahrscheinlich rührt keine einzige in der Form, in welcher diese Fabeln auf uns gekommen sind, vom Aesop her; denn sie tragen das Gepräge eines zu feinen Kunstgeschmacks an sich, als daß man ihre Vollendung in das Zeitalter des Aesops setzen zu dürfen glaubt. Vielleicht wurden sie von später lebenden weisen Griechen erfunden und gesammelt. —

Mit gänzlichem Stillschweigen dürfen wenigstens die wichtigsten Kriege, welche die Griechen zu führen

hatten, hier nicht übergangen werden. Zu diesen gehört auch der

Krieg der Griechen mit den Persern,

welcher 51 Jahr, von 490 — 449 vor Chr. Geb., dauerte. Der persische König Cyrus (§. 24.) hatte die asiatischen Griechen (gegen 530 vor Chr. Geb.) unter seine Botmäßigkeit gebracht. Darius I., einer seiner Nachfolger, welcher bereits die Jonier — eine Kolonie der Griechen in Kleinasien — unterjocht hatte, wollte sich ganz Griechenland unterwerfen. Aber er bekam einen harten Kampf (gegen 490 vor Chr. Geb.). Die Athenienser vereitelten durch den Sieg, den sie in den Gefilden von Marathon, einer Stadt in der Landschaft Attica, unter Anführung des Miltiades, erfochten, die Entwürfe des persischen Königs. Darius Armee wich der Bürgenmiliz und begab sich zu Schiffe. Doch die Griechen verfolgten ihren Sieg nicht. Um die Schmach der persischen Waffen zu rächen, bewaffnete Darius Sohn, Xerxes, (480 vor Chr. Geb.) eine ungeheuer große Menschenzahl, deren gewöhnliche Angabe aber doch wohl übertrieben seyn dürfte. Die meisten griechischen Völker schickten dem nahenden Sieger die Zeichen der Ergebung — Erde und Wasser — entgegen. Damals lebte zu Athen Themistokles, ein Mann von großer Geistesgegenwart und vieler Vorsicht, und von einem so glücklichen Gedächtnisse, daß er die Namen aller athenienſischen Bürger gewußt haben soll, den schon als ehrliebenden Jüngling die marathonischen Siegszeichen nicht schlafen ließen. Dieser wußte alle griechische Staaten mit einander auszusöhnen und sie gegen die Perser zu ver-

einigen. Auf seinen Rath hatten die Athenienser Schiffe gebaut. Alle waffenfähige Bürger gingen zu Schiffe. Die Perser zogen über den Hellespont herab in den engen Paß zwischen den beiden Provinzen, Thessalien und Hellas, welcher der Thermopylenpaß genannt wurde. Der lacedämonische König, Leonidas, besetzte mit seinem Haufen, unter welchem nur 300 Spartaner und 700 ebenfalls heldenmüthige Thespier waren, den Paß, und hielt mit seinen Tapfern den Feind auf. Nachdem endlich durch Verrätherei den Persern ein Uebergang über ein Hochgebirge gezeigt worden war, wurde Leonidas übermannt. Er fiel, nach der tapfersten Gegenwehr, mit seinen 300 spartanischen Helden, und verdiente die Grabschift: Wanderer! sage an zu Lacedämon, daß wir Alle hier gefallen sind, um den vaterländischen Gesetzen zu gehorchen. Nun zog die persische Macht nach Athen zu. Themistokles zeigte (480) in den Gewässern von Salamis, was eine kleine Anzahl wohlgeführter Schiffe gegen eine unlenksame große Seemacht vermag. Xerxes eilte nun nach Susa, und ergab sich dem Wohlleben. Sein Schwager, Mardonius, verlor gegen Pausanias, den Vormund eines lacedämonischen Königs, Schlacht und Leben. Die Griechen verfolgten den Feind, siegten unter Cimon, und befreiten die ionischen Städte und die Inseln des griechischen Meeres.

Peloponesischer Krieg.

Da die Athenienser es vorzüglich gewesen waren, welche die Gefahr von Griechenland abgewehrt hatten, so erhob sich das Ansehn ihres Staats über das der Spartaner. Athenienssische Flotten herrschten auf al-

len, von Griechen befahrnen, Meeren. Die Athenienser standen an der Spitze einer Bundesrepublik, welche eine Seemacht bildete, zu welcher die übrigen griechischen Völkerschaften ihren Beitrag geben mußten. Das Joch der Athenienser ward drückend für die Inseln. Wenn Athen Geld brauchte, so suchten und fanden die Redner einen Vorwand, unter welchem man schwache Bundesgenossen oder bemittelte Bürger zu einer harten Geldstrafe verurtheilen konnte. So brachte Eifersucht und List die Helden, welchen Griechenland seinen Glanz verdankte, um Leben und Gut. Miltiades starb im Gefängnisse, weil er die Geldbuße, mit welcher ihn das Volk belegt hatte, nicht bezahlen konnte. Themistokles verlebte seine letzten Tage bei dem Sohne des Xerxes. Unter Perikles, welcher 40 Jahr lang (468.) die höchsten Würden verwaltete, gelangte Athen zu der höchsten Stufe der Macht und des Reichthums. Er gab den Wissenschaften und Künsten, durch den Schutz, welchen er ihnen verlieh, Glanz. Weil aber von den Athenienfern die andern griechischen Staaten gebieterisch behandelt wurden; so entstand ein Krieg von 431—404 vor Chr. Geb., in welchem Griechen gegen Griechen kämpften. Er heißt der peloponesische Krieg, von der Halbinsel Peloponnes (jetzt Morea), wo er 20 und einige Jahre lang mit abwechselndem Glücke geführt wurde. Als feindliche Heere das athenienſche Gebiet verwüsteten, wurde Perikles nicht nur seiner Aemter entsetzt, sondern mußte auch große Summen als Strafe bezahlen. Eine furchtbar wüthende Pest raubte auch ihm das Leben. Damals zeichnete sich Hippokrates (430 vor Chr. Geb.) als berühmter Arzt aus. Die Athenienser behielten, nach dem völligen Siege, welchen end-

lich die Spartaner, über sie erlangt hatten, nur noch 12 Schiffe. Athen wurde erobert, und nachdem Alcibiades, das tapfre Oberhaupt der athenienſiſchen Land- und Seetruppen, zum zweiten Male verbannt worden war, mußte Athen alle Bedingungen annehmen, welche ihm Sparta vorſchrieb; ſeine Mauern und Hafenbefeſtigungen wurden niedergeriſſen; ſeine Verfaſſung wurde aufgehoben, und die Regierung von 30 Fremdlingen, welchen man den Namen der 30 Tyrannen gab, geleitet. Dieſe ſetzte der Sieger Athens, der ſpartaniſche Feldherr Lyſander, ein. Sie bezeichneten ihre Regierung durch Mord und Einziehung der Güter mehrerer wohlhabender Bürger. Die Bundesgenoſſen der Spartaner verlangten, daß Athen verbrannt werden ſollte. Allein die Lacedämonier erklärten, ſie würden nie zugeben, daß eine Stadt, die einſt ſo viel gethan habe, um Griechenland von dem Joche der Perſer zu befreien, von Griechen zerſtört würde. Durch dieſen Krieg, welchen der griechiſche Geſchichtſchreiber Thucydides, ein Athenienſer, meiſterhaft beſchrieben hat, indem er ſelbſt von vielen Begebenheiten, die er erzählt, Augenzeuge war, wurde Athen ſehr entvölkert; aber deſſenungeachtet gelangte es doch bald wieder zu ſeiner alten Verfaſſung, und erklärte ſich für frei.

§. 28.

Rom.

In dieſer Periode bildete ſich in Italien der Staat, welcher aus dem anfänglichen Beſitze eines Gebiets von einigen Meilen, in einer Zeit von 700 Jahren, zur Herrſchaft über einen großen Theil der Erde gelangte.

Schon vor der Entstehung der Stadt Rom, deren Ursprung ungefähr 750 Jahr vor Chr. Geb. zu setzen ist, wohnten in Italien celtische und griechische Völkerschaften. Jede große Revolution in Griechenland führte reiche Kolonieen nach Italien. In Oberitalien wohnten großentheils Völkerstämme gallischer (§. 33.) Abkunft. In Mittelitalien lebten die kunstreichen Hetrurier (Etrurier, oder Etrusker), welche unter allen Völkerschaften Italiens am frühesten kultivirt waren. Sie bestanden aus zwölf einzelnen Stämmen, hatten ihre eigne Sprache, bürgerliche und religiöse Verfassung, und verstanden Bau- und Befestigungskunst. Noch jetzt finden sich Ueberreste ihrer alten Kunstwerke, welche in Urnen, Opferschalen, geschnittnen Steinen und Grabmälern bestehen. Die hetruriſchen Töpfer machten eine Gattung von Geschichtschreibern aus; denn sie verfertigten Gefäße, auf welchen sie allerlei Scenen aus dem damaligen gemeinen Leben abbildeten. Nur Schade, daß diese Bilderschrift nicht mehr entziffert werden kann! Der Sitz der arkadischen Kolonieen, welche Evander gründete, war auf dem Berge Palatium an der Tiber. Neben den Hetruskern bestand das Königreich Latium, welches seinen Namen von dem Könige Latinus haben soll, dessen Hauptstadt Alba longa war, von welcher Rom eine Kolonie ward. Die Jugendgeschichte der Erbauer Roms ist in Mythen gehüllt. Romulus, der Sohn einer Vestalin — Priesterin der Göttin Vesta, — welche mit seinem Zwillingsbruder, Remus, von seinem Großvater ausgesetzt, von einer Wölfin gesäugt, und von einem Hirten erzogen ward, legte den Grund, zu dieser, nach ihrem Erbauer benannten, Stadt. Eine Kolonie aus

Alba longa machte den ersten Stamm der Bewohner Roms aus. Um die kleine Zahl der Einwohner zu vermehren, erklärte Romulus seine Stadt zu einer Freistätte (Asyl), wo entlaufene Sklaven und Verbrecher einen sichern Zufluchtsort fanden. Bei einem angestellten Volksfeste wurden Jungfrauen aus der Nachbarschaft, welche als Zuschauerinnen gegenwärtig waren, mit Gewalt zu Frauen für die Römer geraubt (Raub der Sabinerinnen). Sogar überwundene Feinde nahm man als Bürger der neuen Stadt auf. Roms Gebiet betrug Anfangs kaum 6000 Schritte.

Rom unter Königen.

An der Spitze dieses kleinen Staats stand Romulus. Ihm zur Seite der Senat, der aus 100 bejahrten, erfahrnen und angesehenen Männern bestand, deren Anzahl in der Folge bis auf 300, und späterhin noch auf mehrere erweitert wurde. Von dem Senate wurden die öffentlichen Angelegenheiten besprochen, ehe sie zur Kunde des Volks gebracht wurden. Die Familien der ersten Senatoren nannten sich Patrizier; wenn dagegen die gemeinen Bürger Plebejer hießen. Romulus übernahm zugleich die Stelle eines Oberpriesters. Ehe etwas unternommen wurde, befragte man die Götter. Man glaubte, ihren Willen aus dem Fluge der Vögel, aus dem Appetite gewisser, auf öffentliche Kosten gefütterten, Hüner, aus den Eingeweiden der geschlachteten Opfer-Thiere, und aus dem Donner und Blitze wahrzunehmen. So oft der König öffentlich ausging, traten zwölf Lektoren (Gerichtsdiener) vor ihm her; jeder derselben trug ein Bündel Stäbe, in welchen ein hervorragendes Beil steckte. Diese Fasces — so nennte man die Bündel — waren Symbole der Gewalt, welche der König über

Leben und Tod hatte. Nach Romulus plötzlichem Tode — man läßt ihn zu den Göttern gegangen seyn, — folgte Numa Pompilius als König, welcher sich um die rohe Nation große Verdienste erwarb. Durch Hülfe der Religion, oder der Ehrfurcht vor den Göttern, suchte er die wilden Römer in Zaum zu halten. Darum brachte er mehr Feierlichkeit in den Kultus. Dem Janus, welcher, um die Vergangenheit und Zukunft anzudeuten, mit zwei Gesichtern abgebildet ward, baute er einen Tempel, — die ältesten Tempel der Römer waren aus Lehm und getrockneten Ziegeln aufgeführt. — So lange Rom Krieg hatte, stand der Janustempel offen; aber zur Zeit des Friedens ward der geschlossen. Auch den Dienst der Göttin Vesta führte Numa ein. Dieser Göttin war das Feuer heilig. Ihren Dienst besorgten Jungfrauen, die daher Vestalinnen hießen. Sie waren verpflichtet, ein beständiges Feuer im Tempel der Göttin zu unterhalten. Furchtbar war die Strafe, mit welcher diejenige Vestalin belegt wurde, welche entweder das Feuer ausgehen ließ, oder welche ihre Unschuld verletzt hatte. Im letztern Falle wurde sie lebendig begraben. Sie mußte in eine tiefe Höle eines Hügels, wo einige Lebensmittel und eine brennende Lampe standen, mittelst einer Leiter hinabsteigen. Nachdem die Leiter zurückgezogen war, wurde der Eingang verriegelt, und mit Erde beworfen. Der Treue (Fides) und der Grenze (Terminus) widmete Numa ebenfalls eigne Gottheiten unter diesen Namen. Auch soll er zum Besten der Sklaven ein Fest, zum Andenken an das sogenannte goldne Zeitalter der Regierung des Saturns, unter dem Namen der Saturnalien, angeordnet haben. An diesem

Feste wurden die Sklaven von ihren Herren beschenkt und bedient.

Das, von Romulus eroberte, Gebiet vertheilte Numa unter die armen Bürger, bestellte Aufseher über den Ackerbau, welche verbunden waren, sowohl die fleißigen als auch die trägen Arbeiter dem Könige anzuzeigen, damit er jene ermuntern, und diese bestrafen konnte. Durch einen eignen Priesterorden, die Fecialen ließ er die Kriegsangelegenheiten besorgen. Durch die umständlichen und feierlichen Gebräuche, welche, nach Numa's Anordnung, vor dem Ausbruche eines jeden Krieges beobachtet werden mußten, wünschte dieser friedliche König ohne Zweifel die Zahl der Kriege zu vermindern.

Auch der Kalender ward durch ihn verbessert, indem er das Mondenjahr mit den nöthigen Einschaltungen, zum bürgerlichen Jahre erhob, und zu dem bisherigen bürgerlichen Jahre der Römer, welches nur zu 10 Monaten gerechnet ward, noch die jetzigen beiden ersten, Januar und Februar, hinzu fügte. Daher lassen sich auch die noch jetzt üblichen Benennungen der vier letzten Monate erklären, denen zufolge der neunte Monat des Jahres September (von septem, sieben) heißt, welcher doch eigentlich, November (von novem, neun) heißen sollte u. s. f. In den ältesten Zeiten schlug man allemal nach Ablaufe eines Jahres, einen Nagel in die Mauer eines Tempels, und berechnete nach der Summe dieser Nägel die Zahl der verflossenen Jahre. Numa ward als Vater seines Volks, da er starb, allgemein bedauert.

Die Lage Roms auf ungepflasterten Hügeln, machte den Weg bei eingetretenem Regenwetter, äußerst unbequem. Einer der folgenden Könige ließ daher 555

vor Chr. Geb. sehr fest gebaute unterirdische Kanäle (Kloaken) anlegen. Ueberhaupt verdienen die Wasserleitungen der Römer große Aufmerksamkeit.

Der sechste römische König, Servius Tullius, ist unter andern darum merkwürdig, weil er das Volk, mit Rücksicht auf das Vermögen, welches jeder einzelne Bürger besaß, in sechs Klassen theilte. Die Reichsten, welche die erste Klasse ausmachten, hießen schlechthin Classici. Von dieser Benennung läßt es sich erklären, daß man noch jetzt sowohl Schriftsteller selbst, deren Werke von vorzüglichem, bleibenden Werthe sind, als auch ihre Werke mit dem Namen klassisch zu bezeichnen pflegt. Sogar von einem klassischen Boden redet man, und verstehet darunter besonders die Gegenden, wo die alten griechischen und römischen Schriftsteller, welche man schlechthin Klassiker zu nennen pflegt, gelebt haben.

Der siebente oder letzte König Roms, Tarquinius der Uebermüthige, ward wegen einer Schandthat, welche sein Sohn verübt hatte, vertrieben (508 vor Chr. Geb.), die königliche Regierungsform, welche 244 Jahr gedauert hatte, aufgehoben, und an deren Statt die republikanische eingeführt.

Rom eine Republik.

Diese Staatsveränderung half vorzüglich Junius Brutus mit bewirken. Damals erstreckte sich der Umfang des ganzen römischen Staats etwa auf 40 Quadratmeilen, und die Zahl seiner Einwohner belief sich ungefähr auf 600,000 Menschen.

An die Stelle der Könige wählten die Römer zwei Männer, unter dem Namen der Konsuln. Die beiden ersten hießen Brutus und Collatinus. Die

Konsuln waren die Ersten in demjenigen Kollegium, welches den Namen des Senats führte. Sie wurden von den Bürgern erwählt. Erst nach Niederlegung ihrer Aemter konnten diese obrigkeitlichen Personen zur Verantwortung gezogen werden. Außer den Konsuln gab es noch Prätoren, Censoren, Aedilen, und andre Beamte. In gefahrvollen Zeiten ward ein Dictator ernannt, welcher sowohl in Staats- als Kriegsangelegenheiten unumschränkte Gewalt besaß.

Der vertriebene König that inzwischen Alles, um wieder zum Besitze des Thrones zu gelangen. Er spann eine Verschwörung in dieser Absicht an, worin selbst die beiden Söhne des Konsul Brutus verwickelt wurden. Ungeachtet sich das Volk für diese Jünglinge verwendete, ließ sie doch der Vater, als Konsul, enthaupten. Auch den hetrurischen König, Porsenna, wiegelte Turquin gegen Rom auf. Aber der tapfre Horatius Cocles (d. h. der Einäugige), vertheidigte, erst mit zwei andern Römern, hernach ganz allein, den Zugang der Tiberbrücke so lange, bis diese hinter ihm abgebrochen war und zusammenstürzte. Nun erst stürzte sich Horatius in den Fluß, rettete sich aber glücklich *). Als Porsenna Rom belagerte, schlich sich ein junger Römer, Mucius in der Folge Scävola, d. h. Linkhand genannt, in das Lager des Königs, um denselben zu ermorden. Der Stich traf aber den Sekretair desselben, sogleich steckte Mucius seine rechte Hand in das, in der Nähe brennende,

*) Auf dem Platze, an welchem diese Scene vorfiel, hat der französische Kaiser Napoleon ein Denkmal zu errichten befohlen.

Opferfeuer, und gab dadurch zu erkennen, mit welcher Furchtlosigkeit er der Strafe, die ihm bevorstehen dürfte, entgegen sehe. Porsenna schloß Friede mit den Römern.

Was die Sitten und die Lebensart der alten Römer anlangt, so waren sie nicht nur ziemlich einfach, sondern selbst roh, und zeigten noch keine Spur von der spätern Feinheit, welche man mit dem Namen Urbanität (von urbs, die Stadt, wie man Rom schlechthin nannte) bezeichnete. Die alten Römer trugen bloß ein Unterkleid (tunica), und darüber ein Oberkleid (toga), das aus einem Stück wollenen Zeug bestand. Eines andren dicken wollnen Oberkleides bediente man sich gewöhnlich auf Reisen (es hieß laena), und eines sehr weiten gewöhnlich mit einer Kappe versehenen Mantels gegen den Regen. Im Kriege vertauschte man die Toga mit einem kurzen Rocke (sagum). Die Senatoren gingen hinter dem Pfluge her, und bereiteten sich ihre Speisen selbst. Korn verzehrte man als Brei, oder in Form der Klöße. Außerdem genoß man Fleisch, Bohnen, Feigen, Honig, Oel, Wein und Wasser. Nur eine Hauptmahlzeit ward täglich, gegen 6 Uhr Abends, gehalten. Geld aus Erz wurde erst seit den Zeiten des sechsten römischen Königs geprägt (§. 32.). Die Paläste der Könige waren Lehmhütten, mit Strohdächern bedeckt.

§. 29.

Ueberblick über Gewerbe, Künste, Erfindungen, Sitten und Gebräuche in dieser Periode.

Gewerbe und Handthierungen, und besonders mechanische Künste verbreiteten sich, während dieses Zeit-

raums, nicht nur weiter, sondern erhielten auch hie und da Verbeßrungen. In den ältesten Zeiten verstand man die Kunst, das Kupfer so zu härten und zu stählen, daß man Waffen, Messer, Pflugschaare, und andre Dinge daraus verfertigen konnte. Im Buche Hiob und im Homer werden eherner Waffen erwähnt. Während dieses Zeitraums konnte man auch andre Metalle schmelzen, mit dem Grabstichel in Metall arbeiten, und selbst Goldfäden spinnen. Die Chinesen rühmen sich, die Kunst, hölzerne Buchstaben auf Leder abzudrucken, schon 1000 Jahr vor Chr. Geb. verstanden zu haben. Ihre jetzige Art zu drucken wird später (§. 89.) beschrieben werden. — Das Elfenbein stand mit dem Golde in gleichem Werthe, und Kunstwerke, von Elfenbein bereitet, wurden noch höher geschätzt, als die von Gold verfertigten.

Spuren vom Malen, oder von dem Ausfüllen der Umrisse mit Farben findet man sowohl bei den Aegyptern, als bei allen alten Völkern. Vielleicht leitete das Bild der Sonne, oder des Mondes, oder eines Baumes, welches man im Wasser sah, zu den ersten Versuchen, es nachzuzeichnen. Die Erfindung der Malerkunst aber, welche mehrere Künste in sich schließt, als: die Kunst, Farben zu mischen, in einander zu verschmelzen, und nach den Regeln der Zeichnung aufzutragen, so wie Licht und Schatten zu vertheilen, scheint den Griechen anzugehören. Doch malte man noch nicht mit einem Pinsel (§. 35.), sondern mit einem Schwamm. Anfangs kannte man nur vier Farben: Weiß, Gelb, Roth und Schwarz *).

---

*) Merkwürdig ist ein Gesetz, das die Thebaner schon

Von den Fortschritten der Griechen in der Baukunst sind besonders ihre Tempel (§. 27.) Beweise.

Zahlzeichen waren in dieser Periode auch schon bekannt. Unstreitig leitete die Zahl der Finger auf diese Zeichen; denn die Griechen und andre Völker zählten bis 10, und kehrten dann wieder zur Einheit zurück. Wahrscheinlich sind die Zahlzeichen, welche unter dem Namen der römischen bekannt sind, die ältesten. I, bedeutet einen Finger; V die ganze flache Hand; X beide Hände, oder zwey V gegen einander gekehrt. Andre Völker bedienten sich der Buchstaben, an statt der Zahlen. — Die Erfindung des Ein mal Eins schreibt man den Aegyptern zu.

Sonnenzeiger, Gnomen oder Sonnenuhren kannte man ebenfalls *). Beobachtung des Schattens der Obelisken und Pyramiden leitete wahrscheinlich auf eine Eintheilung des Tages. Man bemerkte nämlich ein gewisses täglich wiederkehrendes Verhältniß in der Schattenlänge, und schied darnach den Zwischenraum zwischen Sonnenaufgang und dem kürzesten Schatten in ziemlich gleiche Theile. Schon bei den ältesten Völkern findet sich die Eintheilung des Tages in 12 Theile. Sonnenuhren (Schau- oder Stundensteine), welche zuerst mit Stundenlinien bezeichnet waren, gab es seit ungefähr 1500 Jahren vor Chr. Geb.; doch hatten die ältesten Sonnenuhren noch keine Zeiger und Zahlzeichen Auch läßt sich nicht mit Gewißheit angeben, ob die Son-

---

früh hatten. Diesem zufolge wurde jeder Verfertiger eines unsittlichen Gemäldes, und wenn es auch nach den Regeln der Kunst noch so schön war, bestraft.

*) Poppe Geschichte der Uhrmacherkunst.

nenuhren von den Aegyptern, oder Babyloniern, oder Phöniziern erfunden worden sind. — Die Zwischenräume der Nacht unterschied man nach dem Rufen des Haushahns. Diesen nahmen die Soldaten mit ins Lager und banden ihn gewöhnlich an einen Wagen. Obgleich durch sein Rufen die Zeit nicht genau bestimmt ward: so mußte man sich doch, in Ermangelung besserer Hülfsmittel, mit diesem nächtlichen Stundenanzeiger begnügen. Man fing an, die Nacht in 4 Nachtwachen zu theilen.

Bei den Aegyptern und mehrern andern ältern Völkern bestand die Woche aus 7 Tagen; dagegen hatte sie bei den Griechen 10 Tage.

Die Arzneikunde befand sich noch in einem ziemlich unvollkommenen Zustande. Priester waren größtentheils die Aerzte. In Aegypten wurden einige von diesem Stande als Aerzte besoldet. Von ihnen lernten die Israeliten verschiedene Mittel, äußere Schäden zu heilen. Auch bei diesem Volke war die Arzneikunde in den Händen der Priester, und diejenigen Personen welche von gewissen Krankheiten genesen waren, mußten sich dem Priester zeigen, damit dieser entschied, ob sie so weit hergestellt wären, daß sie, ohne Nachtheil für ihre Person oder für Andre, wieder ausgehen könnten (Matth. 8, 4.).

Das Aderlassen war schon in diesem Zeitraume bekannt. Die Geschichte der griechischen Arznei- und Wundarzneikunst ist in Fabeln gehüllt. Die Mythe macht den Chiron, nach welchem auch die Wundarzneikunst Chirurgie benannt ist, zu einem Centauren, zu einem Wesen, welches halb Pferd, halb Mensch war. — Phönizische Kaufleute brachten die ägyptische Bak-

kenschlange nach Epidauros im Peloponnes, und schrieben ihr Heilkräfte zu. Von den Bewohnern jener Gegend ward daher diese Schlange der sanfte Esmum (Aesculap) genannt. Bald erhielt sie eine eigne Priesterklasse, aus welchen die ersten griechischen Aerzte bestanden. Diese pflanzten ihre medicinischen Kenntnisse, als Geheimnisse ihres Ordens, fort, und die spätern Aerzte entlehnten ihre Kenntnisse aus Tafeln, welche in den Tempeln aufgehängt waren. In der Folge nahm man den Priester, welcher die Schlange an einem Stabe hielt, für den Aeskulap selbst, und sah die Schlange, oder den Schlangenstab nur als eins seiner Attribute an. Daher kommt es auch, daß der Schlangenstab noch jetzt ein Symbol der Arzneikunde ist, welches man zuweilen auf den Petschaften der Aerzte findet. Der schon früher (§. 27.) erwähnte berühmte griechische Arzt, Hippokrates, starb 361 vor Chr. Geb.

Die weitere Verbreitung des Handels in dieser Periode ist in der Geschichte der Völker selbst, welche Handlung trieben (§. 22 u. a.), erwähnt worden.

Die Nationen fingen immer mehr an, sich durch besondre Trachten zu unterscheiden. So trugen die Babylonier ein weißes, bis auf die Fersen herabhängendes, Unterkleid; über demselben ein Oberkleid und einen weißen Mantel; auf dem Kopf eine Mütze. Die Finger waren mit Ringen und die Füße mit kostbaren Pantoffeln geziert. Die Griechen trugen über das Unterkleid ein langes weißes Oberkleid (Stola). Die Mannspersonen trugen auf der linken Seite einen Mantel. Der Gürtel diente beiden Geschlechtern zum

Schmucke. Die Kleidung der Römer ist schon §. 28. beschrieben worden.

Von den Morgenländern hatten auch die Griechen die Sitte angenommen, bei der Mahlzeit auf niedrigen Betten oder Polstern, zu liegen. Gewöhnlich lagen 5, zuweilen auch mehrere Personen, und zwar nach einer gewissen Rangordnung, auf Einem Bette. Ein solches Ruhebette hatte die Gestalt eines Halbzirkels. Vor den eigentlichen Gerichten gingen Kräuter herum, welche zum Appetit reizten. Von dem Getränke, welches meistentheils aus Wasser mit Wein vermischt, bestand, wurde ein Theil den Göttern geopfert. Die Schläfe der frohen Gäste waren oft mit Kränzen umwunden. Durch Gesang und Saitenspiel suchte man die gesellige Freude noch mehr zu erhöhen.

Bei den Aegyptern war als Getränk eine Art Bier oder Gerstentrank gewöhnlich.

Was die Religion in dieser Periode anlangt: so gab es, außer den Bekennern des Jehova, verschiedene Arten von Fetisch- und Sternanbetern; und von Bilderdienst und Menschenvergötterung finden sich Spuren. Auch gab es Orakel (§. 27.). Durch das Orakel zu Delphi kamen die weissagenden Eichen zu Dodona in Vergessenheit.

Der Ursprung der Mysterien fällt ebenfalls in diese Periode. Anfangs waren sie Religionsfeste der Gebildetern, mit allerhand Symbolen verknüpft. In der Folge scheint man andre Zwecke damit verbunden zu haben. Die Eingeweihten wurden zum tiefsten Stillschweigen verpflichtet. Daher der Name Mysterien (Geheimnisse). Es gab mehrere Gattungen, welche sich durch die verschiedenen Gebräuche bei der Aufnah-

nie und bei den Prüfungen unterschieden. Die eleusinischen Geheimnisse sind schon oben (§. 27.) erwähnt worden.

Dritte Periode.

Vom Sokrates bis zur ersten Ausbreitung des Christenthums, von 400 vor Chr. Geb. — 40 nach Chr. Geb.

§. 30.

Unter den Weisen oder Philosophen des Alterthums nimmt derjenige Grieche, mit welchem dieser Zeitraum beginnt, einen der ehrenvollsten Plätze ein. Sokrates war der erste griechische Weltweise, dessen Forschungen und Belehrungen vornämlich auf praktische, d. h. auf solche Gegenstände, gingen, welche eine Anwendung auf das Leben zulassen. Er war nicht nur praktischer Philosoph, sondern auch der erste Volkslehrer unter seiner Nation. Einige nähere Umstände aus dem Leben eines so merkwürdigen Mannes verdienen daher ausgehoben zu werden.

Sokrates wurde im Jahre 468 vor Chr. Geb. zu Athen geboren. Sein Vater, Sophroniskus, war ein Bildhauer; seine Mutter hieß Phänarete. In seinem 36sten Jahre that er Kriegsdienste und zeichnete sich so aus, daß man ihm den Preis der Tapferkeit zuerkannte, den er aber bescheiden ablehnte und dem Alci-

biades zuwandte. Auch noch in der Folge diente er dem Vaterlande im Kriege, und zeichnete sich dabei besonders durch standhafte Ertragung aller Strapazen aus. Bis in sein 30stes Jahr hatte er sich mit der Bildhauerkunst beschäftigt. Allein Krito, ein vornehmer Athenienser, entdeckte in dem Sokrates Talente zu etwas Höherem. Krito versah ihn daher mit den nöthigen Hülfsmitteln zu einer höhern Bildung und verschaffte ihm Zutritt zu den Weisen und Gelehrten seiner Zeit. Damals lebte eine Gattung von Leuten, größtentheils Afterweise und Schwätzer, denen nicht nur gründliche Einsicht sondern auch die Bescheidenheit der wahren Weisen fehlte. Diese maßten sich den Namen Sophisten an, mit welchem man vorher nur eigentliche Weise — dieß ist auch die ursprüngliche Bedeutung des Worts Sophist — bezeichnete. Durch ihren Stolz und ihr unrühmliches Betragen gaben die Sophisten Anlaß, daß dieser an sich ehrenvolle Name eine mehr als üble Bedeutung erhielt und daß die bescheidnen wahren Weisen anfingen, sich Philosophen (Liebhaber der Weisheit) zu nennen (S. 258.). Auch unter den Sophisten gab es gelehrte und achtungswürdige Männer; aber mehrere unter ihnen suchten durch die Täuschungen zu glänzen, welche sie durch künstliche Trugschlüsse veranlaßten. Sie ließen sich gern in gelehrte Streitigkeiten ein. Ihre Hauptmaximen waren: man kann Alles beweisen und Alles widerlegen; man muß von der Thorheit Andrer und seiner eignen Ueberlegenheit so vielen Vortheil ziehen, als man nur kann. Um ihre Gegner im Streite recht zu verwirren, suchten sie dieselben durch Fragen, von Folgerung auf Folgerung,

bis auf einen Satz zu führen, der entweder ausgemachte Wahrheit war, oder der Behauptung des Gegners widersprach. Bekannt sind z. B. die sophistischen Fragen: Ob ein Pferdehaar einen Roßschweif ausmachte? Im Fall diese Frage, wie sich erwarten ließ, verneint ward, fragten sie fort: aber zwei Pferdehaare machen doch einen Roßschweif aus? Wurde auch diese Frage verneint: so vermehrten sie in den folgenden Fragen die Anzahl der Haare immer um Eins. Gesetzt nun, daß der Antwortende die Frage, ob 1999 Haare einen Roßschweif machten, noch verneinte und die folgende: Aber 2000 doch? bejahte, so entgegnete der Sophist: Also hat doch ein einziges Haar den Roßschweif ausgemacht; denn 1999 machten, nach deiner Erklärung, den Roßschweif noch nicht, aber das 2000te hingekommene machte ihn. Oder sie fragten: wie viel Körner ein Haufen Getreide ausmache? und wandten hier wieder ihre Täuschereien an. Daher kommt es auch, daß man noch jetzt solche täuschende Folgerungen Sophistereien zu nennen pflegt. — Sokrates, als denkender Weise, konnte unmöglich den Sophisten seinen Beifall schenken. Er studirte besonders den Menschen, und benutzte jede Veranlassung, die sich auf Spaziergängen, öffentlichen Uebungsplätzen, in den Hallen, Laden und Werkstätten der Künstler und Handwerker darbot, lehrreiche Unterredungen anzuknüpfen. Diese Unterredungen suchte Sokrates so lange fortzuführen, bis derjenige, mit welchem er sprach, zu einem wichtigen Resultate gekommen war, welches er als wahr anerkennen mußte. Man hat daher diese Lehrart die sokratische Methode genannt, und man lernt sie vorzüglich aus den Denkwürdigkei-

ten des Sokrates, welche sein Schüler und einer seiner Lieblinge, Xenophon, schrieb, genauer kennen. Vorzüglich gern beschäftigte sich Sokrates mit wohlgebildeten Jünglingen, weil er der Meinung war, daß in einem schönen Körper auch eine schöne Seele wohnen müsse.

Wenn sich die frühern griechischen Weisen mit Forschungen über Entstehung und Urstoff der Dinge, über Größe und Bewegung der Himmelskörper, über die Geheimnisse der Zahlen, die Natur des Raums und über ähnliche Gegenstände beschäftigten: so beabsichtigte dagegen Sokrates vorzüglich die Verbesserung der verderbten Sitten seines Zeitalters und seiner Nation. Auf Das, was dem Menschen am nächsten liegt, und was für ihn das Nothwendigste ist, richtete er den Blick. Daher leitete er das Nachdenken seiner Schüler auf die Zwecke und Absichten, welche sich aus der Welteinrichtung schließen lassen. Er verglich die Welt mit einem Kunstwerke, hob die darin herrschende Schönheit und Zweckmäßigkeit heraus und suchte auf diesem Wege die Ueberzeugung zu bewirken, daß die Welt das Werk eines weisen Wesens seyn müsse. Mit dieser Ueberzeugung hing der Glaube an eine Vorsehung genau zusammen. Daß Sokrates die Unsterblichkeit des Geistes ahnete, dafür scheinen wenigstens die letzten Stunden seines Lebens zu sprechen. Uebrigens ließ er die Volksreligion unangetastet. Mäßigkeit, oder Herrschaft der Seele über sinnliche Lust und Leidenschaft; Gerechtigkeit, wozu er nicht nur den Gehorsam gegen die Gesetze, sondern auch Dankbarkeit und Feindesliebe rechnete, und Tapferkeit erklärte er für die Haupttugenden. „Wer am

wenigsten bedarf, — war eine Hauptmaxime *) des Sokrates — nähert sich der Gottheit am meisten." Er trug daher in jeder Jahrszeit die nämliche Kleidung, einen Mantel, und ging mit bloßen Füßen.

Die angesehensten Männer drängten sich zu ihm, um seinen Unterricht zu hören. Euklides von Megara that dieß sogar mit Lebensgefahr. Aus Sokrates Schule gingen daher mehrere große und für den Staat nützliche Männer hervor. Allein bei aller seiner edlen Wirksamkeit fand dieser Weise doch Gegner, welche ihn zu kränken oder gar zu stürzen suchten, weil er Dünkel und Scheinwissen auch im gemeinen Leben bestritt. Sokrates benahm sich dabei mit großer Ruhe. Als man ihm sagte, daß Jemand schlecht von ihm gesprochen habe, erwiederte er: mag er mich doch prügeln, wenn ich nur nicht dabei bin! Ein damals lebender dramatischer Dichter, Aristophanes, verfertigte, unter dem Namen der Wolken, ein Schauspiel, in welchem er einer Person, die er Sokrates nannte, eine überaus lächerliche Rolle spielen ließ. Sokrates, der dieß erfahren hatte, ging selbst an dem Tage, an welchem das angeführte Stück gegeben wurde, in das Schauspiel und vereitelte dadurch zum Theil den Eindruck, welchen Aristophanes beabsichtigt hatte. Auch die damaligen politischen Verhältnisse Athens äußerten nachtheiligen Einfluß auf Sokrates.

Während der Regierung der 30 Tyrannen (§. 27.) wurde auch ein Gesetz publicirt, dem zufolge Niemand mehr Redekunst lehren sollte. Sokrates erklärte sich

---

*) Einige andre Gedanken von ihm s. in den Denkspr. S. I. 398. und 1189. II. 240.

gegen dieses Gesetz mit einer Freimüthigkeit, welche ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Allein in der Folge, als die Freiheit des Vaterlandes wieder hergestellt war, suchte man ihn durch allerhand boshafte Verleumdungen anzuschwärzen. Vor einem Gerichte, welches aus den gemeinsten Bürgern bestand, erschien Melitus mit einer Klage gegen Sokrates. Er beschuldigte den damals 70jährigen Weisen, daß er eine neue Gottheit habe einführen wollen und daß er die Jugend Athens verführe. Sokrates Freunde dachten auf eine Schutzrede für ihren Freund; denn damals war es gewöhnlich, die Angeklagten durch öffentliche Reden zu vertheidigen; allein Sokrates nahm dieses freundschaftliche Anerbieten nicht an; er hielt es seiner unwürdig, sich gegen solche Klagen weitläuftig zu vertheidigen. Als der Tag der gerichtlichen Untersuchung erschien, berief sich Sokrates auf sein öffentliches Leben, welches beweise, daß seit einer Reihe von 30 Jahren sein Bestreben keinen andern Zweck gehabt habe, als die Veredlung und Beglückung seiner Mitbürger befördern zu helfen. Dadurch hatte er zwar jede Verleumdung entkräftet; aber durch seine freimüthigen Aeußerungen hatte er seine Richter nicht wenig gegen sich erbittert. Sie verurtheilten ihn also zum Tode, und ließen ihn zunächst in das Gefängniß bringen. Als einer von seinen geliebtesten Schülern, Namens Apollodor, vorzüglich deshalb jammerte, daß sein Lehrer unschuldig sterben sollte, so äußerte Sokrates lächelnd: würdest du es denn lieber sehen, wenn ich schuldig sterben müßte? *) Man wollte ihn über-

*) Andere lassen ihn jedoch diese Aeußerung gegen seine

reden, sein Leben durch die Flucht aus dem Gefängnisse, zu retten; allein Sokrates mißbilligte diesen Vorschlag, indem er darzuthun suchte, daß man den Gesetzen und dem Vaterlande unbedingten Gehorsam schuldig sey. Sokrates blieb nach seiner Verurtheilung eine längere Zeit im Gefängnisse, und wurde nicht, wie es sonst gewöhnlich war, gleich nach dem Urtheilsspruche hingerichtet, weil am Tage vor seiner Verurtheilung der Priester des Apollo das sogenannte heilige Schiff bekränzt hatte, welches die Athenienser jährlich mit großen Feierlichkeiten und ansehnlichen Geschenken nach Delos schickten, um dem Apollo für die glückliche Errettung des Theseus und seiner Gefährten (§. 26.) zu danken. Von dem Augenblicke dieser Bekränzung des heiligen Schiffes an, bis auf dessen Rückkehr, feierten die Athenienser ein allgemeines Entsündigungsfest, und durften sich daher nicht mit dem Blute eines Verurtheilten beflecken. Während dieser Zeit ward Sokrates von seinen Schülern sehr fleißig besucht und er unterhielt sich mit ihnen über wichtige Gegenstände, besonders über die Fortdauer des Menschen nach dem Tode. Den letzten Morgen seines Lebens kamen sämtliche Schüler zu ihrem geliebten Lehrer, welchem man nun die Fesseln abgenommen hatte. Er tröstete sie mit der Aussicht auf ein künftiges Leben. Die Todesstunde rückte heran. Es war kurz vor Untergang der Sonne. Ein obrigkeitlicher Diener kündigte dem Sokrates an, daß es nun Zeit sey, den Gifttrank, welcher aus dem Safte des Schierlings bereitet war, zu

---

Gattin, Xantippe, vorbringen. Er kann dieß auch wohl gegen Beide gesagt haben.

nehmen. Sokrates zögerte nicht. Er fragte den, welcher ihm den Schierlingsbecher überreichte, was er noch etwa dabei zu thun hätte. Nichts, erwiederte dieser, als nach dem Trinken auf- und abzugehen, bis die Füße schwer werden; alsdenn könne er sich niederlegen. Sokrates nahm den Becher mit Fassung, leerte ihn schnell aus und beruhigte seine klagenden Freunde. Einige Zeit nachher sprach er zu Kriton: „Dem Aeskulap sind wir noch einen Hahn schuldig. Den bringt ihm. Ich genese!“ Es war nämlich gewöhnlich, daß die Genesenden dem Aeskulap, als dem Gott der Heilkunde (§. 29.), einen Hahn oferten. Sokrates sahe also seinen Tod als eine Genesung an. Kriton versprach dieses Opfer zu besorgen. Bald darauf antwortete Sokrates nicht mehr auf die an ihn gerichteten Fragen. Sanft, wie das Leben dieses Weisen war auch sein Ende. Er starb etwa 400 Jahr vor Chr. Geburt.

Das häusliche Leben des Sokrates war nicht das freundlichste; denn seine Gattin, Xantippe, war eine Frau von heftigen Gemüthsbewegungen, welche ihrem Gatten oft sehr unartig begegnete, obwohl in den Schilderungen von ihrer Bösartigkeit vieles übertrieben seyn mag, und mehrere, als Beleg ihrer Unarten angeführte, Anekdoten bei spätern, eben nicht sehr glaubwürdigen, Geschichtschreibern vorkommen. Daß es dieser Frau nicht an allen häuslichen Tugenden fehlte, sieht man aus der Schilderung, welche ihr Gatte selbst von ihr macht, und wobei er besonders der zärtlichen Sorgfalt gegen ihren Sohn, Lampokris, in den Denkwürdigkeiten des Sokrates, welche sein Schüler, Xenophon, aufgezeichnet hat, rühmliche Erwäh-

nung thut. Sokrates ermahnte daher auch seine Kinder, ihrer Mutter zu gehorchen.

Welche Bewandtniß es mit dem sogenannten Genius des Sokrates habe, dessen hie und da Erwähnung geschieht, läßt sich nicht mit Gewißheit angeben. Sokrates soll oft selbst von seinem Genius gesprochen haben. Vielleicht verstand er darunter ein oft glücklich treffendes Ahnungs- oder Vorhersehungsvermögen. Wenn man übrigens von einem sokratischen Male, von einem sokratischen Becher spricht: so versteht man nichts anders darunter, als eine ausgewählte Tischgesellschaft, bei welcher Frugalität und Heiterkeit, die besonders durch lehrreich unterhaltende Gespräche herbeigeführt wird, herrschend ist.

Griechische Weisheitlehrer nach Sokrates.

Der Geist der Lehren des Sokrates wurde durch mehrere von ihm gebildete Männer fortgepflanzt. Unter diesen ist Plato vorzüglich merkwürdig, welcher auch die letzten Stunden seines Lehrers, oder den Geist der Unterredungen, welche Sokrates mit seinen Schülern im Gefängnisse hielt, in einem Gespräche, unter dem Titel Phädon, niedergeschrieben hat. Plato war 8 Jahre lang Sokrates Begleiter. Dann ging er nach Großgriechenland, um die pythagoräischen Lehren besser kennen zu lernen. Von hier nach Aegypten. Nach seiner Rückkehr fing er an, zu Athen in der Akademie, einem Gymnasium vor der Stadt, nach dem Namen seines ersten Besitzers so genannt — wo Plato einen Garten hatte — zu lehren. Die dialogische Schreibart ward durch ihn besonders verpollkommnet. Aus einigen, theils verkehrt gedeuteten, theils unrich-

tig auf das Christenthum angewandten, Lehren des Plato ging einige Jahrhunderte nach Chr. die sogenannte neuplatonische Philosophie hervor. Unter andern Schriften, welche von Plato herrühren, führt auch eine den Titel: Republik. Er entwirft darin ein Ideal einer republikanischen Verfassung. Da aber die Ausführung dieser Ideen kaum möglich seyn dürfte: so bezeichnet man sehr oft einen schönen idealischen Entwurf, der aber der Ausführung ermangelt, mit dem Namen einer platonischen Republik *).

Gegen 400 Jahr vor Chr. Geb. lebte Diogenes von Sinope, der auch zuweilen der weise Hund genannt wird. Er gehörte zu der Klasse von Philosophen, welche unter dem Namen der Cyniker bekannt sind, — einen Namen, den man noch jetzt zuweilen braucht, um eine gewisse äußre Rohheit, oder Vernachläßigung der feinern äußern Sitten damit zu bezeichnen —. Diogenes gesammte Habseligkeiten bestanden aus einem Mantel, einem Stabe und einem Ringe, in welchem er einen hölzernen Becher trug. Als er aber einmal einen Knaben aus der hohlen Hand trinken sah, warf er seinen Becher weg. Die Alten haben uns eine Menge echtlakonischer Antworten und Aeußerungen aufbehalten, welche von Diogenes herrühren sollen. Er starb als Sklav, der die Erziehung der Kinder seines Herrn besorgte, von seinen Zöglingen sehr bedauert **). Man erzählt unter andern von ihm, er sey einst am Tage mit der Laterne über die Straße

---

*) Denkspr. I. 955. u. 1022. stehen einige Aussprüche von Plato.

**) Jugendz. 1806. St. 30.

gelaufen und habe auf die Frage: was er suche, geantwortet: Menschen. Ob alle einzelne Anekdoten, die man von ihm aufbehalten hat, historisch wahr sind, läßt sich nicht mit Gewißheit sagen (§. 31.).

Sein Zeitgenosse, Aristipp, strebte auch nach vollkommner Freiheit von Außendingen. Allein er war abwechsend bald arm, bald reich, und in der Armuth nicht weniger froh, als beim Reichthume. Als er einmal auf einer seiner Reisen bemerkte, daß sein Sklave fast unter der Last des Geldes erlag, welches er zu tragen hatte, hieß er ihn es von sich werfen.

Unter den spätern philosophischen Schulen der Griechen dürfen die Stoiker und Epikuräer hier nicht mit gänzlichem Stillschweigen übergangen werden, weil ihr Name nicht selten in der täglichen Umgangssprache erwähnt wird.

Zeno, welcher etwa 261 vor Chr. Geb. lebte, stiftete diejenige philosophische Schule, welche die stoische heißt. In Athen war eine öffentliche, mit Gemälden und Statüen ausgeschmückte, Halle, welche den Namen Stoa führte. Hier lehrte Zeno; und von diesem Lehrplatze haben seine Anhänger ihren Namen. Die Frage, welche mehrere Weise beschäftigte, worin nämlich das höchste Gut zu setzen sey, d. h. Dasjenige, was von den Menschen vor allen andern erstrebt zu werden verdiene, beschäftigte auch den Geist des Zeno. Er nahm an, das höchste Gut sey die Stärke der Seele, bei welcher man alle Annehmlichkeiten des Lebens entbehren könne. Noch jetzt nennt man daher denjenigen einen Stoiker, der eine auffallende Gleichgültigkeit gegen Schmerz und Unannehmlichkeiten aller Art zu erkennen giebt.

Die epikureische Schule, deren auch Apostgesch. 17, 18. Erwähnung geschieht, stiftete Epikur, welcher 271 J. vor Chr. Geb. starb. Er setzte das höchste Gut in ein fröhliches Herz. Schmerzlosigkeit ist ihm das letzte Ziel alles Strebens. Seine Anhänger setzten zum Theil, aus Mißdeutung seiner Grundsätze, ihr höchstes Gut in sinnlichen Genuß. Daher die Ausdrücke: Epikuräer, epikuräische Lebensweise, nicht in der besten Bedeutung genommen werden.

Fortschritte der Griechen in Künsten.

a) in der Redekunst.

Einer der berühmtesten Redner unter den Griechen ist Demosthenes, welcher 313 vor Chr. Geb. starb. Er ist unter andern auch darum merkwürdig, weil er durch anhaltenden Kampf ein Hinderniß der Redekunst, das ihm die Natur in den Weg zu legen schien, glücklich besiegte. Demosthenes konnte nämlich den Buchstaben R nicht aussprechen. Er ging deshalb in die Nähe des brausenden Meeres, nahm kleine Steinchen in den Mund und strengte sich an, diesen Buchstabenton so laut hervorzubringen, daß er auch mitten unter dem Brausen des Meeres vernehmlich war. Sowohl durch diese, als durch andre Uebungen, erreichte er seinen Zweck, und wurde einer der berühmtesten Redner, dessen Reden noch jetzt, nach Verlauf vieler Jahrhunderte, als Meisterstücke der Beredsamkeit bewundert werden.

b) Bildhauerkunst.

In der Bildhauerkunst brachten es die Griechen am weitesten. Mit Phidias (etwa 430 J. vor Chr.)

begann die blühende Epoche des erhabenen Stils in dieser Kunst. Er brachte die Kunst zu dem hohen Stil, durch welchen der Umriß der Formen Wahrheit, Kraft und Ebenmaaß erhielt. Sein Meisterstück war die ungeheuer große Bildsäule des olympischen Jupiters, (die im Tempel dieses Gottes zu Olympia stand). Von dieser Zeit an stieg die Bildhauerkunst, in einem Zeitraume von 150 Jahren, zur höchsten Vollkommenheit, bis auf Praxiteles und Lysipp. Praxiteles (gegen 364 vor Chr.) erhob diese Kunst auf ihren höchsten Gipfel, durch den Gebrauch der sogenannten wellenförmigen Linie. Eine Venus im Tempel zu Knidos war sein Meisterstück. Lysipp, der etwas später lebte, hatte den Einfall, einen Berg zur Bildsäule Alexanders (§. 31.) zu bearbeiten; der Gipfel des Berges sollte den Kopf und die Bäume sollten die Haare vorstellen; in der einen Hand sollte diese Statüe eine Stadt und in der andern einen Fluß halten.

c) Malerkunst.

Berühmte Maler dieses Zeitalters waren:

Zeuxis, von Heraclea in Unteritalien, der ums J. 400 vor Chr. lebte. Sein Lehrer hieß Apollodorus, welcher sich zuerst des Pinsels bedient haben soll, da man vorher einen Schwamm brauchte; Parrhasius, von Ephesus, welcher zuerst Symmetrie in die Malerei brachte, oder wenigstens seine Vorgänger in diesem Punkte übertraf; Apelles, welcher etwas später lebte. Dieser wagte zuerst, solche Gegenstände, deren Darstellung schwer ist, z. B. Lichtstrahlen, Flammen, Gewitter ꝛc. zu malen. Man erzählt von diesen Malern

eine Menge Anekdoten *). Zeuxis und Parrhasius wetteiferten um den Vorzug. Zeuxis malte Weintrauben; und die Vögel flogen nach denselben. Parrhasius brachte ein Stück hervor, welches mit einem dünnen Zeuge, wie mit einem Vorhange überzogen war. „Zieh doch den Vorhang weg!“ sagte Zeuxis. Aber der Vorhang selbst war das Gemälde. Dieser täuschte also nicht Vögel, sondern selbst einen großen Künstler.

Allmäliger Sturz Griechenlands.

Durch persische Schätze veranlaßte Weichlichkeit, gegenseitige Eifersucht der verschiedenen griechischen Staaten, Uebermuth des mächtigern unter ihnen, besonders aber Mangel an sittlich religiöser Volksbildung, führten den Verfall des so berühmten Volks der Griechen immer mehr herbei. Phocion, ein berühmter Athenienser, der etwa viertehalbhundert Jahr vor Christus lebte und seinem Vaterlande als Staatsmann und Feldherr wesentliche Dienste geleistet hatte, mußte in seinem 80sten Jahre den Giftbecher trinken, weil er glaubte, daß die Volksregierung (Demokratie) nicht mehr für die verdorbenen Athenienser passe und daher die Vornehmen (aristokratische Partei) begünstigte.

§. 31.

Macedonien.

Macedonien (in der heutigen europäischen Türkei, über Griechenland hinaus,) war lange Zeit eine persische Provinz, wurde aber unter seinem Könige, Phi-

*) Galletti kleine Weltgeschichte 2. Th. S. 271.

lipp, mächtig (360 vor Chr.). Unter den verschiedenen griechischen Staaten herrschte damals große Uneinigkeit. Philipp suchte diese feindselige Stimmung zu unterhalten und zu seinem Vortheil zu benutzen. Es gelang ihm auch, im Jahr 337 vor Chr. das feste Griechenland zu besiegen; nur Sparta erhielt sich frei von der macedonischen Herrschaft. Die Griechen ernannten, auf einer Nationalversammlung zu Korinth, den macedonischen König zu ihrem gemeinschaftlichen Oberfeldherrn, unter dessen Anführung die Perser bekriegt werden sollten. Allein durch Pausanias, welchen die Perser bestochen hatten, wurde Philipp ermordet. Ihm folgte sein Sohn, Alexander *), welcher nachher den Beinamen des Großen erhielt. Alexander ward im J. 336 vor Chr. Geb., gerade in der Nacht, als der prächtige Dianentempel zu Ephesus in Flammen aufging (§. 27.), geboren. Er genoß eine gute Erziehung. Einer der berühmtesten und tiefsinnigsten Philosophen, Aristoteles, ein Schüler des Plato, leitete den Unterricht des macedonischen Prinzen. Schon als Knabe zeigte Alexander kühnen Muth. Ein kostbares Pferd, das Niemand, wegen seiner Unbändigkeit, besteigen konnte, wußte Alexander, der es so stellte, daß es seinen Schatten nicht sehen konnte, zu bändigen. Aber auch Ruhmsucht und Stolz regten sich schon in dem Knaben. „Ach! rief er bei der Nachricht von den Siegen seines Vaters, mein Vater wird mir nichts zu thun übrig lassen.“ Homer's Gesänge (§. 26.), von welchen sein Lehrer für ihn

*) S. Taschenbuch für die Jugend. Jahrgang 1812. S. 1. ff.

eine Ausgabe besorgt hatte, trug er beständig bei sich und hatte sie des Nachts, in einer goldnen Kapsel, unter seinem Kopfkissen liegen. In einem Alter von 20 Jahren bestieg er den Thron (336 — 323 vor Chr.) und schien ein höheres Ziel, als das eines bloßen Eroberers, zu haben. Er bestrafte nicht nur die Mörder seines Vaters, sondern unterdrückte auch sehr schnell die, nach des Vaters Tode in den eroberten Ländern ausgebrochenen, Unruhen und bewies dadurch seine nicht geringen Regierungskenntnisse. Nach hergestellter Ruhe eilte er nach Korinth und ward, wie sein Vater, als Oberfeldherr der Griechen bestätigt, um einen Zug gegen die Perser anzutreten *). Alexander's Plan ging dahin, das große persische Reich zu zerstören, und soweit in Asien einzudringen, als noch kein Grieche gekommen war. Man kannte nämlich damals noch bei weitem nicht ganz Asien, sondern man stand vielmehr in der Meinung, der Indus flösse nicht weit von dem Ost-Ende der Erde. Nächstdem wollte Alexander auch die mittägigen Gegenden der Erde, Afrika, erobern. Ueber Persien regierte damals Darius Kodomannus. Dieser wurde von den Macedoniern mehrere Male geschlagen. Nach der ersten Schlacht löste

---

*) Man erzählt, daß Alexander auch bei dieser Gelegenheit Bekanntschaft mit dem Philosophen Diogenes (§. 30.) gemacht habe. Alexander soll ihn in einem Fasse sitzend gefunden und ihn veranlaßt haben, sich von ihm eine Gnade auszubitten. Diogenes erwiederte darauf: Geh mir aus der Sonne! Als Alexander gefragt wurde, was er von diesem Philosophen halte, soll er geäußert haben: wäre ich nicht Alexander: so möchte ich Diogenes seyn.

Alexander zu Gordium den Gordischen Knoten. Da dieser Knoten und dessen Lösung sprichwörtlich geworden ist, indem man eine schwierige Aufgabe einen gordischen Knoten zu nennen pflegt: so scheint es nicht überflüßig zu seyn, hier die Sage zu erwähnen, die man über diesen Knoten hat. Die Phrygier wurden — so erzählt man — durch ein Orakel angewiesen, denjenigen, welchen sie zuerst auf einem Wagen nach dem Tempel des Jupiters würden fahren sehen, zu ihrem Könige zu wählen. Sie trafen auf den Gordius, einen ihrer Landsleute, von geringer Abkunft, und hoben ihn auf den Thron. Sein Wagen ward in dem Tempel aufbewahrt. An diesem merkwürdigen Wagen war der Knoten, welcher das Joch an die Deichsel befestigte, so geschickt geknüpft, daß sich das Gerücht verbreitete, derjenige, welcher ihn aufzuknüpfen im Stande wäre, würde Beherrscher von ganz Asien werden. Alexander löste den Knoten ganz leicht, indem er erst den Nagel, durch welchen die Deichsel an dem Vorderwagen befestigt war, und hernach die Vorderräder herauszog. — Während Alexander in Persien Krieg führte, eroberte einer seiner Generale Syrien. Auch Judäa und Aegypten unterwarf sich dem macedonischen Scepter im J. 331 vor Chr. Alexander wollte den Orient und Occident durch die Bande des Handels, durch gleiche Kultur und durch Verschmelzung der herrschenden Völker verbinden. Zu dem Ende legte er die, in der Folge durch seine Akademie der Wissenschaften so berühmt gewordene, Stadt Alexandrien in Aegypten, an dem dazu passendsten Flecke, an; er stiftete auch eine Kriegsschule von mehrern tausend Jünglingen aus allen den Nationen, welche er

besiegt hatte. Nach einer neuen Schlacht mit den Persern ward Darius von einem seiner Stadthalter ermordet. In Persepolis (der Hauptstadt Persiens) soll Alexander an 250 Millionen Thaler erbeutet haben; eine so große Beute, wie sie in der ganzen Geschichte nicht wieder vorkommt. Alle phönizische Städte unterwarfen sich ihm. Nur das blühende Tyrus that dieß nicht; darum zerstörte er diese bedeutende Stadt; und ob sie gleich wieder aufgebaut wurde: so zog sich doch seit dieser Zeit der wichtigste Handel nach Alexandrien. Auch die Scythen machte sich Alexander unterwürfig, und durch sie verstärkt, trat er den Zug nach Indien an. Allein ein Aufstand der Armee nöthigte ihn zur Rückkehr. Er starb 324 vor Chr. zu Babylon, von wo aus er sein großes Reich regieren wollte, in einem Alter von noch nicht 33 Jahren, zu früh für die Ausführung seiner großen Plane und zu spät für die, welche durch ihn Vermögen und Freiheit verloren hatten. Anfangs bewies er sich als Sieger gerecht, mitleidig und herablassend; aber bald wurde er stolz, grausam, durch Schmeichler verleitet, sich für einen Gott zu halten, und überließ sich der Trunkenheit.

Durch die Griechen, welche Alexander nach Asien geführt hatte, kamen griechische Wissenschaften, Künste und Kultur in diesen Erdtheil, und die griechische Sprache ward die herrschende in Vorderasien und in Aegypten.

Bei Gelegenheit der Siege Alexanders kam auch zuerst der Aprikosenbaum (von apricus so genannt, weil diese Früchte nur auf der Sonnenseite roth werden,) aus Armenien nach Griechenland und Epirus,

von wo aus ihn die Römer nach Italien (etwa 30 bis 40 J. vor Chr. Geb.) verpflanzten. Daher wurden die Aprikosen auch armenische Aepfel genannt.

Nach Alexanders Tode geriethen dessen Generale und Minister in einen Krieg, welcher 23 Jahre lang dauerte. Während dieser Unruhen ließ Einer Alexanders Mutter hinrichten und dessen Sohn und Gemalin meuchelmörderisch umbringen. Einigen dieser Generale und Statthalter gelang es, sich in die große Monarchie Alexanders zu theilen. Unter den Staaten, welche sich aus der Dynastie Alexanders bildeten, waren das syrische Reich, unter Seleukus, und das ägyptische, unter Ptolomäus, die mächtigsten. Von den Syrern fielen die Parther ab und wurden die herrschende Nation in Mittelasien. Allein nach Verlauf von etwa 150 Jahren (im J. 148 vor Chr.) wurden alle diese Länder, Aegypten, Syrien, Macedonien und die griechischen Freistaaten, Provinzen des römischen Reichs.

§. 32.

Römer.

Neben den auswärtigen Kriegen, welche Rom mit seinen Nachbaren zu führen hatte, gab es auch im Innern, zwischen dem Volke (den Plebejern) und Vornehmen (Patriziern §. 28.), oft harte Kämpfe. Das Volk weigerte sich, in den Krieg mit zu ziehen und forderte Sprecher oder Tribunen. Man gab ihm fünf Tribunen, welche über die Volksrechte wachten und jeden, für das Volk nachtheiligen, Beschluß des Senats durch das einzige Wörtchen: veto (ich verbiete!) ungültig machten (490 vor Chr.). Später, im J.

366, ward die völlige Gleichheit der Patrizier und Plebejer dadurch festgesetzt, daß jedesmal ein Konsul aus den Plebejern gewählt werden sollte. — Seit Gründung des römischen Staats war bereits eine geraume Zeit verflossen, und noch hatten die Römer kein Gesetzbuch. Die Könige hatten streitige Fälle nach den natürlichen Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit entschieden. Nach Aufhebung der königlichen Regierung wurden die Verordnungen der Könige als hergebrachte Gewohnheiten beibehalten, und auch die Konsuln entschieden in den meisten Fällen nach Gutdünken. Um indessen der Willkür keinen zu großen Spielraum zu lassen, vereinigte man sich endlich, im Jahr 450 vor Chr., Gesandte nach den griechischen Staaten zu schicken, welche dort Materialien zu Gesetzen sammeln sollten. Eine Kommission von zehn Männern (Decemviri), die man mit obrigkeitlichem Ansehn versah, wurde dazu niedergesetzt. So lange die Geschäfte der Gesetzkommission dauerten, hörte die Gewalt aller übrigen Magistratspersonen auf. Die, von diesen zehn Männern gesammelten, Gesetze wurden auf zehn Tafeln eingegraben und zu Jedermanns Prüfung öffentlich ausgestellt. Da man aber noch Zusätze für nöthig hielt: so wurden durch eine andre Kommission, welche ebenfalls aus zehn Männern bestand, noch zwei Tafeln mit Gesetzen hinzugefügt. Sämmtliche Gesetze grub man nun auf zwölf eherne Tafeln und stellte sie aus. Diese Gesetze der zwölf Tafeln — so hießen sie — blieben in der Folge stets die Grundlage des römischen Rechts, obgleich von Zeit zu Zeit Veränderungen darin vorgenommen wurden. Nach diesen Gesetzen hatte z. B. jeder Vater unumschränktes Recht über seine Kinder; jeder

mißgestaltete Knabe sollte sogleich nach seiner Geburt umgebracht und jeder nächtliche Dieb getödtet werden; keinen Todten durfte man in der Stadt begraben. In den frühsten Zeiten begruben die Römer ihre Todten; späterhin, in den letzten Zeiten ihrer republikanischen Verfassung, vertauschten sie die Gewohnheit des Begrabens mit dem, auch bei mehrern andern Völkern üblichen, Gebrauche des Verbrennens der Leichen. Vor Einführung der Zwölftafelgesetze scheinen die Römer ihre Todten in ihren Häusern begraben zu haben. Nachher aber gab es öffentliche und Privatbegräbnißplätze; die letztern waren entweder auf dem Felde oder in Gärten, meistentheils an den Landstraßen. Die öffentlichen Begräbnißplätze großer Männer waren gewöhnlich auf dem Marsgefilde; die des ärmern Theils vor einem Thore. In der Folge bauten sich vornehme Römer noch bei ihren Lebzeiten Grabmäler, welche von dem Grabmale des Königs in Karien, Mausolus, den Namen der Mausoleen führen.

Merkwürdige Kriege der Römer.

Die römische Republik erweiterte sich immer mehr und drohte, das ganze südliche Italien zu unterjochen.

Krieg mit den Galliern.

Schon mehrmals waren die kühnen Gallier (§. 33.) über die Alpen gekommen. Gegen 390 vor Chr. Geb. belagerten sie eine hetruriſche Stadt, für welche sich die Römer durch zwei Gesandte verwendeten. Da aber diese die Absicht ihres Auftrages nicht erreichten: so standen sie den Hetruriern im Gefechte bei und tödteten einen Anführer der Gallier. Die Gallier foderten

von den Römern die Auslieferung dieser beiden Männer. Da ihnen aber diese verweigert wird: so rücken sie vor und belagern die Stadt — so ward Rom schlechthin genannt —. Die Einwohner waren aufs Land oder auf das Kapitol (einen befestigten Berg, wo Jupiters Tempel stand) geflohen. Beinahe — so erzählt die Sage — wäre es den Galliern gelungen, den Felsen des Kapitols zu erklimmen, wenn nicht das Schnattern einiger Gänse, welche der Juno geheiligt waren, den tapfern Manlius geweckt hätte, welcher, unterstützt von den Römern, die Feinde zurückstieß. Schon war man mit dem Heerführer der Gallier, Brennus, des Abzugs wegen einig geworden, indem man ihm ein bestimmtes Gewicht Gold verwilligt hatte. Als das Gold abgewogen ward, beschwerten sich die Römer über das zu schwere Gewicht der Gallier. „Weh den Ueberwundenen!“ rief der wilde Brennus, und warf noch sein Schwert in die Seite der Wagschale, wo das Gewicht lag. In dem Augenblicke kommt ein tapferer Römer, Kamillus, der sich selbst, wegen früher erlittener Kränkungen, aus Rom verbannt und den man zu Hülfe gerufen hatte. „Nicht mit Golde,“ rief er, „sondern mit Eisen kaufen sich die Römer los.“ Glücklich trieb er die Feinde vom Kapitol, schlug sie den folgenden Tag und befreite Rom von diesen Feinden. Inzwischen war doch die Stadt zerstört worden, nachdem sie 363 Jahr gestanden hatte. Sie wurde aber bald nachher wieder aufgebaut.

Krieg mit dem Pyrrhus.

An dem Meerbusen von Tarent lag eine berühmte Handelsstadt gleiches Namens, welche die Lacedämo-

nier gegründet hatten. Die, durch Schwelgerei verweichlichten, Einwohner sahen, daß sie ohne fremden Beistand dem tapfern Heldenvolke nicht würden widerstehen können. Sie riefen daher den, durch seine Kriegsthaten berühmten, König von Epirus, mit Namen Pyrrhus, zu Hülfe (280 vor Chr.). An diesem Griechen, welcher von den größten Generalen Alexanders in der Kriegskunst gebildet worden war, fanden die Römer einen gefährlichen Feind. Er erschien mit 25,000 Mann geübter Krieger und mit 20 Elephanten. Bevor er zu gewaltsamen Maaßregeln schritt, suchte er den Frieden zwischen Rom und Tarent zu vermitteln. Allein die Römer verwarfen die Unterhandlungen; und so kam es zum Treffen. Durch Pyrrhus Elephanten, die auf ihren Rücken Thürme trugen, aus welchen Soldaten fochten, wurden die Pferde der Römer scheu gemacht, und die Römer selbst erlitten eine ungewohnte Niederlage. 1500 Mann von ihnen sollen geblieben und 1800 Mann gefangen worden seyn. Pyrrhus, dessen Verlust ebenfalls nicht gering war, ließ die gebliebenen Römer begraben und behandelte ihre Gefangenen mit griechischer Artigkeit. Indem er weiter vorrückte, ließ er den Römern nochmals Friedensanträge thun, welche aber wieder nicht angenommen wurden. Einige Tage nachher schickten inzwischen die Römer einen ihrer Landsleute, Fabricius, ab, welcher mit dem Könige Pyrrhus, wegen Auslösung der gefangenen Römer, unterhandeln sollte. Pyrrhus nahm diesen alten, ehrwürdigen römischen Senator sehr wohlwollend auf und bot ihm, zum Zeichen seiner Hochachtung, ein Geschenk an, welches aber Fabricius, ob er gleich sehr arm war, doch ausschlug.

Den folgenden Tag, als Fabricius wieder vor Pyrrhus erschien, ließ dieser einen, hinter einer Tapetenwand versteckten, Elephanten hervortreten. Dieses Thier schwang brüllend seinen Rüssel über dem Römer hinweg. Fabricius blieb unerschrocken und sagte: so wenig mich gestern dein Geld reizte, eben so wenig schreckt mich heute der Elephant. Mit Bewundrung entließ ihn Pyrrhus und erlaubte den Gefangenen, zu dem damals einfallenden Saturnalienfeste nach Rom zu gehen; sie mußten ihm aber versprechen, nach beendigter Feier wieder in die Gefangenschaft zurückzukehren. Sie gaben und hielten auch dieses Versprechen. In den folgenden Jahren, 279 und 278 vor Chr., wurden abermals zwischen den Römern und Pyrrhus Treffen geliefert. In dem letztern Jahre kommandirte Fabricius die Römer. Der Leibarzt des Pyrrhus erbot sich in einem Schreiben an den römischen Feldherrn, gegen eine angemessene Belohnung, seinen König zu vergiften. Fabricius schickte diesen Brief an den Pyrrhus. Nachdem der König dieses Schreiben gelesen hatte, soll er geäußert haben: Eher könnte die Sonne von ihrem Laufe, als dieser Römer von dem Wege der Rechtschaffenheit abgelenkt werden. Pyrrhus ließ den Arzt hinrichten und den Römern schenkte er zur Dankbarkeit ihre Gefangenen. Die wiederholten Friedensvorschläge, welche er thun ließ, wurden wieder abgelehnt; nur dann erst wollten die Römer darauf eingehen, wenn Pyrrhus mit seinem Heere Italien verlassen haben würde. Für die ausgelieferten Gefangenen schickten sie ihm eben soviel Gefangene von seinen Leuten zurück. Pyrrhus scheute ein drittes Treffen. Glücklicherweise riefen ihn die Sicilianer zur Hülfe. Er

ließ in Tarent eine Besatzung zurück, und ging nach Sicilien. Da er aber auch hier seinen Zweck nicht erreichte: so kehrte er wieder zu den Tarentinern zurück. Es kam abermals zu einem Treffen, in welchem er geschlagen wurde. Durch die Pechkränze, welche die Römer unter Pyrrhus Elephanten warfen, wurden diese Thiere wild, und stürzten auf ihre eigne Herren. Aus der beträchtlichen Beute, welche die Römer in Tarent machten, schlugen sie ihre ersten Silbermünzen (§. 28.). Die Tarentiner ergaben sich; und ihrem Beispiele folgten die übrigen Völker Unteritaliens. Im Jahr 266. hatten die Römer die Eroberung Unteritaliens vollendet. Mittelitalien besaßen sie schon; und Oberitalien gehörte den Galliern. Die Waffen der Römer waren damals lange hölzerne Pfeile mit langen eisernen Spitzen; ein Spieß mit krummer Spitze, und ein Schwert. Durch den Schild suchten sie sich zu schützen. In dem tarentinischen Kriege hatten die Römer zwar Manches gelernt; aber von Künsten und Wissenschaften fanden sich damals unter ihnen noch keine Spuren.

Die punischen Kriege.

Karthago (§. 23.) Tyrus Pflanzstadt auf der Nordküste Afrika's, war anfangs eine kleine und unbedeutende Stadt; aber durch seine ausgedehnte Handlung war sie so mächtig geworden, daß sie auf dem westlichen Theile des Mittelmeeres herrschte. Die Karthaginenser (Kathager) hatten sich nicht nur des afrikanischen Gebiets, das in ihrer Nähe lag, bemächtigt, sondern sie legten auch Kolonieen, theils auf der afrikanischen Küste, theils

auf vielen Inseln des Mittelmeeres und in Spanien an. Ihnen gehörten die balearischen Inseln, Majorka, Minorka, die Insel Korsika und Malta; Sardinien. Auch auf Sicilien hatten sie Pflanzstädte. Die Flotten der Karthager waren ihre sichersten Stützen. Ihre Verfassung war republikanisch. In Karthago herrschte große Roheit der Sitten; Feldherren, welche unglücklich gestritten hatten, wurden gekreuzigt; bei Staatsunfällen legte man mehrere hundert Knaben in die glühenden Arme des Götzen Molochs. Drei Mal kämpfte Karthago mit Rom, und ward endlich, 150 Jahr vor Chr. Geb., überwunden. Diese Kriege der Römer mit den Karthaginensern hießen die punischen Kriege, weil die Karthaginenser, wegen ihrer phönizischen Abkunft, auch Pönier oder Punier genannt wurden.

Erster punischer Krieg
(von 264—241 vor Chr. Geb. 23 Jahr).

Die Veranlassung zu dem ersten punischen Kriege war folgende: In Sicilien (es war in mehrere kleine Staaten getheilt, unter welchen Syrakus der wichtigste war, dessen sich endlich Dionysius bemächtigte), hatten die Karthager auch Besitzungen. Römische Miethsoldaten besetzten Messana (Messina) mit Gewalt, und ließen sich dort grobe Widerrechtlichkeiten zu Schulden kommen. Die Sicilianer darüber aufgebracht, suchten es dahin zu bringen, daß die Römer fast die Stadt hätten verlassen müssen. Nun kamen Karthager, unter dem Vorgeben, den Römern zu helfen, nach Messana. Die dort befindlichen römischen Soldaten baten, daß man ihnen von Rom aus zu Hülfe kommen möchte. Die Römer setzten auf Bretern nach Sicilien, und eroberten

fast die ganze Insel. Sie bauten darauf, nach dem Muster eines gestrandeten karthaginensischen Kriegsschiffs, in einer Zeit von 60 Tagen ihre erste Flotte, die aus 120 Schiffen bestand, und erfochten im Jahr 260 vor Chr. Geb. den ersten Seesieg. Dem römischen Feldherrn Duilius, unter dessen Kommando dieser Sieg erfochten worden war, ward nicht nur auf dem Forum eine Ehrensäule gesetzt, sondern er wurde auch, so oft er Abends von einem Gastmale nach Hause ging, mit Musik und Fackeln begleitet. Nachdem die Römer erst Sicilien hatten, wurde es ihnen nun leicht, auch Sardinien und Korsika zu erobern. Der römische Feldherr Regulus, welcher nach Afrika übersetzte, siegte anfangs, und stand schon vor den Thoren Karthago's; allein durch griechische Miethsoldaten, die indeß landeten, — denn die Karthager waren gute Handelsleute, aber keine Soldaten — ward er geschlagen und gefangen, 254 vor Chr. Geb. In dem nächst darauf folgenden Jahre verloren die Römer mehrere Flotten. Aber bald nachher erschienen sie mit neuen Flotten, und schlugen die Karthaginenser. Diese schickten nun den gefangnen Regulus nach Rom, daß er den Frieden auswirken sollte. Allein Regulus rieth seine Landsleute vom Frieden ab, und kehrte wieder in die karthaginensische Gefangenschaft zurück, wo er allerdings nicht die beste Behandlung erfahren haben mag, wenn auch das, was man von den, ihm zugefügten, Martern erzählt, übertrieben seyn mag. Mit einer Flotte von 200 neuen Schiffen, zu deren Ausrüstung Arme und Reiche beigetragen hatten, rückten die Römer wieder gegen die Karthaginenser aus, und es gelang ihnen, die karthaginensische Flotte gänzlich zu

schlagen. Nach den Friedensbedingungen, welche nun die Römer als Sieger festsetzten, mußten die Karthaginenser den Theil von Sicilien, welchen sie inne gehabt hatten, an die Römer abtreten, die gefangnen Römer ausliefern, und noch überdieß 2200 Talente (etwa 2½ Million Thaler nach unserm Gelde) an die Römer bezahlen, 241 vor Chr. Geb.

Doch nach dem Frieden nahmen die eroberungsüchtigen Römer noch Sardinien und Korsika weg. Die Karthager, auf Rache sinnend, gingen nach Spanien, und eroberten einen großen Theil dieses Landes. Da bei den Römern deshalb mancherlei Besorgnisse entstanden, so machten sie den Karthagern zur Bedingung, nicht über den Ebro zu gehen, und Sagunt nicht anzugreifen. Allein der karthaginensische Feldherr, Hannibal, kehrte sich nicht an diese Foderung der Römer, sondern belagerte Sagunt, dessen Einwohner, da sie sich nicht länger vertheidigen konnten, nicht nur ihre Stadt, sondern auch sich selbst mit ihren Weibern und Kindern verbrannten. So entstand ein neuer

Der zweite punische Krieg

(von 218—201. vor Chr. Geb.) welcher 17 Jahr dauerte.

In diesem Kriege spielte Hannibal, einer der größten Feldherrn, eine bedeutende Rolle. Er war im eigentlichsten Sinne des Worts ein geschworner Feind der Römer; denn schon als Knabe von noch nicht neun Jahren hatte er seinem Vater am Altare schwören müssen, lebenslang ein Feind der Römer zu seyn. Die Römer erwarteten eine karthaginensische Flotte. Allein diese erschien nicht, sondern Hannibal führte seine afrikanischen Soldaten, mit ihren Pferden und Elephanten,

über die wolkenhohen Gebirge Spaniens, über die Pyrenäen, welche Spanien von Gallien trennen. In 10 Tagen durchzog er Frankreich (Gallien), und stand am Fuße der, mit Schnee und Eis bedeckten, Alpen. Nach neun Tage langem Klettern erreichte er den Gipfel dieser Gebirge, unter unsäglichen Beschwerden und mit großem Verluste. Man denke sich Afrikaner, welche an glühende Hitze gewöhnt sind, in einer rauhen Jahreszeit — es war im Monat November, auf diesen Eis- und Schneegebirgen! Hierzu kamen noch wilde Räuberhorden, von welchen Hannibals Armee gepeinigt ward. Die Pferde mußten an den Händen geleitet werden, und diejenigen, welche ausglitschten, zogen mehrentheils ihre Führer mit sich in den Abgrund herunter. Auf der höchsten Alpenspitze mußte ein, beinahe zwei Stunden langer, Weg durch einen Fels gehauen werden. Auf dem, über die Wolken emporragenden, Gipfel der Alpen, auf diesen Schnee- und Eisfeldern, ließ Hannibal sein Heer zwei Tage ausruhen. Das Herabsteigen war fast noch schwieriger, als das Hinaufklettern. Viele stürzten dabei in die tiefsten Abgründe, und wurden in Lavinen — losgerissene und fortgewälzte ungeheure Schneebälle — vergraben. Von 59,000 Mann, mit welchen Hannibal aus Afrika ausmarschirt war, zählte er in Italien noch 26,000 Mann. Dessen ungeachtet schlug er im Winter des Jahres 218 zwei römische Heere. Der, im Frühlinge des folgenden Jahres unternommene, Marsch durch eine ganz überschwemmte Gegend, und die dabei unvermeidliche Erhitzung und Erkältung zog ihm zwar den Verlust eines Auges zu, brachte ihn aber auch in das Innere Italiens, wo er ein drittes römisches Heer besiegt. Schon

stand er im südlichen Italien; aber der römische Feldherr, Fabius Cunctator (der Zaudrer) — diesen Beinamen hat er eben daher erhalten — hielt ihn auf. Hannibal befand sich nämlich in einem, von Bergen umringten, Thale eingeschlossen. Fabius suchte durch die Stellung, welche er mit seinem Heere genommen hatte, zu bewirken, daß Hannibal diesen, für ihn äußerst unbequemen, Standort, in welchem er am Ende durch Hunger aufgerieben werden mußte, nicht verlassen könnte. Allein durch eine List rettete sich der kluge karthaginensische Feldherr aus dieser mißlichen Lage. Er ließ nämlich einer Anzahl von 2000 Ochsen Reißbündel an die Hörner binden, diese anzünden, und das brennende Ochsenheer gegen die Römer treiben. Dadurch geriethen die Römer in Unordnung, und Hannibal gewann Zeit, mit seinem Heere aus dem eingeschloßnen Raume zu entkommen. Hannibal, welcher darauf in der Nähe von Fabius Landgütern vorbei zog, befahl bei der Plünderung, welche er seinen Soldaten erlaubte, nur Fabius Güter zu schonen. Er erreichte auch die Absicht, welche er bei dieser Kriegeslist hatte. Die unzufriedenen römischen Soldaten glaubten, Fabius stände mit Hannibal im Einverständnisse, und ein Unterfeldherr, Minucius, theilte jetzt mit Fabius das Oberkommando. Aber, nach einer unglücklich abgelaufenen Schlacht, die Minucius im Jahr 216 aus Unbesonnenheit wagte, trat er es freiwillig wieder an Fabius ab. Hannibal hatte sich den Römern so furchtbar gemacht, daß selbst die Worte: Hannibal ist vor den Thoren (Hannibal ante portas), Schreckensworte für ihre Kinder waren. Allein dieser tapfre Feldherr wurde von seiner Nation nicht hinlänglich un-

terstützt, und sah sich daher genöthigt, bei andern Staaten Hülfe zu suchen. Er verband sich mit Sicilien und Macedonien, hatte nun aber das Unglück, mehrmals geschlagen zu werden. Die Römer eroberten Sicilien; auch Syrakus mußte sich ergeben, ungeachtet es sich tapfer vertheidigte. Damals lebte der berühmte Mechaniker, Archimedes. Daß dieser einen Brennspiegel erfunden habe, mit welchem die römische Flotte im Hafen von Syrakus angezündet werden konnte, ist zwar eine, jetzt widerlegte, Fabel; allein, daß er Wurfmaschinen von außerordentlicher Wirkung verfertigte, durch welche man Steine und Feuerkugeln auf die feindlichen Schiffe schleuderte, dieß ist glaubwürdiger. Als die Stadt den römischen Soldaten zur Plündrung Preis gegeben wurde, büßte dieser große Mathematiker (§. 35.) sein Leben ein. Indem er eben arithmetische Figuren auf Sand zeichnete, soll ihn ein, Beute suchender, gemeiner Soldat, der ihn nicht kannte, ermordet haben. Archimedes, in seiner Beschäftigung vertieft, soll dem, auf ihn zukommenden, Mörder noch die Worte zugerufen haben: Zertritt mir meine Zirkel nicht! —

Karthago schickte endlich nach langem Zögern Hülfstruppen; allein diese wurden schon unterwegs geschlagen (im J. 207). Spanien ging ebenfalls verloren. Der römische Feldherr, Scipio, eroberte es. Auch Hannibal, welchen man indessen im J. 202. zurückgerufen hatte, wurde von Scipio geschlagen, und die Karthaginenser sahen sich genöthigt, im J. 201. harte Friedensbedingungen einzugehen. Sie mußten nicht nur alle Kriegsschiffe bis auf zehen, verbrennen, sondern auch versprechen, keinen Krieg ohne Einwilligung der Römer anzufangen. Hannibal floh nach

Asien zum Könige, Antiochus. Diesen reizte er zu einem Kriege gegen die Römer, der aber unglücklich für ihn ablief. Hannibal floh nun zu einem bythinischen Könige. Als aber die Römer die Auslieferung dieses mächtigen Feindes verlangten, tödtete er sich selbst durch Gift, im Jahr 183. In demselben Jahre starb auch sein Sieger Scipio.

Driter punischer Krieg.

(149—146. vor Chr. Geb.)

Karthago erholte sich nach und nach wieder, und sein Handel fing wieder an zu blühen. Mit neidischen Augen bemerkten dieß die Römer. Der römische Bürger, Kato, einer der beredetsten und unbescholtensten Männer, konnte auch als Greis nicht vergessen, wie Hannibal vor 70 Jahren Rom bedroht hatte. Er fügte daher allen seinen Rathschlägen, sie mochten einen Gegenstand betreffen, welchen sie wollten, immer den Zusatz bei: Ueberdieß ist meine Meinung, daß Karthago zerstört werden soll. Und dazu fand sich auch bald Veranlassung. Ein König, dessen Besitzung in der Nachbarschaft des karthaginensischen Gebiets lag, nahm den Karthaginensern Land weg. Vermöge der Friedensartikel durften diese ohne Einwilligung der Römer keinen Krieg anfangen. Sie wandten sich also, um Hülfe bittend, an die Römer. Die Römer untersuchten und entschieden gegen Karthago. Durch diese Entscheidung wurde der erwähnte König noch übermüthiger. Die Karthaginenser greifen zu den Waffen, und werden geschlagen. Die Römer erklären dieß für Friedensbruch, und schicken ein Heer nach Sicilien. Karthago unterwirft Volk und Land. Dessen ungeachtet schiffen die

Römer nach Afrika, und verlangen von den Karthaginensern, daß sie die Waffen ausliefern sollen. Die Karthaginenser unterwerfen sich auch dieser Forderung. Als aber von Rom aus der Befehl kommt, daß Karthago geschleift werden, und die Einwohner sich mehre Meilen vom Meere entfernt anbauen sollten, wurden sie zur Verzweiflung gebracht. Sie trugen die Häuser ab, um Schiffe zu zimmern; aus allem vorhandenen Metall, aus den Grabzierden, den Schätzen der Tempel, den Pflugscharen, Sicheln, und allem entbehrliche Handwerkzeuge wurden Waffen geschmiedet. Alle Frauenzimmer schnitten ihre Haare ab, um Seile und Stricke für die Schiffe daraus zu flechten. Nachdem man den Karthaginensern zwei Hafen weggenommen hatte, gruben sie einen neuen. Zwei Jahre vertheidigen sie sich. Aber im dritten Jahre (146) wurde die Stadt erstürmt. Sechs Tage und sechs Nächte stritten die Karthaginenser am Ufer und von den obern Gassen für die offene Stadt. Doch alle diese Anstrengungen waren fruchtlos. Scipio, welcher daher den Beinamen Africanus hat, eroberte und zerstörte Karthago. Siebzehn Tage brannte die Stadt. Von den 700,000 Einwohnern wurde der größte Theil durch das feindliche Schwert, oder durch Feuer hingerafft; die am Leben gebliebenen wurden als Sklaven verkauft, und das karthaginensische Gebiet ward, unter dem Namen Afrika, eine römische Provinz.

Wegen Karthago's Zerstörung ward in Rom ein prachtvoller Siegseinzug oder Triumph gefeiert. Bei den Römern fanden nämlich mehrere militärische Belohnungen statt, als: Kronen aus Eichenlaub, Gold und Gras. Die Bürgerkrone, die gewöhnlich aus

Eichenlaub bestand, und demjenigen Soldaten zuerkannt wurde, welcher einem römischen Bürger das Leben gerettet, den Feind getödtet und während des Streits seinen Posten behauptet hatte, wurde lebenslang getragen, und die Aeltern des Mannes, der diese Krone hatte, erhielten Steuerfreiheit. Wenn Jemand mit dieser Krone ins Theater trat, erhob sich der Senat von seinem Sitze. Die Graskrone erhielt derjenige, welcher das ganze Heer oder ein Lager gerettet hatte. Eine andre Art der militärischen Belohnung waren Ehrensäulen. Der Triumph aber war die höchste Ehre, die nur demjenigen Feldherrn wiederfuhr, welcher durch einen erfochtenen bedeutenden Sieg die Grenzen des Reichs erweitert hatte. Der Triumph bestand aus einem feierlichen, mit Musik begleiteten, Zuge, der durch die vornehmsten Straßen der Stadt auf das Kapitolium ging. Die Straßen waren mit Blumen bestreut; die Altäre dampften von Weihrauch. Opferthiere, mit Kränzen geschmückt, und mit vergoldeten Hörnern wurden vorgeführt; die, dem Feinde abgenommenen, Schätze, Statüen, Gefäße, Waffen und Gold auf Wagen gefahren, die Abbildungen der eroberten Städte und die, auf hölzernen Tafeln geschriebenen, Namen der überwundenen Völker wurden getragen. In dem Zuge befanden sich nicht nur die überwundenen Generale, ihre Kinder und übrigen Gefangenen in Ketten; die Lictoren, deren Fasces (§. 28.) mit Lorbeeren umwunden waren, sondern auch eine Anzahl Sänger und Tänzer. Der General, oder der Held des Festes, in einem purpurnen, mit Gold gestickten Kleide, auf dem Haupte eine Lorbeerkrone, in der rechten Hand einen Lorbeerzweig, in der linken ei-

nen elfenbeinernen Zepter, saß in einem vergoldeten, mit Elfenbein eingelegten, Wagen, welchen vier Schimmel, zuweilen auch Elephanten zogen. Sein Gesicht war, wie die Statüe des Jupiters, mit Mennich überzogen. An seinem Halse hing ein Amulet (als Verwahrmittel gegen den Neid). Seine Kinder, Verwandte und viele Bürger begleiteten ihn. Ein Sklave flüsterte ihm stets die Worte ins Ohr: Bedenke, daß du ein Mensch bist! Dann folgten die Konsuln und Senatoren zu Fuße; die Legaten und Kriegstribunen des gefeierten Helden aber ritten ihm zur Seite. Den Beschluß des Zuges machte die siegreiche Armee zu Fuß und zu Pferde, mit Lorbeern, den Ehrenzeichen ihrer Tapferkeit, geschmückt. Diese rief unaufhörlich: Jo triumphe! Auf dem Kapitol verrichtete der General ein feierliches Gebet, befahl zu opfern, legte seine Krone in den Schooß Jupiters nieder, dem er auch einen Theil seiner Beute weihte; gab dann seinen Freunden und den Vornehmsten ein prächtiges Mahl, nach dessen Beendigung ihn das Volk mit Fackeln und Musik nach Hause begleitete. Zuweilen dauerte das Triumphgepränge mehrere Tage. Auch die Triumphbogen gehörten zu den Ehrenzeichen der Sieger. Sie wurden gewöhnlich an den Orten, wo der Sieg erkämpft worden war, errichtet; sie waren indessen bei den Römern seltner, als bei den Griechen.

Eroberung und Zerstörung Korinths.

In demselben Jahre, 146 vor Chr. Geb., da Karthago zerstört ward, eroberten, plünderten und verbrannten auch die Römer Korinth. Diese schönste Stadt Griechenlands war durch ihre zwei Häfen der

Stapelort für den Handel von Europa und Asien. Die Korinther hatten Fahrzeuge von neuer Gestalt erfunden. Durch die isthmischen Spiele (§. 27.) wurden viele Menschen nach Korinth gelockt; ausgezeichnete Künstler aller Art ließen sich dort nieder. Besonders wurden in dieser Stadt künstliche Arbeiten aus Bronze (aus Kupfer, mit einem kleinen Zusatze von Gold und Silber vermischt), als Helme, Harnische, Becher u. a. verfertigt. Bei der Einnahme und Zerstörung Korinths verloren alle erwachsene Einwohner männlichen Geschlechts das Leben; Weiber und Kinder wurden als Sklaven verkauft, und unzählige Meisterstücke der Kunst zerstört.

Ueberwindung Macedoniens und des übrigen Griechenlandes.

Nachdem im Jahre 148 das macedonische Reich in eine römische Provinz verwandelt worden war (§. 31.), hatte auch das übrige Griechenland, unter dem Namen Achaja, (im Jahre 146) das nämliche Schicksal.

Innerer Zustand Roms.

Ungeheure Summen verschwendeten die Römer auf den Ankauf griechischer Gemälde und Bildsäulen, mit welchen sie ihre Landhäuser (Villen) ausschmückten; doch geschah dieß mehr aus Prachtliebe, als aus wahrem Kunstgefühl. Griechische Künstler aller Art zogen nach Rom; griechische Baumeister erbauten die schönen Paläste, Villen, Tempel und Bäder, mit welchen jetzt Rom prangte; römische Schiffe holten berühmte Kunstwerke längst verstorbener griechischer

Künstler aus Griechenland nach Rom. Ausgewanderte Griechen empfahlen sich, durch ihre Artigkeit, als Sprachmeister der römischen Jugend, und trugen unstreitig zur Beförderung eines, den Gesetzen der äußern feinen Lebensart angemeßnen, Betragens bei, welches man mit dem Namen Urbanität (urbanitas) bezeichnete (S. 169). Daß die edlern Gefühle indessen noch wenig bei den Römern gebildet waren, beweisen die veranstalteten Kämpfe, welche die sogenannten Gladiatoren (Menschen aus dem Abschaume des Volks,) theils gegen einander, theils mit Thieren anstellten. Diese Kämpfe gewährten den Römern sehr großes Vergnügen. — Begüterte Römer wußten sich durch ihre Reichthümer Anhang unter den Bürgern zu verschaffen und erkauften sich die Stimmen zu öffentlichen Aemtern. Da die Aecker durch Sklaven schlecht bearbeitet wurden: so entstand nicht selten Hungersnoth. Viele dürftige Bewohner Italiens zogen nach der Hauptstadt, erhielten das Bürgerrecht und ließen sich von denen, welchen sie ihre Stimmen geben sollten, bestechen. Das Ansehn der Gesetze sank immer mehr; der Kampf der Partheien wurde immer heftiger. Männer, wie die beiden Gracchen, welche sich des unterdrückten Volks annahmen, wurden ein Opfer (131 — 121). Der numidische König Jugurtha behauptete daher, nachdem er Rom näher kennen gelernt hatte, daß die Stadt Rom selbst feil sey, wenn sich nur ein Käufer für sie fände. Reiche und herrschsüchtige Männer suchten die Herrschaft über ihre Mitbürger an sich zu reißen, und so entstanden

Bürgerkriege.

Gegen das J. 84 vor Chr. brach zwischen Marius und Sulla der erste Bürgerkrieg aus. Nachdem Marius über die Cimbern (§. 33.) gesiegt hatte, galt er für den ersten Mann des Staats. Seine Sitten waren rauh und seine Gemüthsart stürmisch. Ihm gegen über stand der blutdürstige, unversöhnliche, Sulla, der aber eine gefälligere Außenseite zeigte. Er hatte in Afrika unter Marius gedient und den, im J. 90—80 gegen Rom ausgebrochnen, Aufstand der italienischen Völkerschaften gedämpft. Sowohl Marius als Sulla bewarben sich um das Oberkommando über die Armee, mit welcher Mithridat bekriegt werden sollte. Mithridat war König von Pontus, der ungemein viel militärische Talente besaß und der im Begriff stand, mit den nordischen Völkern auf Italien loszustürzen. Die Eifersucht jener beiden Römer veranlaßte den ersten Bürgerkrieg. Nach einem schrecklichen Blutbade in Rom selbst, siegte anfangs Marius Partei; aber nach Marius Tode, im J. 85, kehrte Sulla von der Beendigung des ersten, gegen Mithridat glücklich geführten, Krieges, nach Rom zurück und wüthete mit der größten Grausamkeit gegen die Anhänger des Marius. Er ward darauf zum Dictator (§. 28.) auf unbestimmte Zeit und bald nachher auf Lebenslang ernannt. Während seiner Dictatur nahm Sulla bedeutende Veränderungen in der römischen Staatsverfassung vor; vorzüglich begünstigte er die Vornehmen und Reichen. Er starb ein Jahr nachher, als er seine Würde freiwillig niedergelegt hatte, auf seiner Villa und ward mit großem Gepränge begraben. Nach

Sulla's Tode schwang sich Pompejus, welcher bisher auf Sulla's Seite gestanden hatte, zur höchsten Gewalt auf. Er hatte bereits in Afrika und Sicilien siegreich gefochten. Nach seiner Rückkehr in Italien, reinigte er das Mittelmeer von Seeräubern, besiegte den Mithridat (64), welcher sich selbst entleibte, und machte Syrien und Phönizien, ingleichen mehrere Staaten in Kleinasien zu römischen Provinzen. Noch nie hatte Rom einen so prachtvollen Triumph gesehen, als der war, welchen Pompejus, wegen seiner Siege in Asien, beging. Zwei Könige mit ihren Familien schmückten seinen Triumphwagen, vor welchem die Namen von 15 Königreichen, von 800 eroberten Städten, 100 festen Plätzen, 800 gewonnenen Kriegsschiffen, 400 hergestellten und neubevölkerten Städten und von mehr als 2 Millionen Gefangenen getragen wurden. Dabei brachte Pompejus eine Beute, welche über 20 Millionen Thaler betrug, in den öffentlichen Schatz; an seinem Triumphwagen schlossen sich 250 Wagen mit griechischen Kunstwerken.

Inzwischen hatte ein talentvoller Jüngling, mit Namen Julius Cäsar, angefangen, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Er war von Körper schwächlich, aber überaus geistreich. Eine Zeitlang hielt sich Cäsar in Kleinasien auf, um sich dort in der Redekunst zu üben. Unterwegs gab er den Seeräubern, die das Schiff, auf welchem er saß, wegnahmen, einen Beweis seiner Unerschrockenheit. Sie foderten für seine Auslösung 20 Talente (etwa 20,000 Thlr.), er aber erklärte, daß diese Summe zur Auslösung eines solchen Mannes, wie er wäre, zu gering sey, und gab ihnen 50 Talente; drohete ihnen aber zugleich, daß er sie

nach seiner Befreiung würde ans Kreuz schlagen lassen, und vollzog nachher diese Drohung wirklich. Nach einem kurzen Aufenthalte in Kleinasien, kehrte er nach Rom zurück, wo er durch seine Herablassung die Bürger zu gewinnen wußte. Erst spät bewarb er sich um ein öffentliches Amt und ging als Richter nach Lusitanien (Portugal). Gewöhnlich reiste er in einem Wagen, von zwei Schreibern begleitet, denen er unterwegs zu gleicher Zeit Aufsätze verschiedenen Inhalts diktirte. Als er in einem Tempel zu Kadix Alexanders Statüe erblickte, traten ihm die Thränen in die Augen und er äußerte gegen seine Begleiter, er weine deshalb, weil Alexander schon in dem Alter, in welchem er (Cäsar) jetzt stehe, die Welt erobert hätte, er aber noch nichts gethan habe. Als er wieder nach Rom zurück kam, schien er dem Pompejus ergeben zu seyn, und erwarb sich durch seine Freigebigkeit die Gunst des Volks, an welches er ungeheure Summen verschenkte. Daher kam es auch, daß er, noch als Jüngling, das Amt eines Oberpriesters erhielt. Als er in der Würde eines Statthalters nach Spanien gehen wollte, hatte er 12 Millionen Schulden. Der reiche Crassus ward für ihn Bürge, und Cäsar bezahlte von dem Ertrage seiner Statthalterschaft diese Schulden. Nach seiner Rückkehr betrug er sich gebieterischer, und da Pompejus und Crassus merkten, daß ihr Ansehn sich verringerte, so verbanden sie sich mit Cäsar, im J. 60.

Erstes Triumvirat.

Diese Verbindung führt den Namen des ersten Triumvirats. Die erwähnten drei Männer theilten

sich in die Verwaltung der Provinzen. Cäsar ging nach Gallien, von welchem Lande die Römer nur wenig besaßen. Im Besitze der Liebe des Volks und der Armee, eroberte er in 9 Jahren (58 — 51 vor Chr.) ganz Gallien. Er selbst hat eine schriftliche Nachricht von diesem Kriege hinterlassen. Cäsar war auch der erste Römer, welcher nach Brittanien überschiffte und über den Rhein ging. Wenn er auch weder hier sich halten noch dort behaupten konnte: so erwarb er sich doch durch diese Unternehmungen Ruhm. Pompejus hatte indessen in Rom willkürlich geherrscht. Da er fühlte, wie sehr ihm Cäsar überlegen sey, so wußte er es dahin zu bringen, daß Cäsar vom Senate für einen Volksfeind erklärt würde, im Fall er nicht sein Heer in Gallien abdankte und die Statthalterschaft über dieses Land abgäbe. Cäsar zog nun gegen den Pompejus zu Felde, und in 60 Tagen hatte er ganz Italien erobert. Pompejus floh nach Griechenland. Durch den Sieg bei Pharsalus (im Jahr 48.) erkämpfte sich Cäsar die Alleinherrschaft. Pompejus verlor durch Meuchelmord von ägyptischen Ministern das Leben im 59. Jahre seines Alters. Auch seine übrigen Gegner besiegte Cäsar. Nach seiner Rückkehr wandte er seine Beute, welche über 90 Millionen Thaler betragen haben soll, zur Belustigung des Volks an. An 22,000 Triklinien (Bett-Tafeln) ließ er einmal das römische Volk speisen; in jedem Zimmer lagen 2 Faß Wein. Jedem Römer ließ er 10 Scheffel Getreide, 10 Maaß Oel und 300 Sestertien reichen. Bei jener Speisung wurden im Gedränge mehrere Menschen erdrückt.

Nach dem erwähnten Siege wurde Cäsar erst

auf ein Jahr zum Diktator ernannt. Pompejus Söhne lebten in Spanien an der Spitze eines Heeres, und ein andres republikanisches Heer stand in Afrika. Hier hatte Kato von Utika die Gegner Cäsars in seiner Nähe versammelt. Auch über diese erfocht Cäsar einen völlig entscheidenden Sieg. Mehrere Häupter der pompejanischen Partei tödteten sich selbst; dieß that auch Kato, der Statthalter von Utika.

Verwandlung der römischen Republik in eine Monarchie.

Siegreich kehrte Cäsar nach Rom zurück. Ganz Rom ging ihm entgegen, begleitete ihn auf das Kapitol, stellte seine Bildsäule neben die des Jupiters mit der Inschrift: Dem Halbgotte Cäsar! feierte, seiner glücklichen Unternehmungen wegen, den Göttern zu Ehren, ein 40tägiges Dankfest; legte ihm die Diktatorwürde auf 10 Jahr bei, und gab ihm den Titel: Imperator (der Befehlende), welchen zuweilen ein römischer Feldherr von den Soldaten, als eine Ehrenbezeugung, die aber erst des Senats Bestätigung bedurfte, erhielt. So wurde allmälig die alte römische Republik zu einer Monarchie umgestaltet. —

Julianischer Kalender.

Ein Verdienst erwarb sich Cäsar, noch als Oberpriester, um die Verbesserung des Kalenders. Zu Romulus Zeiten rechnete man das Jahr zu 304 Tagen. Numa führte das Mondenjahr, das auf 354 Tage berechnet wurde, ein. Den Priestern, welche bei den Römern keinen eignen Stand ausmachten, sondern mit der Priesterwürde auch weltliche Geschäfte verbanden, lag die Pflicht ob, die Jahrbücher in Ordnung

zu erhalten. Bei der bisherigen, von Numa eingeführten, Jahresberechnung mußte, wenn das bürgerliche Jahr von dem periodischen Sonnenjahre nicht um ganze Jahreszeiten abweichen sollte, alle 2 Jahre, nach dem 23. Februar, ein Monat, welcher bald aus 22, bald aus 23 Tagen bestand, eingeschaltet werden. Diese Einschaltungen hatten aber die Priester vernachläßigt. Zu Cäsars Zeiten (im Jahre 708 nach Erbauung der Stadt Rom, oder 45 Jahr vor Christ.) wich das bürgerliche Jahr von dem wahren Sonnenjahre um 67 Tage ab, so daß der kürzeste Tag in den Monat Februar fiel. Cäsar nahm daher, als Oberpriester, eine Kalenderverbesserung vor. Er berechnete, mit Hülfe eines alexandrinischen Mathematikers, Sosigenes, das Jahr zu 365 Tagen und 6 Stunden. Weil aber diese 6 Stunden sich nicht bequem zählen ließen: so ward das ägyptische Sonnenjahr, das aus 365 Tagen bestand, angenommen, jedoch mit der Verbesserung, daß alle 4 Jahre ein Tag eingeschaltet werden sollte. Dieser Tag wurde nach dem 23. Februar eingerückt, weil dieß die Stelle war, wo der Schaltmonat im vorigen Kalender seinen Platz gehabt hatte. Dem Julius Cäsar zu Ehren ward dieser verbesserte Kalender der Julianische genannt. Auch der Monat Julius, welcher vorher Sextilis hieß, bekam nach Julius Cäsar seinen Namen.

Cäsars Ermordung.

Ungeachtet sich Cäsar auf verschiedene Weise beliebt zu machen suchte: so konnten doch eifrige Anhänger der republikanischen Verfassung nicht vergessen, daß er diese Verfassung umgestoßen habe. Brutus,

der von Julius Cäsar adoptirt worden war, ein Nachkomme des Brutus, welcher die Könige vertrieben hatte (§. 28.) und der Prätor Cassius machten daher eine Verschwörung, und Julius Cäsar ward am 15ten März des J. 44 vor Chr. Geb. in einem Alter von 55 Jahren, mit 23 Wunden, in der römischen Kurie ermordet.

Nach Vollziehung der schrecklichen That war Alles voll ängstlicher Erwartung. Der Konsul Antonius veranstaltete dem Cäsar ein feierliches Leichenbegängniß, und hielt ihm eine rührende Leichenrede. Sobald Antonius das Testament Cäsars bekannt gemacht hatte, in welchem jedem Bürger etwas ausgesetzt worden war, zündete das Volk das Senathaus an, in welchem man ihn ermordet hatte, und schwur den Mördern Cäsars, welche unter diesen Umständen nicht in Rom blieben, den Tod. Diese Stimmung des Volks benutzte Antonius zu seinem Vortheile. An der Spitze des aufgebrachten Haufens, mit einer Leibwache von 6000 Bewaffneten umgeben und von Cäsars Soldaten unterstützt, regierte er nun gleichsam in Cäsars Namen.

Als die Angelegenheiten des römischen Staats so standen, kam der 18jährige Octavius, ein Enkel von Cäsars Schwester, der Sohn eines Prätors, nach Rom. Er war von Cäsar nicht nur zum General der Reiterei in Macedonien ernannt, sondern auch von ihm adoptirt und zu dessen Erben eingesetzt worden; daher er den Namen Julius Cäsar Octavianus führte. In Rom wollte er seine Erbschaft in Empfang nehmen. Er zahlte jedem Bürger das, demselben ausgesetzte, Vermächtniß aus und gewann bald eine größere Parthei

für sich, als die war, welche Antonius hatte. Dem Senate empfahl er sich durch seine Bescheidenheit. Auch der berühmte Redner und Staatsmann, Cicero, welchen Octavian seinen Vater nannte, schlug sich auf dessen Seite und half ihm zu noch größerm Ansehn.

Zweites Triumvirat.

Nach einigen kriegerischen Vorfällen zwischen Antonius, Octavian und Lepidus (welcher letztere Cäsar's Legat gewesen war), vereinigten sich diese drei Männer und theilten sich als Triumvirn (im Jahre 43 vor Chr. Geb.) in die Herrschaft des ganzen röm. Reichs. Um die Summen für ihre zahlreichen Heere, welche ansehnlich besoldet seyn wollten, zusammenzubringen, trug man die ansehnlichsten Römer in die Liste der Geächteten ein, unter dem Vorgeben, sie hätten an Cäsar's Ermordung Antheil gehabt. 300 Senatoren und 2000 Ritter waren zum Tode bestimmt. Octavian schrieb selbst den Namen seines Vormunds und Antonius den Namen des Cicero, der, als Konsul, eine, vom Catilia gegen die damals bestehende Verfassung angesponnene, Verschwörung entdeckt und vereitelt hatte. Das Blutbad begann, und den Tag darauf hielten die Triumvirn ihren Einzug in die Stadt. Cicero *), der nach seinem Landgute Kajeta (Gaeta) geflüchtet war, wurde durch einen Hauptmann, wel-

---

*) Noch jetzt werden in Italien die Personen, welche die Reisenden herumführen, Cicerone genannt. Diese Benennung soll daher rühren: als Cicero einst nach Sicilien kam, wünschte er Archimed's Grabstätte zu

chem er einst vor Gericht das Leben gerettet hatte, ermordet. Frohlockend brachte der Mörder den Kopf des Cicero zu Antonius, dessen Gemalin ihn mit glühenden Nadeln durchstach.

Während diese Greuelscenen in Rom vorfielen, hatten die Häupter der republikanischen Partei, Brutus und Cassius, in Griechenland und Asien eine Macht zusammengezogen. Beide nahmen sich aber, nach einigen, für sie unglücklich ausgefallenen, Schlachten das Leben, im J. 42 vor Chr. Nachdem man den Lepidus der Triumviratwürde beraubt hatte, theilten Octavian und Antonius das römische Reich. Dieser nahm Asien; Jener Europa. Antonius lernte die Königin von Aegypten, Kleopatra, kennen, welche ihn so einnahm, daß er mit ihr ein äußerst verschwenderisches Leben führte. Aber, trotz den ungeheuern Summen, welche Antonius verschwendete, spottete sie doch über die Kärglichkeit der, von ihm veranstalteten, Festlichkeiten. Als er sie bat, ihm zu sagen, wie man dergleichen Feste noch glänzender machen könnte, versicherte sie, daß sie ein einziges Gericht zubereiten wollte, welches 10 Millionen Sestertien (über $\frac{1}{2}$ Million Thaler nach unserm Gelde) kosten sollte. Sie winkte ihren, schon vorher unterrichteten, Bedienten. Diese brachten ein Gefäß mit Weinessig. Kleopatra, welche einen prachtvollen Perlenschmuck (der Gebrauch der Perlen zum Putze kam zuerst in Indien auf) und auch die größte Perle besaß, die man je gehabt hat,

---

sehen; aber Niemand konnte sie ihm zeigen. Er selbst spürte endlich diese Grabstätte aus und machte sie den Sicilianern bekannt.

nahm eine ihrer Perlen, welche die vorhin angegebene Summe kostete, von ihrem Schmuck ab, löste sie in Weinessig auf, und schlürfte dieselbe, aufgelöst, herunter. — So weit ging die Verschwendung!

Endlich im Jahr 31. vor Chr. Geb. veruneinigte sich auch Antonius und Octavianus. Das Heer und die Flotte des Erstern wurden unwillig über dessen Verweichlichung, und gingen zum Octavian über. Antonius ward in der Schlacht bei Actium (im Jahr 31. vor Chr. Geb.) geschlagen; Kleopatra tödtete sich selbst, und Aegypten ward eine römische Provinz.

Octavian, Alleinherrscher.

Seit dieser Zeit regierte Octavian als Oberherr unter dem Namen Augustus. Weil er die Diktatorwürde ausschlug, so gab ihm der Senat den Namen Augustus (der Verehrungswürdige), so wie den Imperatortitel; und da er vom Julius Cäsar an Kindesstatt angenommen worden war: so führte er und seine Nachfolger auch den Namen Cäsar. So ward dieser Name allmälig ein Titel, aus welchem unser deutsches Wort: Kaiser entstanden ist. Rom hatte also einen Kaiser. Zum römischen Reiche gehörte damals das heutige Italien, Portugal, Spanien, Frankreich bis an den Rhein, die Schweiz, ein Theil von Deutschland bis an die Donau; England, Holland, Ungarn, Griechenland, Macedonien, ein ansehnlicher Theil von Asien, das mittägige Afrika und alle Inseln im mittelländischen und den, zwischen Europa und Asien liegenden, Meeren. Diese Länder lieferten wenigstens 250 Millionen Thaler, und ein Heer von 450,000 Mann.

Außer dem römischen Reiche gab es damals nur noch das parthische Reich, und einige unabhängige Völker. Unter August's Regierung wurden Künste und Wissenschaften begünstigt. In dieser Rücksicht ist der Name des Ritters Mäcenas, der ein Liebling des Kaisers war, so gefeiert, daß noch jetzt dieser Name den Beförderern der Künste und Wissenschaften als Ehrenname beigelegt wird. Man hat die Regierung August's das goldne Zeitalter der Künste und Wissenschaften genannt. Damals lebten auch mehrere von den berühmten Männern, deren, in lateinischer Sprache verfaßte, Schriften noch jetzt als klassisch, als Klassiker (§. 28.) in gelehrten Schulen gelesen werden. Dahin gehören die Dichter: Horaz*), Virgil und Ovid, der Geschichtschreiber Livius u. a.

Luxus der Römer.

Gegen Ende dieser Periode war der Luxus unter den Römern sehr hoch gestiegen. Ein wohlhabender Römer hatte gegen 100, oft 1000 Sklaven. Die Tafeln der Reichen waren mit Leckerbissen besetzt, welche aus andern Jahrszeiten künstlich aufbehalten, oder weit her seyn mußten (daher die Redensart: das ist nicht weit her). Ein reicher Römer ließ ein Theater erbauen, welches nach einem Monate wieder niedergerissen wurde. Die auf 80,000 Zuschauer berechneten, Sitze in diesem Theater ruhten auf 360 marmornen Säulen; der Schauplatz war mit griechischen Statüen und kostbaren Gemälden ausgeschmückt. —

*) Denspr. I. 595. 1055. II. 108.

Spiegel von Gold und Silber, — denn Glasspiegel (§. 57.) waren damals noch nicht gewöhnlich — die aus polirten Tafeln von Mannslänge bestanden, ingleichen silberne Bettgestelle, fand man in vielen Häusern. Antonius soll kein andres, als ein goldnes Nachtgeschirr gebraucht haben. Cicero bezahlte einen schön gearbeiteten Tisch mit 5000 Rthl. Einem andern reichen Römer kostete die jährliche Unterhaltung seiner Seefische 40,000 Rthl. Bei einem Gastmale, welches einmal ein verschwenderischer Römer gab, sollen blos für 10,000 Rthl. Rosen aus Aegypten gebraucht worden seyn. Mit der künstlichsten Arbeit von Mosaik (§. 48.) waren die Fußböden in Cäsars Zelten ausgelegt. Gebäude, in welchen man seltnes ausländisches Geflügel unterhielt, — Vogelhäuser — glichen Palästen. Manche Künstler, die für ihre Arbeiten eine bedeutende Belohnung erhielten, trugen Ringe, von welchen ein einziger oft 100,000 Thaler werth war. Ein Redner, Hortensius, hinterließ 10,000 Eimer des köstlichsten Weins. Der Luxus ging so weit, daß man sogar Schafe purpurroth färben ließ.

§. 33.

Scythen und Celten.

Schon von den ältesten Zeiten her zogen in den asiatischen Steppenländern (der heutigen Tatarei und Bucharei) rohe Hordenvölker, die keine festen Wohnplätze hatten, mit ihren Herden herum. So lange sie noch nicht sehr zahlreich waren, konnten sie in jenen ungeheuern Erdstrichen einander ausweichen, ohne Einfälle in andre Reiche zu versuchen. Von der Grenze China's an in Asien, bis an die europäischen Grenzflüsse waren

schon im Alterthum solche Stämme herum- und allmälig weiter von Osten nach Westen gezogen. Vor mehr als 600 Jahren vor Chr. Geb. ward Asien und Europa von ihnen beunruhigt. Die Geschichte kennt sie unter dem Namen der Scythen. Dieser Name hat bei den Alten eine sehr unbestimmte und schwankende Bedeutung. Alle Völker, welche nördlich und nordöstlich über der Donau und an dem schwarzen Meere wohnten, — die ehemaligen Bewohner des heutigen Rußlandes, der Wallachei, Moldau, Ungarn's und Polens ꝛc., — kommen unter diesem Namen vor. Anacharsis, ein Freund der Weisheit, wurde unter den Scythen geboren, er kam zu Solons Zeiten (§. 27.) nach Athen, von wo aus er zu seiner Bildung auch andre Gegenden besuchte. Die europäischen Scythen trieben einigen Ackerbau, waren aber großentheils wilde und rohe Nomaden, welche alle Wissenschaften haßten. Jeder Vertrag, den sie abschlossen, ward mit Blut besiegelt. Ihre streitbaren Weiber sollen zu der Fabel von den Amazonen, welche in der ältern mythologischen Geschichte in allen Erdtheilen eine große Rolle spielen, Anlaß gegeben haben. Man versteht nämlich unter den Amazonen, streitbare, heldenmüthige Weiber, von welchen noch jetzt die Amazonentracht ihren Namen führt.

Die Celten, welche mit den Scythen zugleich aus Asien zogen, bevölkerten die mehresten mittägigen und abendländischen Gegenden Europa's, von Polen und Ungarn an. Diejenigen, welche nach Thrazien drangen, wurden Galater genannt. Am meisten verbreiteten sie sich unter dem Namen der Gallier (§. 32.) im heutigen Frankreich. Auch nach Oberitalien kamen sie 590 vor Chr. Geb., und sollen Mailand

erbaut haben. Die Uneinigkeit ihrer Stammfürsten erleichterte dem Julius Cäsar (§. 32.) ihre Besiegung. Ihre Dichter hießen Barden. Sie brachten die Heldenthaten ihrer Nation in Gesänge, welche sie nach dem Tone eines Instruments absangen, und durch diese Gedichte zur Tapferkeit anfeuerten.

Durch die, von Osten her jenen Horden nachrükkenden, Völkerschaften wurden diejenigen, welche bereits nach Westen gezogen waren, immer mehr bis an die Flüsse gedrängt, welche Europa von Asien trennen. Auf diese Art erhielt das nördliche, den Römern wenig bekannte, Europa seine Bewohner, welche die unangebauten Länder zwischen der Weichsel, Donau, Elbe, und den Rhein durchzogen, und allmälig mit den, an der Donau und dem Rhein liegenden, römischen Provinzen bekannter wurden. In diese Provinzen thaten sie anfangs nur Streifzüge, nach und nach aber ließen sie sich im römischen Gebiete nieder. Zu den Völkerstämmen, von welchen die Provinzen des römischen Reichs beunruhigt wurden, gehören auch die Cimbern und Teutonen. Die erstern wohnten etwa 113 Jahr vor Chr. Geb. im heutigen Hollstein und Jütland; die letztern an der Küste der Ostsee und den benachbarten Inseln. Das große Volk, zu welchem auch diese Völkerstämme, oder einzelne Völkerschaften gehörten, und das zwischen dem Rhein, der Nord- und Ostsee und Donau wohnte, gab sich keinen allgemeinen Namen. Von den Römern wurden diese Völker mit dem allgemeinen Namen Germanier (nachher hießen sie Deutsche oder Teutsche) benannt. Dieser Name scheint erst ein Stammname gewesen, hernach allgemeiner Name geworden zu seyn. Man leitet ihn von einem altdeutschen

Worte Guerre, Werre, her (von welchem auch der Name Gewehr herstammen soll), welches soviel als Krieg bedeutet; also würde ein Germanier soviel, als ein Kriegsmann — denn sie waren alle stark vom Körper — bedeuten. Die Ableitung des Namens Deutsche oder Teutsche ist ungewiß. Das Land der Germanier — Germanien (nachher Deutschland) war ein Theil des Celtenlandes, welches den ganzen Westen bis an die Meerenge von Gibraltar umfaßte, aber nach und nach, als die Völker unterschieden wurden, nur Gallien, und zuletzt nur das Land von der Garone bis an die Marne begriff. Germanien war, als es die Römer kennen lernten, unangebaut. Es trug nur einige wilde Früchte, etwas Hafer, Gerste, wilden Spargel, Pastinatwurzeln, Rettige von der Größe eines kleinen Kinderkopfs, Schlehe, Holzäpfel (aus dessen Kultur späterhin die Borstorferäpfel entstanden seyn sollen). Die Haselnüsse sind wahrscheinlich auch ein germanisches Produkt. Das Land war voll Sümpfe und Wälder. Einen einzigen Wald schätzte man auf 60 Tagereisen in der Länge, und 9 in der Breite. In diesen Wäldern hielten sich Renn-, Elenthiere und Auerochsen auf. Diese Wälder wurden zum Theil durch den Holzbedarf, den die römischen Soldaten zur Feuerung nöthig hatten, wenn sie in diesen Gegenden ihre Winterquartiere genommen hatten, vermindert. So trugen also die Römer selbst zur Kultur des deutschen Bodens etwas bei. Nach der Ausrottung dieser Wälder und nach der Austrocknung der Sümpfe ward aber auch das Klima, nicht nur in Germanien, sondern selbst in dem benachbarten Italien milder. Sechs Monate dauerte in Germanien der Winter, d. h. es war so lange Eis. —

Von Geflügel gab es in diesem Lande Gänse, Sumpf- und Wasservögel. Auch die Biene kannte man. Die Schafzucht war nicht unbedeutend. Vom Schafe sollen die Geldbenennungen — denn Münzen hatten die alten Germanier nicht — und Maßstäbe für Getreide und Flüssigkeiten hergenommen worden seyn. Schaf hieß bei ihnen die Scheidemünze und Schäflein (Scheffel) das kleinere Gemäß. Des Pferdes bedienten sie sich zum Wahrsagen. Ihre Wahrsagerinnen hießen Alrunen, Runen (daher unser Einraunen), Allwissende, die bei ihnen in großem Ansehn standen. Salzquellen schätzten die alten Germanier sehr; aber ihr Salz war schwarz; denn sie bereiteten es auf eine sonderbare Weise. Sie gossen nämlich Salzwasser auf glühende Kohlen, Eichenholz und Haselstauden; dadurch wurden die Kohlen selbst zu Wasser. — Milch, Wasser und Bier war ihr Getränk; ihre Trinkgeschirre waren Hörner wilder Ochsen, und die Hirnschädel erschlagener Feinde. Ihre gewöhnliche Speise war Käse, wildes Obst und Wildpret. Zum Frühstücke genossen sie Hafermuß.

Sie kleideten sich in Thierhäute, welche sie mit Dornen zusteckten. Von der rauchen Gestalt dieser Kleidung kommt ohne Zweifel der Name Rock her. Später trugen sie leinene Zeuge, oder Hemden. Die Frauen trugen wollene Röcke, worin sie zierliche Flecke von mannichfaltigen glänzenden Häuten oder Federn steckten. — Uebrigens zeichneten sich die Germanier durch Stärke, Tapferkeit, Ehrlichkeit und Treue, aber auch durch Liebe zum Trunk und zum Spiel aus. Sie kannten das Würfelspiel, und trieben es so weit, daß mancher sich selbst verspielte. Wenn sie nicht der Krieg

beschäftigte: so lagen sie oft Tage lang auf einer Bärenhaut. Daher die faulen Bärenhäuter ihren Namen bekommen zu haben scheinen.

Von ihrer Religion läßt sich nicht viel mit Gewißheit sagen, weil die fremden Schriftsteller, bei welchen wir einige Kunde darüber suchen könnten, die religiösen Meinungen und Gebräuche andrer Völker gewöhnlich, nach ihrer Mythologie deuteten. Die Germanier ehrten die Gottheit in der Sonne, im Monde, und dem Feuer der Erde. Odin, Friga oder Freia (dessen Frau) und Thor sollen Namen einiger ihrer Gottheiten gewesen seyn. Die Namen der Wochentage: Donnerstag (von Thor), Freitag (von Freia) will man davon ableiten. Hela soll die Göttin der Unterwelt geheißen haben. Ihren Himmel nannten sie Walhala. Dort tranken die Seligen Bier aus den Hirnschädeln erschlagener Feinde. In heiligen Hainen verehrten die Germanen die Geister ihrer Helden. Einmal jährlich ward in Semnonenland (in der heutigen Lausitz) im unzugänglichen Sonnenwalde ein Mensch geopfert.

Die Lieblingsbeschäftigung der Germanier war der Krieg, in welchen sie von Weibern und Kindern begleitet wurden, welche durch ihr Geheul die Krieger noch mehr zur Tapferkeit anzufeuern suchten. Die Weiber vertraten auch die Stelle der Feldchirurgen. Sie saugten das Blut aus den Wunden, und legten heilende Kräuter auf. Die Waffen der Germanier waren: ein abgestutztes Schwert, ein Wurfspieß, eine Lanze, eine steinerne Streitaxt, ein Schild, entweder von Reißig oder Bast geflochten, oder auch aus Bretern oder Baumrinde verfertigt, zuweilen mit Leder überzogen.

Das Schild, welches die Tapfern zur Belohnung erhielten, war bemalt. Vielleicht, daß hierin der erste Ursprung zu den später entstandenen Wappen zu suchen ist (§. 54.).

Der Cimbrische Krieg, 113 J. vor Chr. Geb., ist die erste merkwürdige Begebenheit in der deutschen Geschichte. Die tapfern Cimbern und Teutonen brachten den siegreichen Römern fünf Niederlagen bei; aber nach 12 Jahren rieb Marius (§. 32.) die Teutonen auf.

§. 34.

Geschichte der Juden.

Seit dem babylonischen Exile (§. 22.) lebten die Juden fast beständig unter dem Drucke fremder Nationen. 70 Jahr waren sie in Babylonien; 200 Jahr standen sie unter der Herrschaft der Perser; 160 Jahr unter Alexander und seinen Nachfolgern (§. 31.). Als dieser macedonische Held durch Phönizien zog, unterwarf sich ihm Judäa. Nach Alexanders Tode bildeten sich mehrere neue Reiche, unter welchen das neusyrische und neuägyptische die wichtigsten waren. Mitten zwischen beiden lag Judäa, welches bald diesem, bald jenem der beiden Reiche unterwürfig wurde. Zuerst, etwa 300 Jahr vor Chr. Geb., kam es unter ägyptischer Herrschaft. Der erste ägyptische König, Ptolemäus Lagi, ließ den Juden ihre Freiheit und ihre Hoheprieſter; aber er führte eine Kolonie von 30,000 Juden und Samariter nach Aegypten, damit sie dort die neuangelegte Stadt Alexandrien bevölkern, und den Handel beleben sollten. Hier erhielten sie große Rechte, und vermehrten sich zu einer bedeutenden Anzahl. Hier

war es, wo besonders der Handelsgeist unter ihnen herrschend wurde. Durch Alexanders Siege kam die griechische Sprache und Gelehrsamkeit nach Asien. Alle gesittete Völker beeiferten sich, diese Sprache zu erlernen. Auch für die ägyptischen Juden mußte im Jahr 283 vor Chr. Geb. eine Uebersetzung ihrer heiligen Schriften in dieser Sprache veranstaltet werden. Sie ist unter dem Namen der LXX. Dolmetscher bekannt. Da diese Uebersetzung in Palästina verlästert wurde: so ersann man ein Mährchen. Man erzählte nämlich, der ägyptische König habe jeden der 70 Männer, welchen die Verfertigung dieser Uebersetzung aufgetragen wurde, ein besonderes Gemach angewiesen. Nachdem diese Uebersetzer endlich ihre vollendete Arbeit mit einander verglichen hätten, habe sich ergeben, daß ihre Uebersetzungen in jedem einzelnen Worte ganz genau mit einander übereingestimmt hätten. Dieß glaubte man nicht anders erklären zu können, als durch Annahme einer besondern göttlichen Eingebung (Inspiration), welche nun auch von der Abfassung des Originals behauptet wurde. Judäa ward durch seine Lage ein steter Zankapfel der beiden Reiche, zwischen welchen es lag, und ein Schauplatz ihrer Kriege. Sowohl den Syrern als den Aegyptern lag an dem Besitze Palästina's, als eines Küstenlandes. Der syrische König Antiochus IV. Epiphanes entriß es den ägyptischen Königen 175 Jahr vor Chr. Geb. Bei der Geldnoth in Syrien kam es dahin, daß das Amt des Hohenpristers an die Meistbietenden verkauft wurde. Mit Mißfallen bemerkte der syrische König, daß die Juden sich durch ihre religiösen Meinungen und Gebräuche von seinen übrigen Unterthanen absonderten. Er ver-

langte Einheit in seinen Staaten, und wollte daher auch unter den Juden griechische Sitten und Gebräuche einführen, und das Judenthum mit Gewalt vernichten (im Jahr 170 vor Chr. Geb.). Mehrere tausend Juden wurden ums Leben gebracht; andre als Sklaven verkauft. Antiochus ließ alle Kostbarkeiten aus dem Tempel nehmen, und bestimmte das Tempelgebäude selbst zum Dienste eines heidnischen Gottes, zu dessen Ehre nicht nur ein Schwein geopfert, sondern auch der ganze innere Tempel mit Schweinefleischbrühe bestrichen wurde. Diese Maßregel bewog viele Juden zum Abfalle von der Religion ihrer Väter. Aber die Standhaften verbanden sich unter Anführung des tapfern Priesters, Matathias, und vertilgten im J. 168. die Spuren des Götzendienstes. Bei seinem Tode empfahl dieser tapfre Priester den dritten und tapfersten seiner Söhne, Judas, zu seinem Nachfolger. Dieser führte den Zunamen Maccabi oder Maccabäus (der Hammer, der Tapfere). Er fuhr fort, mit einem, 6000 Mann starken, Heere das Land zu durchziehen, heidnische Altäre umzustürzen, und die Götzendiener zu tödten. Nachdem es den unterdrückten Juden gelungen war, sich von Antiochus loszureissen, eilte Judas nach Jerusalem, den Tempel zu reinigen (im J. 165.). Acht Tage lang dauerte das Fest der Tempelweihe. In der kurzen Zeit, in welcher Judäa frei von der syrischen Oberherrschaft war, wurde es ein blühender Staat. Aber auch unter den Brüdern Juda's mußten die Kriege mit den syrischen Königen fortgesetzt werden.

In diesem Zeitraume hatten sich auch unter den Juden die Sekten der Pharisäer, Sadducäer und Es-

säer gebildet. Die Pharisäer, deren Namen man von einem hebräischen Worte ableitet, welches Abgesonderte (Separatisten) heißt, weil sie sich, nach ihrer Meinung, durch eine strengere Erfüllung des Gesetzes von dem großen Haufen absonderten, nahmen, außer den geschriebenen heiligen Büchern, noch mündliche Ueberlieferungen (Traditionen) an, ingleichen eine Vorherbestimmung aller Dinge durch Gott, der Gottheit untergeordnete geistige Wesen, ein Todtenreich und eine Auferstehung der Leiber. Um durch den Schein der Frömmigkeit zu blenden, behingen sie die breiten Säume ihrer Kleider mit Denksprüchen, beteten an den Ecken der Straßen, und trieben viel Gleißnerei. Den Namen der Sadducäer leitet man von Saddok her, welcher gelehrt haben soll, das Gute dürfe nicht um der Belohnung willen gethan werden. Von seinen Anhängern wurde aber diese Behauptung mißverstanden, und zum Theil die künftige Vergeltung bezweifelt. Die Sadducäer nahmen nur das Gesetzbuch, oder doch nur die sogenannten heiligen Schriften an, verwarfen die Lehre von Geistern, und leugneten die Unsterblichkeit, oder nur die Auferstehung der Todten. Die Essäer, von welchen sich im ersten Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung Spuren finden, zogen sich in die Einsamkeit zurück, und hatten eine Gemeinschaft der Güter unter sich eingeführt. Ihr Name soll von einem Worte, abstammen, welches entweder: heilen, oder verehren, oder schweigen bedeutet. Mit einem festgesetzten Gebete, das den Wunsch nach Licht ausdrückte, begannen sie ihr Tagewerk. Mittags kleideten sie sich in ein weißes leinenes Gewand. In Aegypten führte eine Gattung der Essäer auch den Na-

men Therapeuten. Ihrer Aufnahme in den Bund ging eine Prüfung vorher. Wer während des Prüfungsjahres Beweise der Selbstbeherrschung gegeben hatte, gelangte zur Weihe des reinen Wassers, aber noch nicht zu der nähern Vereinigung. Dazu führte erst eine noch strengere Prüfung. Durch einen Eid mußten sich die Geweihten verbindlich machen, zur frommen Verehrung des höchsten Wesens, zur Gerechtigkeit u. s. w. Blutige Opfer brachten sie nicht. Die Sabbathsfeier beobachteten sie streng. Von den Wurzeln, Kräutern und Steinen suchten sie zur Heilung der Krankheiten Gebrauch zu machen.

Seit der Rückkehr der Juden aus dem babylonischen Exil wurden chaldäische und griechische Meinungen immer mehr mit ursprünglich jüdischen zusammen verschmolzen. Von diesen Meinungen finden sich verschiedene Spuren in den sogenannten apokryphischen Büchern, welche nicht, wie die kanonischen (§. 22.), die man für göttlich, oder inspicirt hielt, in das heilige Archiv, oder in den Tempelkanon eingetragen wurden. So wird im Buche der Weisheit, das etwa 100 Jahr vor Chr. Geb. geschrieben wurde, der Mythus vom Fall der ersten Menschen durch einen bösen Geist, welcher die Schlange bewohnte (B. Weish. 2, 23. 24.), erklärt. Nach der Lehre des Zoroasters in Persien (§. 24.) war es aber ein böser Geist, welcher den ersten Menschen Früchte brachte. — Die Erwartung eines irdischen Messias ward in diesem Zeitraum immer lebhafter unter den Juden. Man bestimmte, zum Theil mit Benutzung der, in den Schriften der Propheten enthaltenen, Gemälde, schon im Voraus Mancherlei über ihn, als über seine Person, Macht u. s. w. Kurz man

trug nicht selten in die heiligen Schriften einen, den jetzigen Meinungen der Juden angemeßnen, Sinn hinein.

Unter den folgenden makkabäischen Fürsten und Hohenpriestern entstanden Uneinigkeiten. Pompejus (§. 32.), welcher sich (im J. 63) in der Nachbarschaft Jerusalems befand, entschied diese Streitigkeiten so, daß Palästina von den Römern abhängig und ihnen zinsbar wurde. Bei dieser Gelegenheit kamen viele Juden nach Rom, wo man ihnen ein Viertel der Stadt, jenseits der Tiber, zu Wohnungen anwies. Dieß ist unstreitig die erste Judengasse, die sich in der Geschichte findet. Später wurde Herodes der Große, ein Edomit, — die Edomiter stammten von Esau ab — von den Römern als König der Juden eingesetzt, welcher vom Jahre 39 vor Chr. bis zum Jahre 1 nach Chr. Geb. regierte. Es kommen in dem Theile der Bibel, welcher das N. T. heißt, mehrere Personen vor, die den Namen Herodes führen. Die erste ist Herodes der Große, welcher auch den, aus der biblischen Geschichte bekannten, bethlehemitischen Kindermord veranstaltete und etwa im J. 2 nach Chr. starb. Die andre Person dieses Namens ist einer von dessen Söhnen, Herodes Antipas, welcher nicht nur Johannes den Täufer enthaupten ließ, sondern unter dessen Regierung auch Jesus gekreuzigt ward. Die dritte ist Herodes Agrippa, ein Enkel des Ersten, welcher, laut der Apostelgeschichte, die Apostel Petrus und Jakobus hinrichten ließ.

Der erstere unter diesen, Herodes der Große, von welchem hier die Rede ist, setzte sich mit Gewalt in den Besitz von Jerusalem. Er wußte sich durch seine Feinheit und Klugheit bei den Römern so beliebt

zu machen, daß er, wiewohl abhängig von ihnen, doch die Königswürde erhielt, die er, mitten unter aufrührerischen Bewegungen, bis an sein Ende behauptete. Daher er auch den Beinamen des Großen führt. Das Geschlecht der Makkabäer, seine eigne Gemahlin und drei seiner Söhne wurden Opfer seines Blutdurstes. In Absicht auf heidnische und jüdische Religionslehre benahm er sich so, wie es sein jedesmaliger Vortheil zu fodern schien. Um die Juden für sich zu gewinnen, ließ er den Tempel zu Jerusalem, welcher bereits 500 Jahr gestanden hatte (§. 72.), und theils durch die Länge der Zeit, theils durch öftere feindliche Einfälle beschädigt worden war, erweitern und ausbessern, so, daß man diese Ausbesserung für einen neuen Bau ansehen kann, der erst kurz vor Jerusalems Zerstörung (§. 45) vollendet wurde. Um sich aber auch wieder den Heiden gefällig zu machen, ließ er den Tempel durch heidnische Götzenbilder entweihen und eine Anzahl Jünglinge, welche sich dieser Entweihung widersetzten, lebendig begraben. Seine Verschwendung nöthigte ihn, das Grab Davids zu plündern.

Unter ihm trat Johannes, Zacharias Sohn, in Judäa auf. Dieser Mann, welcher den Beinamen des Täufers führt, weil er eine besondre Reinigung oder Weihung in einem Flußbade (Taufe), als Abbildung der sittlichen Reinigkeit, einführte, suchte würdigere Begriffe von Gottesverehrung allgemeiner zu machen und bereitete auf die nahe Ankunft des längst gehofften Messias (Gottgeweihten) vor. Fast mit ihm zugleich erschien Jesus. Von seiner Geburt ward eine neue Zeitrechnung (Aera) angefangen, welche aber erst 720 Jahr nach Jesus Geburt eingeführt

wurde (§. 48.). Nach der gewöhnlichen Zeitrechnung setzt man das Geburtsjahr Jesus in das Jahr 753 nach Erbauung Roms. Nach Andern aber soll sie über 4, oder gar 8 Jahr früher und also ins Jahr 749 oder 745 der Erbauung Roms fallen. Der römische Abt Dionysius der Kleine ist der Urheber der Zeitrechnung, die von Christus Geburt beginnt. Ueber das Geburtsjahr Jesus giebt es mehr als 100 verschiedene Meinungen, die zum Theil um mehrere hundert Jahre von einander abweichen. Ein Chronolog, Calvisius, welcher als Kantor an der Thomasschule zu Leipzig 1615 starb, setzt die Geb. Jesus in das Jahr der Welt 3949. Petav, welcher 1652 im Jesuiterkollegium zu Paris starb — ins J. 3983 — dessen Zeitrechnung ist die üblichste. — Usher, ein englischer Erzbischof, der 1655 starb, nimmt das Jahr 4003 als das Geburtsjahr Jesus an.

§. 35.

Ueberblick über die Erfindungen, Künste, Gewerbe und Sitten dieser Periode.

Bedeutende Vervollkommnung erhielt die Mechanik, durch Archimed, den man mit Recht den Vater der Mechanik (er starb 212 vor Chr. vgl. §. 32.) nennen kann. Er bewies dem Könige von Syrakus, daß man mit einer gewissen gegebnen Kraft jede Last heben und daß er selbst unsre Erde, wenn er außer derselben, auf einem andern Planeten, einen festen Standpunkt nehmen könnte, heben wolle.

Handwerke und Künste wurden in vielen Gegenden theils durch Frauenzimmer, theils durch Sklaven getrieben. Die Kunst zu backen war schon 400 Jahr

vor Chr. in Rom allgemein bekannt. Bis dahin aßen auch die Römer das Getreide gekocht; dann stampfte man es mit einem Steine oder harten Holze, zu einer dünnen Art von Grütze. Die ersten Brote waren dünn und zerbrechlich. Gegen 150 oder 170 J. vor Chr. Geb. ließen die Römer die ersten Becker aus Griechenland kommen, wo man schon lange zuvor gutes Brot zu backen verstand. Ueberhaupt kam die Backkunst aus Astrakan über Aegypten nach Asien; von da zu den Griechen. Die Polizei in Rom vereinigte die Bekker zu einer Innung. Am Ende dieser Periode gab es in Rom allein 300 Becker, welche ihre eignen Mühlen hatten.

Auch das Kochen, sonst ein Geschäft der Leibeigenen, wurde durch den steigenden Luxus der Römer 185 vor Chr. zu einer Kunst erhoben.

Aus Asien wurden mehrere Obstarten nach Europa gebracht, als: die Aprikosen (§. 31.), die Kirschen, welche der reiche und verschwenderische Römer, Lucull 70 Jahr vor Chr. aus Cerasus, welche Stadt eben von dieser Frucht, die im Lateinischen Cerasus heißt, den Namen hat, nach Rom brachte.

Das Spinnen, Weben und Nähen gehörte zu den Geschäften der Frauen. Tischler, Baumeister, Zimmerleute und Schmiede waren Sklaven. Ungelehrte Sklaven standen im niedrigen Preise; kunstgelehrte aber waren theuer. Der Preis eines Sklaven betrug nach unserm Gelde etwa 80 Thlr. Ein gewöhnlicher Sklave hatte in Rom gleichen Preis mit einer Nachtigall.

Das Barbieren wurde in Rom etwa 300 J. vor Chr. durch Barbiere aus Sicilien gewöhnlich.

Die erste Sonnenuhr (§. 29.) kam etwa 250 J. vor Chr. Geb. und die erste Wasseruhr hundert Jahr später nach Rom. Mehrere Familien hielten sich einen sogenannten Stundenherold, welcher ihnen den jedesmaligen Ablauf einer Stunde anzeigen mußte; oder einen Uhrknecht, oder ein Uhrmädchen. Im Dienste reicher Leute standen sogenannte Stundenabblaser, welche auch in dem Tempel den Ablauf jeder Stunde durch Blasen verkündigten. Die ältesten Wasseruhren, welche man früher schon in Asien findet, waren vermuthlich so eingerichtet, daß aus einer Urne oder Schale das Wasser tropfenweise herausfloß. Ein Diener mußte das leergewordne Gefäß wieder füllen. Nach und nach brachte man gezähnte Räder an, vermittelst welcher Steine herausgeworfen wurden, die vielleicht in ein metallnes Becken fielen und so zum Schlagwerke dienten. Bei einigen Wasseruhren wurde der Ablauf der Stunden durch ein Zischen der Luft angezeigt. Eine künstliche Wasseruhr hatte die Figur eines Knaben. An der Säule, welche die Stunden anzeigte, war die Figur eines andern Knaben, aus dessen Augen Wasser träufelte, welches durch eine besondre Maschinerie dahin geleitet wurde. Die traurigen Geberden des Knaben schienen sehr symbolisch, anzudeuten, daß er die verlorne Zeit beweine. Seine Thränen sammelten sich in einem Kanal, welcher auf der linken Seite den andern Knaben erhob, der die Stunden des Tages durch Hinweisung bemerklich machte. Einige Wasseruhren gaben Töne musikalischer Instrumente von sich. Vor und zunächst nach Christus Geburt waren die Wasseruhren die gewöhnlichsten. — Mehrere morgenländische Völker fingen ihren Tag mit dem Un-

tergange der Sonne an und zählten des Abends von 6 Uhr bis Morgens um 6 Uhr die ersten 12 Stunden; die andern 12 von 6 Uhr des Morgens bis zum Abend um 6 Uhr. Bei ihnen war also 1 Uhr, wenn wir etwa früh 7 Uhr haben. Um 6 Uhr (bei uns 12) war Mittag. 9 Uhr entsprach unserm 3 Uhr Nachmittag. Vergl. Matth. 27, 45. Später hatte man auch mit Wasser gefüllte Gläser, fast auf die Art, wie die Sanduhren. Sie hießen Wasserdiebe, weil sich das Wasser gleichsam durch sie hinwegstahl. Daher sagte man in der Sprache der öffentlichen Gerichte, wo dergleichen Uhren sich auch befanden: es soll Jemand so und so viel Wasser (das hieß, so und so viel Stunden) haben.

Papier aus Baumrinde, und selbst aus dem Holze der Maulbeerbäume, aus Ulmen, Bambusrohr, Reiß- und Kornstroh verfertigte man in China und Japan schon 160 vor Chr. Geb. In Aegypten bediente man sich des Papyrus, einer Binsenart, als Material, auf welchem man schrieb. Das Verbot, welches die Aegypter auf die Ausfuhr des Papyrus legten, gab zur Erfindung des Pergaments, welches von Pergamum seinen Namen hat, Veranlassung. Eumenes II, König von Pergamum, welcher 170 Jahr vor Chr. lebte, ließ es zuerst verfertigen. Weil man die, auf Pergament gesetzte, Schrift zusammenrollte: so schreibt sich daher der Name: Rolle, welcher besonders von den Schauspielern gebraucht wird, weil diese das, was sie im Theater zu sagen hatten, auf einer Pergamentrolle bei sich trugen.

Bei den Galliern (§. 33.) war eine Art Seife üblich, von welcher man für das Haar Gebrauch

machte. Sie soll aus Asche und Ziegentalg verfertigt worden seyn, und man schrieb ihr die Eigenschaft zu, dunkle Haare nach und nach in blonde zu verwandeln.

Die Steinschneidekunst, welche Figuren auf mancherlei Material, als auf Metall, Elfenbein, Krystall und Edelstein hervorbringt, hatte in diesem Zeitraume große Fortschritte gemacht. Man nennt solche Arbeiten Kameen. Die ersten Künstler dieser Art waren Aegypter, welche Amulete (Steinchen mit Figuren, denen man zauberische Kräfte zuschrieb,) verfertigten. Aber durch die Griechen erhielt diese Kunst die größte Vollkommenheit. Man findet daher aus diesem Zeitalter nicht nur die schönsten Münzen, besonders Denkmünzen, sondern auch die schönsten Gemmen. So nennt man geschnittene Steine mit vertieften Figuren. In Kabineten werden dergleichen Steine aufbewahrt, die noch von Alexanders und Augusts Zeiten herrühren. Man hat sie von der Größe einer Erbse, bis zu der eines Groschen, meistentheils eiförmig. Schon die Alten legten ganze Sammlungen von solchen geschnittenen Steinen an, welche Dactyliotheken (von Dactylion, ein Ring) hießen. Wegen des Nuzzens, welchen diese Gemmen für die Kunstgeschichte haben, hat man sie durch Abdrücke zu vervielfältigen gesucht. *)

---

*) Der ehemalige Glaser und nachherige Professor Lippert in Dresden (starb 1785) erfand zu diesem Zwecke eine weiße Masse. Seine Pastensammlung enthält fast 3200 Abdrücke, welche in drei großen Foliobänden, 57 Kästchen enthaltend, zierlich aufgeschichtet sind. Diese Pasten konnten seit dem Tode der Lippertschen Tochter, welche das väterliche Geheimniß

Mehrere Maler zeichneten sich in der Wachs- und Blumenmalerei aus. Auch fing man an, die Naturgeschichte zu bearbeiten. Aristoteles, welcher auch der Weise von Stagira genannt wird, (§. 31.) erwarb sich in dieser Rücksicht große Verdienste. In seiner Geschichte der Thiere finden sich mehrere Beobachtungen, welche durch neuere Entdeckungen bestätigt worden sind.

---

mit ins Grab nahm, nicht mehr vervielfältigt werden. Nach vielen Bemühungen gelang es dem, als Aufwärter bei der Dresdner Antikengallerie angestellten und geschickten, Rabenstein, welcher sich, unterstützt von einem Kunstbeförderer, reine Formen von der ganzen Sammlung machte, die Lippertsche Pastenmasse, in gleicher Güte, zum Theil noch zarter und feiner, nachzubilden. Sein Werk ist um die Hälfte wohlfeiler, als die Lippertsche Sammlung. Diese kostet 90—95 Dukaten; die Rabensteinsche aber nur 50 Dukaten. Eine einzelne Paste gilt 2 Gr. Der fleißige Rabenstein hat auch für Liebhaber der Geschichte 109 Bildnisse berühmter Römer und 80 berühmter Griechen in rothen Schwefelabdrücken aufgestellt.

Vierte Periode.

Von der Ausbreitung der christlichen Religionslehre bis zu Karl dem Großen von 40—800 Jahr nach Chr. Geb.

§. 36.

Jesus und dessen Lehre.

Kein Weiser der frühern und spätern Zeit hat eine so wohlthätige Veränderung, nicht blos unter seiner Nation, sondern unter dem ganzen menschlichen Geschlechte bewirkt, als der Weise von Nazareth, Jesus, welcher auch den Namen Christus (König, Geweihter) führt. *) Seine Jugendgeschichte liegt in Dunkel gehüllt. Da man von einem so merkwürdig gewordenen Manne, auch aus seinem Jugendleben gern mehr zu wissen wünschte, als man wußte: so suchte man die Lücken zum Theil durch Dichtungen auszufüllen, mit welchen eine Schrift, unter dem Titel: das Evangelium der Kindheit Christi, angefüllt ist. Nur so viel wissen wir, daß er schon früh große Fähigkeiten, eine ungemeine Wißbegierde und einen frommen Sinn zeigte. Während er zum männlichen Alter heranreifte, war Judäa und Samaria, als der Theil von Palästina, welcher dem Archelaus, einem von

*) Reinhard's Plan Jesu.

den Söhnen Herodes, nach dessen Tode zufiel, in eine römische Provinz verwandelt und dieser abgesetzte Fürst verwiesen worden. Der traurige Zustand, in welchem sich, in Absicht auf Sittlichkeit und Frömmigkeit, die jüdische Nation befand, erweckte in der großen Seele Jesus den Gedanken, in dieser Rücksicht eine wohlthätige Veränderung zu bewirken, welche von seinem Freunde Johannes, unter dem Namen der Gründung eines Gottesreichs, angekündigt wurde. Als Jesus in seinem männlichen Alter öffentlich auftrat, setzte er sich mit einer Anzahl von 12 Männern aus seiner Nation, die nicht Gelehrte waren, in eine nähere Verbindung. Diese lebten, als seine Schüler, drei Jahre lang fast beständig in seiner Nähe. Anfangs hielt sich Jesus in der Provinz Galiläa an der phönizischen Grenze auf. Sein anziehender und faßlicher Vortrag, so wie seine ausgezeichneten Thaten (Wunder) verschafften ihm immer mehr Anhänger. Nach und nach äußerte er seinen großen Gedanken, die Gründung des Gottesreichs betreffend, den er anfangs nur entfernt andeutete, lauter. Der Ernst, mit welchem er besonders die herrschenden Fehler seiner Nation tadelte, zog ihm aber auch unter den Priestern und Vorstehern der Nation viele Feinde zu, durch deren Nachstellungen er mehreremal in Lebensgefahr gerieth. Nachdem der Vierfürst, Herodes Antipas, den freimüthigen Johannes hatte enthaupten lassen, zog sich Jesus auf kurze Zeit zurück, trat aber bald wieder öffentlich hervor und trug seinen Schülern auf, die ihnen mitgetheilten Belehrungen weiter zu verbreiten. Mit der bangen Gewißheit, daß sein Plan ohne Aufopferung seines Lebens schwerlich ausgeführt werden

dürfte, trat er die Reise zu dem dritten Passahfeste, welches er seit dem Anfange seines Lehramts beging, nach Jerusalem an. Damals war der Haß der Priester und der Volksbeherrscher gegen ihn aufs höchste gestiegen. Sie suchten sich seiner zu bemächtigen. Dieß gelang ihnen endlich dadurch, daß einer von Jesus Schülern, den sie bestachen, ihnen den Platz verrieth, wo sich Jesus des Nachts aufzuhalten pflegte. Nachdem man sich seiner Person in der Stille bemächtigt hatte, wurde er, nach einem ziemlich tumultuarischen Verhöre vor dem Synnedrium und dem römischen Prokurator, Pontius Pilatus, zum Kreuzestode verurtheilt, den er mit hoher Seelenruhe erduldete, und sich endlich, nachdem er noch kurze Zeit nach seiner Auferstehung, unter den Seinen gewandelt hatte, der Erde entzog, oder wie es die evangelischen Geschichtschreiber nennen, in den Himmel erhob. Mit Muth und Eifer verbreiteten nun seine, von Gottes Geiste beseelten, Schüler die ihnen anvertrauten Lehren unter Juden und Heiden, sahen sich aber auch genöthigt, sich von der jüdischen Religionsgesellschaft, mit der sie bisher noch verbunden waren und nur als eine besondre Sekte derselben angesehen wurden, gänzlich zu trennen. Man gab ihnen den Namen Christianer. Durch Paullus und Barnabas ward das Christenthum auch nach Europa gebracht. Jesus Schüler haben uns mehrere Schriften hinterlassen, welche theils Denkwürdigkeiten aus Jesus Leben (Evangelien) oder Nachrichten von den Thaten und Schicksalen der Apostel (Apostelgeschichte) enthalten, theils aus Briefen bestehen, welche entweder an einzelne Gemeinen, oder als Sendschreiben von einer Gemeine zur

andern geschickt wurden, und die größtentheils besondern Veranlassungen und Umständen ihre Entstehung verdanken. Diese Schriften wurden nach und nach gesammelt, und diejenigen, welche man für echt hielt, in den Kanon der Schriften des N. T. aufgenommen, welcher etwa im 4ten J. nach Chr. Geb. geschlossen zu seyn scheint. Sie machen in der Bibel denjenigen Theil aus, welcher den Namen des N. T. oder Schriften der neuen Religionsverfassung führt.

Zu der Zeit, in welche die Ausbreitung des Christenthums fiel, trafen mehrere glückliche Umstände zusammen, welche die schnelle Ausbreitung der neuen Lehre begünstigten. 1) Es fand damals ein Verband vieler Nationen unter Einem (dem römischen) Zepter statt; daher ein beständiger Verkehr zwischen Rom und seinen Provinzen. 2) Die griechische Sprache, in welcher die Evangelisten und Apostel geschrieben hatten, war durch die frühern Siege Alexanders (§. 31.) ziemlich weit verbreitet worden; wenigstens konnte man sich den Gebildeten unter mehrern Nationen in dieser Sprache verständlich machen; 3) durch die, bei den Römern blühenden, Künste und Wissenschaften war wenigstens bei Einigen das Bedürfniß nach höherer Aufklärung vorbereitet worden; das Gemisch von einheimischen und fremden Kultus und Aberglauben — was man damals für Religion ausgab — konnte denkende Männer nicht befriedigen; 4) die Zeiten waren weniger kriegerisch, als die vorherigen; denn dreimal ließ August den Janustempel schließen (§. 28.). 5) Endlich bewiesen sich auch die Römer im Ganzen gegen jede Art des Kultus sehr duldsam.

Dessenungeachtet wurden aber doch zuweilen, nach

den Verfügungen der römischen Kaiser, oder ihrer Statthalter, die Christen verfolgt. Die Hauptverfolgung geschah unter der Regierung des Kaisers Diokletian, welche 10 Jahr dauerte (303 nach Christ.) (§. 5.). Die übrigen Verfolgungen, welche über die Christen ergingen, waren von weniger Bedeutung, oder zum Theil nur Bestrafungen einiger fanatischen Christen, welche die Statüen heidnischer Gottheiten beschädigten, oder sich auf andre Weise gegen den heidnischen Kultus vergingen. Wenn man auch alle einzelne Bewegungen, welche an einzelnen Orten gegen die Christen entstanden, zusammenzählt: so kommen doch kaum 10 Verfolgungen heraus. Und so viele Hauptverfolgungen pflegt man in der Regel anzunehmen. Allein diese Angabe scheint ihren Grund in einer Meinung zu haben, welche im 5ten Jahrh. aufkam. Man behauptete nämlich damals, das Christenthum hätte bis an das Ende der Welt 10 Hauptverfolgungen auszustehen. Bald darauf aber hielt man es für das Beste, sie schon als überstanden aufzuzählen. So zählte man denn alles zusammen, was sich nur von unternommenen Bewegungen gegen die Christen vorfand, und brachte auf diese Weise die sogenannten 10 Hauptverfolgungen heraus.

Die ersten Christen hatten übrigens noch keine eignen Kirchengebäude, sondern hielten ihre religiösen Versammlungen in ihren eignen Häusern. Diese Versammlungen wurden unter Gebet, Vorlesen der heil. Schrift und öfterm Genuß des Abendmals zugebracht. In den Strafen oder der sogenannten Kirchenzucht waren die ersten Christen sehr streng. Wer eines unchristlichen Lebens überführt war, wurde, ohne Ansehn der

Person, in den Bann gethan. Dieser Bann (excommunicatio) bestand entweder in der Ausschließung vom heil. Abendmal, und hieß der kleine Bann, oder in gänzlicher Verstoßung aus der Gemeine, — der große Bann. Wollte Jemand wieder in die Gemeine aufgenommen werden, so mußte eine öffentliche Kirchenbuße (poenitentia) vorhergehen. Zuweilen wurde aber auch über ein besonders strafbares Mitglied ein Kirchenbann, ohne Hoffnung der Wiederaufnahme in die Gemeine, ausgesprochen. Beide Arten des Bannes hatten jedoch, in den ersten Zeiten der Kirche, keinen weitern nachtheiligen Einfluß auf das bürgerliche Leben des Ausgestoßenen. *)

Schon früh verbreitete sich unter den Christen die Meinung, der menschliche Körper sey der Sitz aller moralischen Unreinigkeiten; durch Abhärtung und Kasteiung des Fleisches und durch Entfernung von aller menschlichen Gesellschaft müsse man die sinnlichen Begierden zu ersticken suchen. Darin liegt der Grund von dem Ursprunge der sogenannten Asketen, oder Uebenden, welche im 2ten Jahrhunderte zum Vorschein kamen. Aus diesen gingen im 3ten Jahrh. die Einsiedler oder Eremiten hervor, welche einen festen Aufenthalt in einsamen Gegenden wählten; die Anachoreten, welche umherschwärmten und ihr Nachtlager da nahmen, wo sie sich eben beim Einbruche der Nacht befanden. Es kann seyn, daß die Verfolgungen, welche die Christen erfuhren, zu diesen Schwärmereien mit beitrugen; allein schon vor Ent-

---

*) S. meinen Grundriß einer allgem. Religionsgesch. §. 36. u. ff.

stehung des Christenthums gab es in Aegypten und andern heißen Ländern, Menschen, welche ein Verdienst darin suchten, abgesondert von der Gesellschaft, ein müßiges, beschauliches Leben zu führen. Diese Leute wurden als Heilige angestaunt, weil sie ihren Körper von der Sonnengluth fast verdorren, und mit Ameisen und anderm Gewürm überziehen ließen.

Als sich im 4ten Jahrh. mehrere Einsiedler unter den Christen zu einem gemeinschaftlichen Leben verbanden: so entstanden daraus Klöster (Klausen, von claustrum) und Mönche, (Einsamlebende). Antonius in Aegypten (der 356 starb), soll der Erste gewesen seyn, welcher Einige dieser Einsiedler vereinigte, indem er ihnen erlaubte, sich um seine ländliche Wohnung herum, Hütten zu bauen. Der Hang zur Einsamkeit war beim Antonius schon in früher Jugend so groß, daß er sich sogar weigerte, Schulunterricht anzunehmen, aus Furcht, dadurch mit andern jungen Leuten seines Alters Bekanntschaft zu machen. Seinen Schüler, Pachomius (292—348), einen abgedankten Soldaten, hält man für den eigentlichen Vater des Mönchwesens. Dieser soll in einem unbewohnten Dorfe, auf einer Insel des Nils, das erste Kloster, worin Zellen in Einem Gebäude vereinigt waren, angelegt haben. Auch die Stiftung des ersten weiblichen Klosters für Nonnen, welches Wort in der koptischen Sprache Reine bedeuten soll, schreibt man ihm zu. Durch diese Schwärmereien ward der Grund zur Entstellung der einfachen Christuslehre gelegt, welche nicht blos eine Religion für die Gefühle, sondern auch für den Verstand seyn sollte. Bald darauf fiel man auf das entgegengesetzte Aeußerste: man setzte das

ganze Wesen der Religion in Verstandesbegriffe, fing daher an über Worte und Formeln zu streiten. Sektengeist und Trennung war eine nothwendige Folge dieser einseitigen Ansicht, welche man von dem Christenthum nahm.

§. 37.

Römer.

August.

Wir kehren jetzt wieder zur römischen Geschichte zurück (§. 32.). Die Regierung des römischen Kaisers August, welche 44 Jahr dauerte — er starb im J. 14 nach Chr. Geb. — war im Ganzen glücklich. Er wußte nach und nach alle höchste obrigkeitliche Aemter in seiner Person zu vereinigen; er besetzte die leergewordenen Stellen, hielt eine reichlich besoldete Armee und wußte sich so zu benehmen, daß es schien, als ob das Volk die gesetzgebende Macht wäre. Zur Erleichterung des innern Handelsverkehrs traf er, nach dem Vorgange der Perser, (§. 24.) eine Einrichtung, welche mit unserm Postwesen einige Aehnlichkeit hatte. Unter seiner Regierung wurde auch das Gebiet der Römer durch einige Provinzen erweitert. Nur bei den Deutschen (§. 33.) machten die Römer eine bittre Erfahrung.

Sieg der Deutschen unter Hermann über die Römer, im Jahr 9.

Schon Julius Cäsar hatte versucht, die, an den Grenzen des römischen Galliens wohnenden, germanischen Nationen zu unterjochen (§. 33.). Unter

August's Regierung ward ein ähnlicher Versuch gemacht. An der Spitze der Deutschen stand Ehrenfest, welchen Namen die römischen Geschichtschreiber in Ariovistus verwandelt haben. Zwar siegte römische Kriegskunst über deutsche Tapferkeit; aber in dem eigentlichen Germanien konnten die Römer keine Besitzungen gewinnen. Damit es aber doch scheinen sollte, als hätten sie auch in Germanien Eroberungen gemacht, so nannten sie die Gegenden in Gallien, das Land diesseit des Rheins, wo Deutsche wohnten, als Elsaß, Worms, Speier, Mainz ꝛc. auch Germanien. August's Stiefsohn, Drusus, ging über den Rhein und drang tiefer in die germanischen Wälder; doch ohne bedeutende Fortschritte zu machen. Er legte an den Hauptflüssen und auch am Rhein viel Festungen an, als: Mainz, Trier, Koblenz, Kölln ꝛc. Ueber die besiegten einzelnen deutschen Völkerstämme, deren Land in Provinzen und Diöcesen getheilt wurde, ward ein römischer Präfect gesetzt, und römischer Geist fing allmälig an, sich auch in Germanien zu verbreiten. Deutsche Fürsten, — denn an der Spitze einer jeden einzelnen Völkerschaft stand ein Fürst — schickten sogar ihre Söhne nach Rom, um sich in der Kriegskunst und in andern Künsten zu unterrichten. Auch Hermann, der Sohn des Cheruskerfürsten, Sigimer, (die Cherusker wohnten in der Gegend des heutigen Goßlars) ging nach Rom, und erhielt, wegen seiner ausgezeichneten Heldenthaten, sogar das römische Bürgerrecht und die römische Ritterwürde. Quintilius Varus, vormals Statthalter in Syrien, bekleidete jetzt diesen Posten im niederrheinischen Germanien. Dieser römische Präfekt war mehr friedliebend, als kriege-

risch. Er trug kein Bedenken, in den ihm untergebenen germanischen Distrikten nach römischer Gerichtsordnung zu entscheiden und die Verbrecher mit körperlicher Züchtigung bestrafen zu lassen. Schon ging er damit um, auch die römische Sprache in seine Präfektur einzuführen. Allein dieses Verfahren kränkte den deutschen Freiheitsinn. Doch verbargen die Deutschen ihren Unwillen. In Varus Gefolge befand sich auch der erwähnte Hermann. Dieser entwarf einen Plan zur Befreiung seiner Nation, den er aber sehr geheim hielt. In dieser Absicht verband er sich mit mehrern deutschen Fürsten. Sein eigner Schwiegervater, Segest, dessen Tochter, Thusnelde, Hermann gegen ihres Vaters Willen, geheirathet hatte, verrieth dem Varus den geheimen Plan Hermann's. Aber Varus baute auf Hermann's Ergebenheit so sehr, daß er auch nicht die mindesten Gegenanstalten traf. Indessen, im J. 9. nach Chr. Geb., war der Plan zur Ausführung gereift. Die, an der Weser wohnenden, Deutschen griffen zu den Waffen. Die Deutschen, welche sich in Varus Lager befanden, gaben darüber ihre Unzufriedenheit zu erkennen; sie erklärten aber doch die ausgebrochenen Unruhen für so wichtig, daß sie behaupteten, nur durch Varus selbst könnten sie gedämpft werden. Sie selbst beurlaubten sich von ihm, weil es ihr Gewissen nicht erlaube, gegen ihre eignen Landsleute zu fechten. Segest wiederholte seine Warnungen; doch vergebens. Varus gestattete den vornehmen Deutschen, welche bisher in seinem Gefolge gewesen waren, ihr Verlangen, und übertrug sogar dem Hermann das Kommando über den Nachtrab seines Heeres. Kaum hatte sich der römische Feldherr

mit seinem Heere tief genug in das Land der Germanier hineingezogen, so vereinigte sich Hermann mit den übrigen verbundenen deutschen Fürsten, vernichtete, mit deren Beistande, die ihm anvertraute römische Mannschaft, verderbte die Straßendämme und suchte durch niedergehauene Bäume und auf andre Weise dem Varus den Rückzug unmöglich zu machen. Varus war kaum in dem Walde, wohin man ihn zu locken gesucht hatte, angelangt, als er von allen Seiten angegriffen ward. In einem engen Thale eingeschlossen, und durch Regengüsse gehindert, konnte er hier keinen festen Fuß fassen und litt dadurch schon einen beträchtlichen Verlust. Indessen zog er doch seine Armee zusammen, ließ Wagen und alles entbehrliche Geräthe verbrennen und erreichte endlich mit Mühe das weite Feld. Da er aber hier nicht sicher war: so eilte er in einen andern Wald. Hier wurde er von Neuem umringt, angegriffen und gänzlich geschlagen. Sein ganzes, aus 20,000 Mann bestehendes, Heer ward aufgerieben. Verzweifelnd stürzte er in sein eignes Schwert. Die gefangenen Römer erlitten die schrecklichsten Mißhandlungen; einige wurden den Göttern geschlachtet. Die heftigste Rache nahmen die Deutschen an den römischen Advokaten, welche bei Varus Gerichten angestellt waren. Einigen riß man die Augen aus; andern hieb man die Hände ab und noch andern schnitt man die Zunge aus.

Der Platz, wo diese, für die Römer so unglückliche, Schlacht vorfiel, kann nicht mit Sicherheit angegeben werden. Man sucht diesen Platz in der Grafschaft Lippe; die Wildniß zwischen der wüsten Senne und den Städten Detmold und Horn, wo der Teuto-

berg und Winfeld liegt, wird als das Schlachtfeld angenommen. Dem Siege Hermanns verdankten die Deutschen nicht nur die Rettung ihrer Freiheit, sondern auch mit ihr die Erhaltung ihrer Sprache. Nun zitterten die Römer vor den Deutschen. August war über diese Niederlage so untröstlich, daß er sich einige Monate lang Bart und Haare wachsen ließ, und wie im Wahnsinne ausrief: Varus, schaffe mir meine Legionen wieder! Legion war nämlich der Name einer Abtheilung der römischen Soldaten, und der Adler ihre Hauptfahne. Der Rhein ward nun die Grenze zwischen dem römischen Gebiete und zwischen Deutschland. Bald nachher (im J. 19.) verlor Hermann durch eine Verschwörung, welche seine eigne Verwandten, die ihn im Verdacht hatten, daß er nach königlicher Macht strebe, gegen ihn anzettelten, im 37sten Jahre seines Alters, das Leben.

August, dessen häusliches Leben sehr verbittert wurde, starb in seinem 76sten Lebensjahre ohne Kinder.

August's Nachfolger.

Seine nächsten Nachfolger waren unwürdige und grausame Fürsten. Schon bei seinen Lebzeiten hatte er seinen Stiefsohn, den argwöhnischen Tiberius zum Mitregenten angenommen. Seine Regierung (von 14—37.) war drückend. Er lebte entfernt von Rom; oft schickte er an einem einzigen Tage gegen 30 Todesurtheile an den Senat, welcher sie, aus Furcht vor des Kaisers Leibwache, vollziehen mußte. Unter seiner Regierung wurde Christus gekreuzigt.

Caligula (37—41.) soll von den kleinen Stie-

felchen (caligae), in welchen er schon als Knabe im Felde herumgesprungen war, diesen Namen erhalten haben. Nur aus einer Verstandzerrüttung, welche eine Folge seiner Ausschweifungen war, lassen sich die ungereimten Thorheiten erklären, durch welche seine Regierung ausgezeichnet war. Er ließ sich Gott nennen, ließ einmal seinen Gästen Gerichte von lauter Gold vorsetzen, seinem Pferde einen Stall von Marmor und eine Krippe von Gold bauen, ließ diesen seinen Liebling zuweilen vergoldeten Hafer an seiner Tafel speisen, unternahm einen Feldzug gegen die Muscheln am brittischen Gestade, und hielt deshalb einen Triumph. In einer Verschwörung kam er, 29 Jahr alt, ums Leben.

Claudius (42—54.) war der erste Kaiser, welchen die römische Garde auf den Thron erhob, wofür er ihr ein Geschenk bewilligte. Er mußte unter dem Bette, wohin er sich bei dem Lärme, den die Verschwornen machten, aus Furcht gerettet hatte, bei seiner Wahl zum Kaiser hervorgezogen werden. Seine grausame Gemalin, Messalina, deren Name noch jetzt zur Benennung verworfner weiblichen Seelen dient, richtete große Verwirrung an. Unter seiner Regierung machten die römischen Heere die ersten Eroberungen in Brittanien.

Nero (54—68.) bestieg als 17jähriger Jüngling den Thron; war Anfangs mild, übertraf aber bald an Verschwendung, Raubsucht und Mordlust, alle seine Vorgänger. Er trat auf dem öffentlichen Theater singend und tanzend auf, ließ Rom anzünden, um es prächtiger wieder aufbauen zu können, und deklamirte bei dem Brande von einem Thurme herab

Bruchstücke aus einem Gedichte auf Troja's Zerstörung. Die Feuersbrunst dauerte 6 Tage und 7 Nächte. Nachher beschuldigte er die Christen als Anstifter derselben, und ließ mehrere auf eine grausenvolle Weise ums Leben bringen. Von seinem Luxus zeugt ein, wegen seiner künstlichen Bauart berühmter, Speisesal, welchen er einrichten ließ. Die Decke und die Seitenwände dieses Sals drehten sich um die Tafel herum, und ahmten die Bewegungen des Himmels durch ein Maschinenwerk nach. Bei dem Auftragen jedes Gerichts kam eine andre Jahreszeit, oder eine andre Naturerscheinung zum Vorschein. Im Sommer, z. B. wurde ein Gewitter vorgestellt. Statt des Hagels und Platzregens, träufelten wohlriechende Essenzen auf die, auf den Polstern liegende, Gäste herab. Ueberhaupt war der Luxus damals ziemlich hoch gestiegen. Man hatte Tische von Zitronenholz aus Mauritanien, welche meistentheils purpurfarben, mit Gold lakirt waren, und auf künstlich geschnittenen elfenbeinenen Füßen standen. Seneca, der Lehrer Nero's, soll 500 Tische gehabt haben, von welchen jeder 25,000 Rthl. geschätzt ward. Bei Gelegenheit einer, gegen Nero entstandenen, Verschwörung ließ dieser Kaiser auch seinen eben genannten Lehrer ums Leben bringen. Da es dem Seneca *) frei gestellt ward, sich selbst eine Todesart zu wählen: so ließ er sich die Adern öffnen, und erstickte in der Badstube. Nachdem Nero, nach einer vierzehnjährigen Regierung, im 32sten Jahre seines Alters, ermordet worden war, bestiegen binnen $1\frac{1}{2}$ Jahre vier Regenten den Thron: Galba, Otto, Vitellius

*) Denkspr. I. 247. II. 67. und 448.

und Vespasian. Mit dem letztern, vom J. 69 an, beginnt, mit Ausnahme eines Einzigen, eine Reihe der bessern Regenten.

Vespasian (69—79.) war ein tapfrer, staatskluger und glücklicher Regent, dessen Regierung für das, fast schon aufgelöste, römische Reich ungemein wohlthätig war. Er verschaffte dem Senate das nöthige Ansehn wieder, wachte über die Rechtspflege, und brachte die zerrütteten Finanzen in Ordnung; daher er von Manchen des Geizes beschuldigt ward; aber er waydte alle Einkünfte zum Besten des Staats an, ließ die, von Nero's veranstalteten Brande noch in der Asche liegenden, Häuser wieder aufbauen, das Colosseum *), ein überaus großes Amphitheater, das über 60,000 Menschen faßte, aufführen, stellte die Kriegszucht wieder her, und war der erste unter den römischen Kaisern, welcher anständige Besoldungen für öffentliche Lehrer und arme Senatoren aussetzte. Er starb als 70jähriger Greis. Sein Sohn

Titus (79—81.) wurde die Liebe und das Vergnügen des menschlichen Geschlechts genannt. Er hielt denjenigen Tag für verloren, welchen er durch keine gute That bezeichnet hatte. Unter seiner Regierung drängten sich mehrere Unglücksfälle zusammen: in Rom brach eine Feuersbrunst und eine Pest aus. Ein furchtbares Erdbeben, welches mit Ausbrüchen des Vesuvs begleitet war, verschüttete im J. 79. die neapolitanischen Städte, Herculanum, Pompeji und Stabiä. Als man in neuern Zeiten, zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, in jener Gegend einen

*) Neue Jugendz. 1810. No. 141.

Brunnen grub, entdeckte man einige Ruinen von der ersten dieser Städte. Man setzte, nach Verlauf mehrerer Jahre, die Nachgrabungen fort, besonders in den Jahren 1759—65, und fand unbeschädigte Häuser, Gemälde, Theater, Lampen, Flaschen, Krüge u. a., welche in Neapel aufbewahrt werden. Auch einen Mann, mit einen Geldbeutel in der Hand, unter einer Treppe gekrümmt, fand man. Noch immer werden diese Nachsuchungen, und in den neuesten Zeiten recht regelmäßig, fortgesetzt. Bei jenem Ausbruche des Vesuvs kam auch ein berühmter Naturforscher, Plinius der ältere, der den feuerspeienden Berg in der Nähe beobachten wollte, ums Leben *). Titus legte auch die, nach ihm benannten, Bäder an, welches überaus geschmackvolle Gebäude waren. Sein Bruder,

Domitian (81—96.) war ein argwöhnischer und grausamer Fürst. Er machte sich oft den elenden Zeitvertreib, alle Fliegen in seinem Zimmer, mit einem spitzigen Instrumente zu erstechen. Den Frieden mit den Daciern mußte er durch einen Tribut erkaufen. Er erlag dem Hasse, und starb unter Dolchstichen. Nach ihm folgte wieder eine Reihe trefflicher Kaiser, zu welchen

Nerva (96—98.) gehörte.

Einige römische Kaiser des zweiten Jahrhunderts.

Trajan (98—117.), ein Spanier, ward von Nerva adoptirt. Trajan erwarb sich den Beinamen des Besten. Bei Annahme der Kaiserwürde schrieb er dem Senat, daß er, als Kaiser, nicht aufhöre, unter den Gesetzen zu stehen; und dem Obersten seiner Leib-

*) Neue Jugendz. 1810. No. 130.

wache übergab er das Schwert mit den Worten: brauche es für mich, wenn ich es verdiene, und gegen mich, wenn ich es nicht verdiene. Er bezwang die Dacier und Parther, und machte das Land der erstern (etwa die heutige Moldau, Wallachei und Siebenbürgen) zu einer römischen Provinz, im Jahr 106. In Rom verewigte er seinen Namen durch Werke der Baukunst, von welchen nur noch die Trajanssäule übrig ist. Eine seiner rühmlichsten Anstalten ist die Stiftung zur Versorgung und Erziehung armer Kinder. In den nördlichen Provinzen ließ er Heerstraßen und Brücken anlegen. Die allgemeine Bewundrung und Liebe, die er genoß, drückte sich in dem Wunsche aus, mit welchem die folgenden Kaiser von den Römern begrüßt wurden: Sey glücklich, wie August, und besser als Trajan! Unter diesem Kaiser lebte auch der bekannte Gelehrte, Plinius der jüngere, ein Verwandter (Schwestersohn) des oben erwähnten ältern Plinius. Wir besitzen von diesem jüngern Plinius noch eine schätzbare Sammlung lateinischer Briefe, unter denen besonders Einer, im zehnten Buche seiner Sammlung, deswegen merkwürdig ist, weil er dem Kaiser eine ziemlich ausführliche Nachricht von den Christen mittheilt, worauf man schon seit den ältesten Zeiten deswegen einen großen Werth legte, weil man diese Nachrichten als einen der unverdächtigsten historischen Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion ansahe.

Hadrian (117—138.) regierte im Ganzen löblich. Ein Kaiser, war sein Spruch, müsse der Sonne nachahmen, welche alle Gegenden der Erde erleuchte, erwärme, und fruchtbar mache. Zehn Jahre hindurch bereiste er sein Land größtentheils zu

Fuße. Von seinen majestätischen Gebäuden ist noch der Palast, welchen er zu seinem Grabmale weihte (die jetzige Engelsburg in Rom, welche deswegen auch in der lateinischen Sprache moles Hadriani genannt wird), bis auf unsre Zeiten gekommen. Von ihm ward an Kindesstatt angenommen

Antonin der Fromme (138—161.), einer der besten Fürsten, der von seiner kindlichen Liebe seinen Beinamen erhielt. Er blieb, als Fürst, so einfach und mäßig, wie er als Privatmann gewesen war. Seine Thätigkeit und Ordnung sicherte den Wohlstand seiner Völker; auch in den Provinzen sorgte er für die Erziehung.

Mark-Aurel (161—180.) wurde von Antonin dem Frommen adoptirt; daher er auch Antonin, mit dem Beinamen der Philosoph heißt. Die Betrachtungen, welche er über sich selbst schrieb *), beweisen, daß er diesen Beinamen verdiente. Dem Senate räumte er große Vorrechte ein, und wohnte den Versammlungen desselben blos als Mitglied bei: es sey, äußerte er sich darüber, vernünftiger, daß Er dem Rathe so vieler weisen Männer folge, als daß so viele weise Männer sich nach seinem Willen richten sollten. Seuchen, Erdbeben und Empörungen in den Provinzen drohten während seiner Regierung dem Staate; aber der Kaiser war zur Abhelfung dieser Uebel überaus thätig. Da der vierzehnjährige Krieg mit den Markomannen — sie bewohnten das heutige Böhmen — die Schatzkammer sehr erschöpfte, so ließ der Kaiser seine Kostbarkeiten öffentlich versteigern. Mit sei-

*) Denkspr. I. 326. 375. II. 225.

nem Tode ging aber auch die blühende Periode des römischen Reichs zu Ende.

Sein Sohn, Commodus, war ein verabscheuungswerther Fürst. Einige der folgenden Kaiser, welche noch Muth und Entschlossenheit hatten, waren nicht mehr im Stande, die verfallne Kriegszucht wieder herzustellen. Die Soldaten hatten sich die Besetzung des Throns angemaßt, den sie an die Meistbietenden verkauften. In der Mitte des dritten Jahrhunderts gab es einmal 30 Kronprätendenten.

Kaiser des dritten Jahrhunderts.

Die Kaiser des dritten Jahrhunderts waren größtentheils schlecht.

Caracalla (211—217.) ließ seinen leiblichen Bruder auf dem Schoße seiner Mutter ermorden. Unter ihm sollen die römischen Heere unter Fingal, dem Helden Kaledoniens in Nordschottland, besiegt worden seyn.

Heliogabalus (218—222.) gehörte zu den ganz verworfnen Menschen, der aller Sittlichkeit Hohn sprach. Seine Großmutter machte dieser vierzehnjährige Kaiser zum Senator, und setzte einen weiblichen Senat ein, zur Berathung über Mode und Zeremonie. Auch den Dienst der Sonne führte er ein, und ließ ihr Kinder opfern. Heliogabal war ein solcher Prasser, daß jede seiner Mahlzeiten 7500 Rthl. gekostet haben soll. Er hatte aber auch sonderbaren Appetit nach den seltsamsten Dingen, z. B. nach Pasteten von Hahnenkämmen, von Pfauenzungen, von Nachtigallen- und Feldhünereiern, von Papagaien und Hasenköpfen. Da

er gehört hatte, der Vogel Phönix *) existire nur einmal: so verlangte er die Herbeischaffung desselben. Seine Hunde und Löwen beköstigte er sogar mit Fasanen- und Pfauenfleische. Sein ganzes Hausgeräth, bis auf das Nachtgeschirr, war von Gold und Silber. In seinen Kandelabern brannte Balsam aus Judäa und Arabien. Seine Vergnügungen beurkunden die Rohheit seines Gemüths. So ließ er einmal einer Anzahl armer Hungrigen aus lauter Holz bereitete Speisen vorsetzen. Ein ander Mal ließ er seine betrunknen Gäste, nachdem sie eingeschlafen waren, in ein Zimmer bringen, in welchem sich Bären und Löwen befanden, denen jedoch Klauen und Zähne genommen worden waren. Der Kaiser sah durch ein verborgnes Fenster, um sich an dem Schrecken, in welches die Gäste bei ihrem Erwachen geriethen, zu weiden.

Eine ehrenvolle Ausnahme von der Reihe der schlechten Kaiser des dritten Jahrhunderts machte Alexander Severus (222—235.). Neben

---

*) Der Phönix ist ein bloßes Geschöpf der Einbildungskraft bei den Alten, besonders bei Aegyptern und Griechen, das nie wirklich existirt hat; ohne Zweifel ein Symbol der Unvergänglichkeit. Er wird als ein Vogel von der Größe eines Adlers, von purpurrother und andern gemischten Farben vorgestellt. Nach der Sage giebt es nur jedesmal einen einzigen Phönix, der blos dann erscheint, wenn sein Vater gestorben ist, welches nur in 500 Jahren ein Mal geschieht. Nach Verlauf dieser Zeit verbrennt er sich selbst auf einem Neste, welches er aus gewürzhaften Kräutern und Sträuchern bereitet hat; aus der Asche aber entsteht ein Wurm, und aus diesem kommt ein neuer Phönix zum Vorschein.

andern guten Einrichtungen, welche dieser Kaiser traf, wollte er auch eine höchstnöthige Verbesserung des Soldatenstandes vornehmen; allein er ward in seinem Zelte bei Mainz von den Soldaten ermordet. Ein späterer Kaiser, Probus, wollte den Uebermuth dieses Staats bändigen; er ließ deshalb Städte erbauen, Moräste austrocknen, und Weinberge anlegen, kam aber auch bei einer Verschwörung, welche die Soldaten angesponnen hatten, ums Leben, im J. 282.

Gegen Ende des dritten Jahrhunders brachen von allen Seiten deutsche Völker ins römische Reich ein: die Gothen in Ungarn; die Franken in Gallien, und die Allemannen in die südlichen Provinzen. Zum Theil wurden sie von den Römern geschlagen, zum Theil mußten sie aber auch mit einer Summe Geldes abgefunden werden.

Palmyrenische Reich.

Eine sonderbare Erscheinung dieser Zeit ist das palmyrenische Reich im Orient von 262—274. Palmyra, eine Stadt im alten Syrien, war unter dem Namen Tadmor von Salomo erbaut worden. Sie lag in einem südwärts offenen Thale, eine Tagereise vom Euphrat, mitten in der Wüste, in einem schöndurchwässerten Palmwäldchen. Um diese Zeit hatten die Parther das neupersische Reich errichtet. Odenatus, ein tapfrer Heerführer, riß sich von der parthischen Herrschaft los, und gründete das palmyrenische Reich. Der damalige römische Kaiser erklärte den Odenatus zum Nebenkaiser. Nachdem Odenatus im J. 267. ermordet worden war, ersetzte seine kluge Gemalin, Zenobia, seine Stelle. Sie ließ ihre Resi-

denz verschönern, zog an der Spitze ihrer Armeen einher, und unterwarf sich mehrer Gebiete. Aber der römische Kaiser Aurelian schlug sie 27⅔, und zerstörte Palmyra, dessen Ruinen in neuern Zeiten von Reisenden aufgesucht wurden.

Diocletian (284—305.) beschließt die Reihe der römischen Kaiser des dritten Jahrhunderts. Dieser wählte sich einen Mitregenten, welcher auf Diocletians Rath noch zwei Cäsarn (Nebenkaiser; die wirklichen Kaiser nannten sich Auguste, Augusti) zu Hülfe nahm. Diese Einrichtung ward bald für die Provinzen sehr drückend. Das weltbeherrschende Rom hörte auf, Residenz der Kaiser zu seyn; Diocletian besuchte es in 20 Jahren nur ein Mal. Er hatte seine Residenz in Nicomedien, und sein Mitregent seinen Sitz in Mailand genommen.

§. 38.

Kaiser des vierten Jahrhunderts.

Konstantin (306—337.) war von seinem Vater, dem Nebenkaiser Constantius, zum Augustus im J. 306. ernannt worden, gelangte aber erst im Jahr 324, nachdem er fünf seiner Mitkaiser aus dem Wege geräumt hatte, zur Alleinherrschaft. Die Zahl seiner Unterthanen, welche sich zur christlichen Religionslehre bekannten, war sehr bedeutend. Konstantin erklärte sich daher auch öffentlich zu dem Bekenntnisse dieser Religion, ließ sich aber erst kurz vor seinem Tode — er starb 337. — taufen.

Konstantin suchte den Anmaßungen des Militärs dadurch Einhalt zu thun, daß er eine ganz neue Eintheilung und Verwaltung der Provinzen, und ein neues Hof-

ceremoniell einführte, wodurch die zu große Vertraulichkeit, in welcher bisher das Militär mit dem Kaiser stand, aufgehoben wurde. Wegen der beständigen Unruhen hatten schon seit einiger Zeit die Kaiser nicht mehr in Rom residirt. Konstantin verlegte im J. 330. seine Residenz nach Byzanz. Er ließ diese Stadt, nach dem Muster Roms, neu erbauen, sie mit prächtigen Kunstwerken aus Griechenland und Italien schmücken, und nannte sie Konstantinopel (Konstantinsstadt). Konstantinopel, welches, nach Alexandrien, die zweite Handelsstadt wurde, war theils wegen seiner Nähe an den Grenzen des Reichs, welche von den Persern und Gothen gefährdet wurden, theils wegen der Entfernung vom Senate, für die Erweiterung der Macht des Kaisers mehr geeignet, als das heidnische Rom. Seit dieser Residenzverlegung wurden in die griechische Sprache viele lateinische Wörter und Redensarten aufgenommen. Seit dieser Zeit und seit dem Hin- und Herziehen barbarischer Völker durch das byzantinische Kaiserthum, ging nach und nach die altgriechische Sprache in das sogenannte Neugriechische über. Konstantin's Grab befindet sich in der, von ihm erbauten, Apostelkirche zu Konstantinopel.

Nach seinem Tode regierten seine Söhne, unter deren schlechter Regierung das Reich immer mehr in Verfall kam. Julian, einer ihrer Verwandten, ward durch die Mönchserziehung, die er genossen hatte, durch die Grausamkeit, welche sich seine kaiserlichen Vetter gegen seine Familie zu Schulden kommen ließen, und durch den Umgang mit heidnischen Philosophen, ein Feind der Christen. Weil er den heidnischen Gottesdienst wieder einführte, wird er von christlichen

Schriftstellern der Abtrünnige genannt. Uebrigens war er ein tapfrer und enthaltsamer Fürst, der in wenigen Monaten viel für das Reich that. In einem Feldzuge gegen die Perser verlor er das Leben, im J. 363.

Seine Nachfolger stellten das Christenthum wieder her. Sie hatten gegen die Einfälle deutscher Völker zu kämpfen.

Theodos der Große (379—395.) hielt durch seine Tapferkeit und Klugheit den bevorstehenden Untergang des Reichs noch auf. Er war der letzte Kaiser, welcher gegen das Ende seiner Regierung, noch das ganze römische Reich, ohne eine einzige Provinz verloren zu haben, besaß. Eine germanische Nation, die Gothen, welche sich im J. 367. in die Ost- und Westgothen getheilt hatten, waren von den Hunnen (§. 40.) verdrängt worden. Theodos bändigte sie, wies ihnen feste Wohnsitze in seinem Reiche an, und verpflichtete sie, Hülfstruppen zu stellen. Dieser Kaiser hatte sich bei ihnen in solche Achtung gesetzt, daß sie ihm, nach dem Tode ihres Königs Athanarich, sagen ließen, sie wären entschlossen, so lange er lebe, keinen andern Fürsten zu haben. Allein unter Theodos Söhnen wählten sie Alarich zu ihrem Fürsten. Theodos Söhne folgten ihrem Vater in der Regierung. Vermöge seines letzten Willens erhielt nämlich sein 18jähriger Sohn, Arkadius, unter Rufin's Vormundschaft, den Orient, und der zweite Sohn, Honorius, welcher noch nicht 11 Jahr alt war, unter Stilico's Vormundschaft, den Occident. Beide Reiche sollten, ungeachtet dieser Theilung, als Ein Staat angesehen werden; aber sie geriethen beide immer mehr in Verfall.

Die Vormünder schadeten durch ihre gegenseitige Eifersucht beiden Staaten *).

§. 39.

Anfang der großen Völkerwanderung.

Schon unter der Regierung Honorius (395—423.) erlitt das abendländische Reich gewaltsame Erschütterungen. Die Westgothen erwarteten nämlich, für die, in einem Feldzuge, den Römern geleisteten, Dienste, Sold und Belohnung. Da sie aber, statt dessen, den Abschied erhielten, fielen sie, auf Rufins Rath, in Italien ein. Anfangs (im J. 400.), wurden sie zurück getrieben; aber nicht lange nachher belagerten sie Rom zwei Mal. Das erste Mal kaufte es sich mit 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 3000 Pfund Pfeffer, 4000 seidnen Kleidern, und 3000 Stck. Häuten los; aber das zweite Mal mußte es ihren Anführer, Alarich, aufnehmen, welcher nach einer abermaligen Eroberung Roms, diese Stadt plünderte, ohne jedoch dabei Blut vergießen zu lassen. Alarich starb im J. 410. auf seinem Zuge nach Afrika, 34 J. alt. Die Römer mußten den Gothen, unter ihrem Anführer, Adolf, das südliche Gallien einräumen. Hier konnten sie sich erst einen festen Sitz verschaffen durch Vertreibung der Vandalen (sie scheinen ihren Namen von Wandeln, d. h. herumziehen, zu haben), der

---

*) Von den morgenländischen Kaisern schreibt sich der doppelte Adler in dem ehemals römisch-deutschen Kaiserwappen her. Sie wollten dadurch ihre Ansprüche auf das abendländische Kaiserthum bezeichnen. In der Folge nahmen auch die abendländischen Kaiser den doppelten Adler in ihr Wappen.

Sueven (von schweifen; daher auch Schwabe, welches soviel als Nomade bedeutet). Die Vertriebenen stifteten nun in Spanien neue Reiche. Einige Jahre nachher breiteten auch hier die Gothen ihre Herrschaft aus, welche ihnen erst im J. 712. durch die Araber (§. 47.) entrissen ward. Die aus Spanien, durch die Gothen verdrängten, Vandalen gingen, unter ihrem tapfern und grausamen Geiserich, nach Afrika, und stifteten daselbst, im ehemaligen karthagischen Gebiete, (wo jetzt die Raubstaaten, Tunis, Algier und Tripolis liegen,) ein vandalisches Reich. Auch Rom ward im J. 455. 14 Tage und Nächte von den Vandalen geplündert. Die geraubten ungeheuern Schätze, ließ Geiserich nach seiner Hauptstadt, Karthago, schaffen. Aber das Schiff, auf welchem sich die in Rom erbeuteten Kunstwerke, namentlich die, ehemals von Titus eroberten, Heiligthümer des Tempels zu Jerusalem, so wie die Statüen und Götter der Helden aus dem Kapitolium befanden, ging unter. Weil durch die Vandalen und andere barbarische Völker, aus Mangel an Kunstsinn, viele Kunstwerke und Büchersammlungen zerstört wurden: so pflegt man noch jetzt diejenige Art der Barbarei, welche sich durch Mangel an Schätzung der Kunstwerke äußert, Vandalismus zu nennen.

Im südöstlichen Gallien setzten sich die Burgundionen fest, im J. 436, und in Brittanien behaupteten sich die Sachsen (Sassen), welche ihren Namen von einer ihrer Waffen, der Sixe (bei welcher sie auch zuweilen schwuren: bei meiner Sixe) haben sollen. Die römische Provinz, Brittanien (§. 37.), war schon unter dem schwachen Honorius von römischer Besatzung entblößt. Die Pikten und Scoten wagten daher Ein-

fälle in diese Provinz. Da sich die Brittanier nicht selbst vertheidigen konnten: so nahmen sie ihre Zuflucht zu den Sachsen, die im heutigen Hollstein wohnten, und riefen diese zu Hülfe. Die Sachsen kamen im J. 459. mit kleinen Schiffen (von Scip, Schieben, leitet man den Namen Schiff ab), welche aus Weiden zusammengeflochten, und mit Thierfellen überzogen waren, und von denen jedes etwa 30 Mann faßte. Ihre Anführer waren Hengist und Horsa (nicht Hengst und Horst). Von Zeit zu Zeit erhielten die Sachsen nicht nur von andern Schwärmen ihrer Landsleute, sondern auch von den ihnen verwandten Angeln, welche Plünderer oder Kaper waren, die sich der schwächern Schiffe auf der See zu bemächtigen suchten, und von den Jüten (Jütländer?) Verstärkung. Der Aufenthalt in Brittanien gefiel ihnen so wohl, daß sie sich endlich nach langen Kämpfen, dieses Landes bemächtigten. Sie theilten es, unter dem Namen des angelsächsischen Reichs, — woraus in der Folge der Name England entstanden ist — in sieben kleine Königreiche. Der Name eines jeden derselben endigte sich mit der Silbe: sex, als Ostsex, Nordsex ꝛc., und daher rührt die noch jetzt gewöhnliche Benennung der Provinzen, in welche England eingetheilt wird. Alle diese Königreiche wurden endlich von dem Könige von Westsex vereinigt. Die Britten zogen sich theils in das heutige Wallis, theils nach Gallien, wo Bretagne von ihnen den Namen erhielt.

§. 40.

Hunnen.

Der furchtbarste Anfall auf Rom geschah von den

Hunnen. Sie sind ein asiatisches Volk, kamen, gedrängt von andern Völkerschwärmen, aus der heutigen Mungalei und Kalmükei, und gaben gewissermaßen die erste Veranlassung zur Völkerwanderung; denn durch sie wurden die Gothen aus ihren ursprünglichen Sitzen vertrieben. Die Hunnen gingen im J. 374 über die Wolga, bezwangen die Alanen, welche an diesem Flusse, an dem Don, dem Kaukasus und kaspischen Meere wohnten und fielen nun, mit den Alanen zugleich, in Europa ein. Der bekannteste unter ihren Anführern ist Attila. Nachdem sie erst im J. 441 das östliche Reich verwüstet und unermeßliche Summen erpreßt hatten, gingen sie nach Gallien und verwüsteten darauf Italien, 452. Bei dieser Gelegenheit soll auch von den, auf die Inseln des adriatischen Meeres geflüchteten, Italienern der Grund zur Stadt Venedig gelegt worden seyn; doch soll, nach Andern, die Gründung dieser Stadt, als eine Folge des Einbruchs der Langobarden, deren am Schlusse dieses Paragraphs Erwähnung geschieht, etwas später fallen. Attila's Heer bestand aus 500 bis 700,000 Kriegern, welche als klein, aber schlau, leicht in ihren Bewegungen, schnell bei ihren Unternehmungen und grausam bis zur Unmenschlichkeit geschildert werden. Attila, selbst klein von Person, erfüllte schon durch das furchtbare Gerücht, welches vor ihm herging, Alles mit Schrecken. Nach seinem Tode — 453 — verschwindet der Name der Hunnen aus der Geschichte. Entweder wurden sie von den Gothen verschlungen, oder zogen sich zurück.

Unterbrechung der Reihe abendländischer Kaiser.

Nach der vorhin (§. 39.) erwähnten Plünderung Roms durch die Vandalen, im J. 455, wurden die römischen Kaiser bald von den Westgothen, bald von den Sueven ein- und abgesetzt. Im J. 475 ward ein röm. Feldherr, Orestes, von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen. Dieser ließ aber seinen Sohn, welcher Romulus hieß, und den Beinamen Augustulus (Augustchen) führte, mit der kaiserlichen Würde bekleiden. Ein Heerführer der deutschen Miethtruppen in Italien, Odoaker, ließ den schwachen Romulus Augustus gefangen nehmen und sich im J. 476 zum Könige von Italien ausrufen. Dadurch ward also die Reihe der abendländischen Kaiser unterbrochen, nachdem dieses Kaiserthum, getrennt von dem morgenländischen, 81 Jahr bestanden hatte. Innere Unruhen, die Ausschweifungen der Miethsoldaten, zum Theil schwache Regenten und Mangel an sittlicher Volksbildung, führten diesen Verfall des römischen Reichs herbei.

Die Ostgothen wohnten bisher, zum Verdrusse der morgenländischen Kaiser, in Panonien, dem heutigen Ungarn. Theodorich, der Sohn eines der ostgothischen Stammhäupter, wurde als Geißel am konstantinopolitanischen Hofe erzogen. Dieser Prinz, welcher nicht nur Oberhaupt seines Stammes, sondern bald auch der übrigen Stämme ward, zog mit seinen Gothen nach Italien, um den Odoaker zu vertreiben. Theodorich machte auch wirklich von den J. 489—493 der Herrschaft des Odoaker's ein Ende, und wurde von seinen Ostgothen zum einzigen Könige von Italien ausgerufen, im J. 493. Seit dieser Zeit

siedelten sich gegen 200,000 gothische Familien in Italien an. Die griechischen Kaiser sahen sich, wiewohl ungern, genöthigt, den neuausgerufenen König von Italien, welcher seinen Sitz zu Ravenna nahm, in seiner Würde zu bestätigen. Theodorich verschwägerte sich nicht nur mit den benachbarten Königen, sondern brachte auch sein Reich in einen blühenden Zustand. Selbst die Künste und Wissenschaften fanden in ihm einen Beschützer. Er starb, nach einer 33jährigen Regierung, im J. 526. In den folgenden 27 Jahren zerfiel aber das Reich; im J. 553 ward es dem griechischen Kaiserthume einverleibt und wurde, unter dem Titel des Exarchats, von Statthaltern (Exarchen), welche zu Ravenna residirten, im Namen der griechischen Kaiser regiert. Im J. 568 stifteten die Langobarden, ein deutsches Volk, welches zu dem suevischen Bunde gehörte und zu August's Zeiten auf der langen Börde im Lüneburgischen und in der Altmark wohnte, und von welchem die Lombardei den Namen führt, in Oberitalien ein neues Reich, dessen Könige zu Pavia ihre Residenz nahmen. Sie hoben im J. 754 das Exarchat auf; das langobardische Reich selbst aber ward noch in demselben Jahrhunderte, wie in der folgenden Periode erzählt werden wird, aufgelöst.

§. 41.

Morgenländisches Kaiserthum.

Das morgenländische Kaiserthum hatte an Arkadius (395—408) und seinem Sohne, Theodos II. (408 — 450) sehr unfähige Regenten. Unter den folgenden Kaisern ist besonders Justinian I.

(527—565) merkwürdig. Er machte dem vandalischen Reiche in Afrika (§. 39.) und dem ostgothischen in Italien (§. 40.) ein Ende. Auf seine Veranstaltung ward ein Gesetzbuch gesammelt. Er trug nämlich seinem Kanzler, Tribonian, auf, mit Beihülfe andrer rechtskundigen Männer, aus den in ältern Gesetzbüchern vorhandenen kaiserlichen Verordnungen Auszüge, und aus diesen ein neues Gesetzbuch (Kodex) zu verfertigen. Dieser Kodex, welchen wir aber nicht mehr besitzen, wurde im J. 529 publicirt. Hierauf gab Justinian dem Tribonian und mehrern Andern Auftrag, Auszüge aus den Schriften von 2000 berühmten Juristen zu machen und diese zu einem Ganzen zu verarbeiten. Diese Arbeit wurde im J. 535 unter dem Titel: der **Pandecten** (Alleszusammengefaßte) bekannt gemacht. Aus diesen ward auf Befehl des Kaisers ein kürzeres Lehrgebäude des römischen Rechts, unter dem Titel der Institutionen, verfertigt, welches späterhin Ergänzungen und Verbesserungen erhielt. Auf diese Weise ward in einer Zeit von 6 Jahren das römische Rechtsbuch, **Corpus juris**, vollendet, welches in den mehresten europäischen Ländern, vor der Bekanntmachung des **Code Napoléon** (§. 93.), Gültigkeit hatte und zum Theil noch bei Rechtssprüchen gilt.

Unter Justinians Regierung kamen auch im J. 555 die Seidenraupen nach Griechenland. Vorher zogen die Griechen ihre seidne Waaren für sehr hohe Preise aus Indien (Ostindien). Noch im 3ten Jahrhundert war die Seide so theuer, daß der römische Kaiser, Aurelian, seiner Gemalin, welche er doch sehr liebte, ein seidnes Kleid abschlagen mußte, weil es

zu viel kostete; denn 1 Pfund Seide mußte mit 1 Pfund Gold bezahlt werden. Von der Entstehung der Seide hatte man in Europa zum Theil nicht einmal richtige Begriffe. Einige sollen sogar in dem Wahne gestanden haben, sie wüchse in Indien und China auf Bäumen. Andre glaubten, eine Art Spinne oder Schnecke ziehe sie aus ihrem Leibe und wickle sie um die kleinen Zweige der Blätter. Man nannte dieses Insekt Ser (von Sers, dem Namen eines scythischen Volks); daher auch die Seide im Lateinischen Sericum heißt. Weil, bei der Prachtliebe der Griechen, große Summen auch für Seide nach Indien gingen: so war der Vorschlag willkommen, welchen einige Mönche, die in Indien gewesen waren, zur Einführung des Seidenbaues in Griechenland, thaten. Sie gingen nach China, brachten von daher eine Menge Sameneier der Seidenwürmer, in ihren ausgehölten Wanderstäben, glücklich nach Griechenland, wo sie diese Eier im Miste ausbrüten ließen. *)

Justinians Nachfolger waren größtentheils schwache Regenten, von welchen mehrern die Nasen abgeschnitten, Andern die Augen ausgestochen wurden.

---

*) 600 J. später ward der Seidenbau in Sicilien eingeführt. Ein sicilianischer König führte im J. 1130 mehrere Seidenfabrikanten aus Griechenland nach Italien. 300 Jahr darauf kam der Seidenbau nach Frankreich Im J. 1286 sah man die ersten seidnen Kleider in England; und 1620 lernte man dergleichen dort verfertigen. Erst gegen das J. 1700 ward der Seidenbau in Deutschland eingeführt, ob es gleich schon unter den Kaisern aus dem sächsischen Hause hier Seidenwebereien gab.

Auch die Streitigkeiten, welche man über die Verehrung der Bilder erhob, äußerten auf das morgenländische Kaiserthum einen sehr nachtheiligen Einfluß. Schon im 5ten Jahrhunderte erwies man den Bildern der sogenannten Heiligen große Hochachtung. Der griechische Kaiser, Leo der Isaurier, untersagte durch geschärfte Befehle im J. 726 den Bilderdienst. Aber er fand an der Geistlichkeit und den Mönchen heftige Gegner. Die folgenden Kaiser arbeiteten ebenfalls an der Unterdrückung des Bilderdienstes; besonders that dieß Konstantin Kopronimus. Doch die Kaiserin Irene, welche ihren Gemahl, Leo IV, ermorden ließ und die Regierung an sich riß, nahm die Bilderverehrung in Schutz und eine Kirchenversammlung im J. 786. verordnete, daß die Bilder Jesus, Maria's, der Engel und Heiligen gottesdienstlich verehrt werden sollten.

§. 42.

Franken.

Unter den Völkern, welche bei den vorhin erwähnten Zügen und Einfällen in das römische Reich vorkommen, ziehen die Franken vorzüglich die Aufmerksamkeit auf sich. Sie besaßen die nördliche Hälfte Frankreichs. Ihre Fürsten stammten von einem gewissen Merovâus her. In der letzten Hälfte des 5ten Jahrh. regierte über einen Theil dieses Volks Chlodowig (Ludwig). Dieser eroberte im J. 486 auch den Theil Frankreichs, welchen bis dahin noch ein Sohn eines ehemaligen römischen Statthalters behauptete. Chlodowig wandte seine Waffen gegen das thüringische Reich, zu welchem das Harzgebirge und ein

Theil von Hessen gehörte; er besiegte die Thüringer und legte ihnen einen Tribut auf. Im Jahre 531 wurde das thüringische Reich eine fränkische Provinz. Auch das burgundische Reich (der südöstliche Theil Frankreichs) kam hinzu. Nachdem Chlodowig den Sieg über die Alemanen erfochten hatte, nahm er im J. 496 das Christenthum an, und wurde von dem Bischofe zu Rheims, Remigius, getauft. Zu gleicher Zeit ließen sich noch 3000 Franken taufen. Der damalige Pabst ertheilte dem Chlodowig den Titel: allerchristlicher König. Auch fand das Mährchen, daß eine Taube das Fläschchen voll Oel, mit welchem Chlodowig und alle seine Nachfolger gesalbt wurden, vom Himmel gebracht habe, Glauben. Chlodowig hatte die Absicht, alle fränkische Völker in ein großes Reich zu vereinigen. Nicht nur die angrenzenden Britten unterwarf er sich, sondern auch dasjenige Gebiet, welches seine Vettern inne hatten. Diese räumte er durch List und Meuchelmord aus dem Wege. Auf diese Weise legte er den Grund zur der nachherigen großen fränkischen Monarchie. Wahrscheinlich ist Chlodowig der Erste unter den deutschen Fürsten, welcher den Titel: König annahm, da vorher die Regenten dieser Völker Thuidans hießen. Entweder gab Attila's Ansehn Veranlassung, den tatarischen Titel: Chan oder Kan, mit der angehängten Silbe: nig (Kanig) aufzunehmen, oder Chlodowig erhielt von seiner Tapferkeit, die im fränkischen Chune heißt, den Namen Chunig, woraus in der Folge König wurde. Unter Chlodowigs schwachen Nachfolgern gewann das fränkische Reich nicht nur wenig, sondern ward sogar oft der Schauplatz blutiger Bru-

derkriege. Die Aufseher über den königlichen Hofstaat und über die Einkünfte, welche Majores domus (Haushofmeister, Hausmaier) hießen, erhielten immer größeres Ansehn, das sogar erblich wurde. Einer dieser Aufseher, Pipin der Kurze, schickte im J. 752 den damaligen König Childerich ins Kloster, erklärte sich, mit Genehmigung des Pabstes, zum Könige, und erwarb seiner Familie, welche von seinem berühmten Sohne, Karl dem Großen, die Karolingische heißt, den Besitz des fränkischen Reichs.

§. 43.

Folgen der Völkerwanderung.

Die bereits erwähnten Bewegungen und Angriffe, welche in einer Reihe von 200 Jahren mehrere nordische und besonders germanische Völker auf das römische Reich machten, werden die große Völkerwanderung genannt. Im 5ten Jahrhundert (von 395 — 493) geschah der fürchterlichste Angriff auf dieses Reich. Daher führt dieses Jahrhundert auch den Namen des Jahrhunderts der Völkerwanderung, obgleich Wanderungen und Streifzüge verschiedener asiatischer Völkerschwärme schon früher statt fanden (§. 33.). Sie begannen von Nordost nach Südwest zu. Das mildere Klima und der angebautere Boden in den südwestlichen Gegenden reizte zum Theil die nördlichen Völker, in jene Gegenden vorzudringen; denn erst in spätern Zeiten ward es der Kultur und dem Fleiße des Menschen möglich, dem Erdboden unter jedem Himmelsstriche nährende Früchte abzugewinnen. Wichtig waren die Folgen der großen Völkerwanderung:

1) Es wurde dadurch eine Mischung fast aller Nationen veranlaßt, bei welcher Alle gewannen und Alle verloren. Jede Nation ward von manchen Vorurtheilen befreit und eine freiere Denkart eingeleitet Allmälig nahmen die deutschen Völkerstämme an der Donau und an dem Rhein die christliche Religion an, welche ihnen einen Schatz von Kenntnissen zuführte, der selbst zur Bereicherung ihrer Sprache beitrug.

2) Die Wissenschaften retteten sich in die Klöster. Allenthalben, wo sich christliche Staaten bildeten, mußte den Geistlichen die Leitung der Staatsgeschäfte übertragen werden. Sie versahen die Stellen der Kanzler, der Räthe, öffentlichen Notarien u. s. w.; denn nur sie verstanden damals die Kunst zu schreiben, welche daher auch die geistliche Kunst genennt wurde.

3) Die Völkerwanderung gab Veranlassung zur Entstehung mehrerer Staaten und zur Einführung ordentlicher bürgerlichen Verfassungen bei den Völkern, welche vorher in dem Zustande der Barbarei lebten.

4) Die bisher gegen Mittag und Abend liegenden europäischen Länder erhielten deutsche Einwohner, deutsche Namen, deutsche Gesetze und Sitten, zu welchen, leider! auch die Zweikämpfe gehörten, welche durch die Langobarden eingeführt wurden.

5) Nachdem die germanischen Völkerstämme weiter nach Süden und Westen in die römischen Provinzen eingedrungen waren: so ward der Osten von Europa mit slavischen Stämmen besetzt, welche den germanischen Völkern nachrückten. Mit dem gemeinschaftlichen Namen der Slaven werden alle die Völkerstämme bezeichnet, welche damals über Rußland, Polen,

Preußen, Schlesien, Mähren, Böhmen, die Lausitzen, Pommern, Hollstein, Mecklenburg und Brandenburg sich verbreiteten. Sie nahmen den großen Erdstrich zwischen dem Don und der Elbe, zwischen dem adriatischen Meere und der Nordsee ein. So wie die einzelnen germanischen Stämme verschiedne Namen führten: so war dieß auch bei den Slaven der Fall. In Böhmen hießen sie Czechen; in Mähren Morawaner; in der Lausitz Lusitzer; in Polen Lechen u. s. w. Ein Zweig der Slaven, die Sorben, gingen ums J. 534 über die Elbe, setzten sich im Meißnischen fest und legten die Orte: Dresden, Chemnitz, Zwickau, Wurzen, Leipzig u. a. an. *) Weil nach Besiegung derselben viele von ihnen zu Leibeigenen gemacht wurden: so gab man diesen den Namen der Sklaven. Neben den Slaven wanderten in den europäischen und asiatischen Norden die finnischen Völkerstämme, zu welchen die Finnen, Lappen, Esthen, Ingrier, Liven und Magyaren (letztre in Ungarn) gehören.

6) Aus der Vermischung der germanischen Sprachen mit der römischen bildeten sich, doch erst später, mehrere andre Sprachen, als: die italienische, französische, englische, portugiesische und spanische, welche letztre noch mit der arabischen vermischt ist. **) Die Sprachen der germanischen Völker zur Zeit der Völkerwandrung waren von unsrer jetzigen deutschen Sprache sehr unterschieden. So klangen im 4ten

---

*) S. meinen Leitfaden zur sächs. Geschichte. §. 8.

*) So ward der Name der Stadt Caesarea Augusta im Spanischen in Zaragoza (Saragossa) verwandelt.

Jahrh. in der fränkischen Sprache die Worte: Herr Gott dich loben wir, so: Thih cot lopemus. Das bekannte Gebet: Vater unser, der du bist im Himmel, lautete in der Sprache der Gothen: Atta unsar, thu in himinam; in der Alemanischen: Fatter unseer thu pist in himile; im Angelsächsischen: Faeder ure, thu te eart on heosenum u. s. w. In den römischen Provinzen, welche unter die Herrschaft germanischer Völker gekommen waren, blieb die römische Sprache, bei öffentlichen Verhandlungen und in Schriften, noch im Gebrauche; denn die germanischen Dialekte, die man zwar allenthalben sprach, eigneten sich nicht zum Gebrauche für die Wissenschaften. Allein aus der sehr verderbten lateinischen Aussprache und ihrer Vermischung mit fremden Wörtern und Wortverbindungen, gingen mit der Zeit die vorhin erwähnten neuen Sprachen hervor, an welchen noch jetzt ihre Abstammung von der römischen unverkennbar ist.

§. 44.

Allodium. Lehnswesen.

Ehe noch die vorhin erwähnten germanischen Völker in das römische Gebiet eindrangen, waren sie Barbaren, d. h.: die Grundsätze des bürgerlichen Vereins waren ihnen noch unbekannt. Die eroberten Länder wurden durch das Loos vertheilt; jeder, welcher an der Eroberung Theil genommen hatte, erhielt ein freies Eigenthum, von dessen Ertrag er als Besitzer seine Nahrung zog. Diese Besitzungen hießen Alode (Allodium, Loßgüter Grundeigenthum). Diejenigen streitbaren Männer, welche sich durch Tapferkeit oder in andrer Rücksicht

auszeichneten, standen in größerm Ansehn, als die übrigen. Ihre Nachkommen bildeten den sogenannten Adel, oder die adlichen Freien, welchen die andern Freien nach und nach größere Rechte zugestanden. Diese adlichen Freien hatten ein, unter ihrer Fahne stehendes, Geleit junger Krieger, welchen sie für die geleisteten Dienste einen Theil ihrer Allodien unter einer Bedingung einräumten, welche mit dem Leihen oder Lehnen die meiste Aehnlichkeit hatte. Daher wurden diese Grundstücke in der Folge selbst Lehne (Feudum von fe Lohn und ode ein Besitz) oder Fehdgüter genannt. Derjenige, welcher von einem Reichen ein solches Lehn erhielt, war dessen Lehnsmann (daher der so häufig vorkommende Name Lehmann), Lehnsträger oder Vasall (welches letztre Wort mit Gesell gleiche Bedeutung hat). Anfangs dauerten die Lehen nur so lange, als der Dienst währte, oder als es der Geber (Lehnsherr) wollte; in der Folge aber wurden sie auf Lebenszeit vertheilt. Als sich das Lehnswesen zu bilden anfing, hielt man diejenigen, welche keine Lehen annahmen, für edler, als diejenigen, welche sich in Lehnspflicht nehmen ließen; aber in der Folge ließ man sogar Allodien in Lehen verwandeln und nahm sie von einem Mächtigen, wie von einem fränkischen Könige, von welchem man sich nun gegen Angriffe mehr geschützt glaubte, zu Lehen. So findet sich also hier der Ursprung des sogenannten Lehnswesens, welches in jenen Zeiten, wegen Mangel an baarem Gelde und aus andern Ursachen nöthig war. Die fränkischen Könige belehnten ihre Getreuen auch mit verschiedenen Würden, als der eines Herzogs, Grafen u. a. Die großen Vasallen theilten ihre Lehngüter wieder an

freie Leute aus, wofür diese ihnen verschiedene Dienste leisten mußten. Den Einen belehnten sie z. B. mit der Jagdgerechtigkeit; den Andern mit der Fischerei. Manche Lehnsherren legten in der Folge zuweilen ihren Vasallen lächerliche Bedingungen auf. So mußte z. B. ein Lehnsmann sich jährlich an einem festgesetzten Tage, mit einem Sperlinge an einer Schnur, im Hause des Lehnsherrn einfinden; ein Andrer auf einem mit Hengsten bespannten Wagen ein Ei vorfahren, oder einen Zaunkönig auf einem großen Wagen zuführen, oder gar die Frösche schweigen heißen u. s. w. — Selbst die geistlichen Würden wurden als Lehen behandelt, insofern die Aebte, oder Bischöfe wegen der Ländereien, welche sie besaßen, mit Ring und Stab belehnt wurden, d. h. von dem Fürsten, unter dessen Landeshoheit die Güter standen, welche einer bischöflichen Kirche gehörten, bei dem Antritte ihrer Aemter Stab und Ring erhielten. —

Die (weltlichen) Lehnsleute bildeten in jenen Zeiten das stehende Heer der Nation. Sie waren verbunden, ihres Lehnsherrn Leben, Gut und Ehre, wie ihre eigne Güte zu vertheidigen und ihm im Kampfe zu folgen. Aus diesem Grunde waren aber auch die Lehen von allen Abgaben frei.

Außer den Adlichen gab es noch unter den alten germanischen Völkern gemeine Freien, welche von dem Adel ganz unabhängig, als freie Männer, zu Kriegsdiensten verpflichtet waren. Die Leibeigenen waren meistentheils Kriegsgefangene und Sklaven der Freien. Sie mußten die häuslichen Geschäfte, den Feldbau und die Viehzucht besorgen und für ein Stück Feld, wel-

ches sie erhielten, jährlich eine bestimmte Abgabe entrichten. Erst die Enkel eines Freigelassenen wurden als Freigeborne betrachtet und genossen die Rechte der Freien. In den Händen der freien Stände war die höchste Gewalt. Diese wurde von der Nation auf ihren Versammlungen ausgeübt, welche bei den Franken März- oder Maifelder — von dem Monat, in welchem diese Versammlungen gehalten wurden — hießen. Anfangs war die Macht der Anführer, der nachherigen Könige, sehr beschränkt. Erst in der Folge erweiterte sie sich, als sich nach und nach ein Hofstaat um den König bildete, welcher den Namen Leudes, Leute (so nannte man überhaupt die Lehnsleute) führte. Der neu erwählte König ward, nach einer alten Sitte, auf ein Schild gesetzt und in der Versammlung herumgetragen, welche ihm dann durch Jauchzen und Händeklatschen ihren Beifall zu erkennen gab. Die ersten Könige waren nur Anführer im Kriege. Die germanischen Völker gingen entweder in der Heermanie (Heerbann), oder im Geleite zu Felde. Manie hießen ihre, unter freiem Himmel gehaltenen, Berathschlagungen, welche aber, wenn Krieg beschlossen ward, Heermanie genannt wurden. Bei der Heermanie wurde daher die ganze Nation zum Kriege aufgeboten, und ihr Führer (Heermann, Herzog, der vor ihnen herzog) kommandirte unter der Gottesfahne und ihrem Priester. Er wählte sich seine Gesellen (comites,) die Alten, Grauen (Grafen) selbst. Bei dem Geleite traten freiwillige Krieger, unter Anführung eines selbstgewählten Führers, zusammen, ohne daß die ganze Nation an dieser Unternehmung Antheil nahm. — Von den Waffen der alten Deutschen

ist schon früher (§. 34.) geredet worden. Zu ihrer Feldmusik bedienten sie sich auch der Pauken.

§. 45.

Juden.

Zu Anfange dieser Periode erfolgte die gänzliche Auflösung des jüdischen Staats. Nach Herodes des Großen Tode (§. 34.), besonders aber im J. 27 nach Chr. Geb. ward ein großer Theil von Judäa in eine römische Provinz verwandelt, über welche Prokuratoren gesetzt wurden, unter welchen Pontius Pilatus der bekannteste ist. Schon dieser reizte die Juden einige Mal zu empfindlichen Klagen; aber seine Nachfolger fügten ihnen noch mehrere Bedrückungen zu. Herodes Agrippa (starb 45 nach Ch.) besaß, unter dem römischen Kaiser Kaligula (§. 37.), mit welchem er gemeinschaftlich erzogen worden war, noch einmal das ganze, vorher schon getheilte, Reich seines Großvaters. Weil man aber dessen 17jährigen Sohn, Agrippa, für zu jung zur Regierung hielt: so ward Judäa als römische Provinz eingezogen, von welcher jedoch im J. 51. Agrippa einen Theil bekam. In dem folgenden Jahre nahmen die Unruhen in Judäa ihren Anfang. Die Volksmenge, welche zu den hohen Nationalfesten, besonders zu dem Passahfeste, in Jerusalem zusammenkam, hatte bisweilen zu diesen Festzeiten bedenkliche Unruhen erregt. Daher wurden die Römer veranlaßt, an hohen Festtagen Wachen vor die Thoren des Tempels zu stellen. Dieß verdroß die Juden nicht wenig. Im J. 52, wo das Passahfest ungewöhnlich zahlreich besucht wurde, beschwerten sich die Juden bei dem damaligen römischen Prokurator,

Humanus, über das unanständige Betragen der Wache. Ungeachtet sie der Prokurator zu besänftigen suchte: so rotteten sie sich doch zum Aufruhr zusammen. Als aber verstärkte römische Wache erschien: so geriethen die, in dem Tempel versammelten, Juden in eine solche Angst, daß sie eiligst den Tempel verließen. In diesem Gedränge bei dem Hinauseilen sollen einige 1000 erdrückt worden seyn. Unter dem Statthalter Felix, welcher ein Günstling des Kaisers war, verging fast kein Tag, an welchem nicht aufgegriffene Räuber, Mörder und Aufrührer unter den Juden hingerichtet wurden. Auf freier Straße in Jerusalem verübten gedungene Meuchelmörder Mordthaten. An einen vorgeblichen Messias, welcher aus Aegypten kam, schlossen sich 30,000 streitbare Männer an. In solcher traurigen Lage befand sich das Land, als Felix durch Festus abgelöst wurde, im J. 63. Die Straßen wurden durch Räuber unsicher gemacht, mit welchen sich die abgesetzten brotlosen Hohenpriester verbanden. Nachdem der, von Herodes dem Großen eingeleitete, Tempelbau (§. 34.) vollendet war, suchten sich auch die, jetzt brotlos gewordenen, Arbeiter vom Raube zu nähren. Gessius Florus, der Nachfolger des Festus, vollendete die Greuel. Dieser begünstigte nicht nur die Unruhen, sondern er trieb seine Ungerechtigkeit noch weiter: die Räuber mußten mit ihm den Raub theilen. Mehrere Juden flohen nach Aegypten und verklagten ihn; sie fanden aber kein Gehör. Als im J. 66 der Kaiser, Nero, die, von Herodes dem Großen erbaute, Stadt, Cäsarien den Syrern schenkte, wandten die Juden ihre Waffen gegen die Römer. Florus wollte den Tempelschatz

plündern lassen. Weil er aber daran gehindert wurde, so ließ er eine Plünderung der Stadt Jerusalem vornehmen. Nun wurde der Unwille der Juden gegen die Römer noch heftiger. Diejenige Partei, welche am meisten gegen sie aufgebracht war, verband sich mit den Räubern. Die Römer sahen sich genöthigt, auf Gegenanstalten zu denken und ließen eine Armee in Judäa einrücken. Auf dem Marsche dieses Heeres gingen alle Städte und Dörfer in Flammen auf und die Einwohner derselben wurden niedergehauen. Die Einwohner Jerusalems gingen den Römern entgegen und schlugen sie zurück. Die Gesandten, welche die Römer an die Juden schickten, wurden ermordet. Die gemäßigtere Partei mißbilligte dieß und trennte sich von dem wüthenden Haufen. Nach mehrern andern kriegerischen Vorfällen zwischen den Römern und Juden, schickte endlich Nero im J. 67 die Feldherren Vespasian und Titus, mit zwei Armeen nach Jerusalem. Die Juden vertheidigten sich mit beispielloser Hartnäckigkeit. Ganze Schaaren von ihnen ermordeten sich verabredetet Maßen selbst, als sie sich nicht mehr vertheidigen konnten. Endlich gelangten die Römer zur jüdischen Hauptstadt. Die friedlichere Partei der Juden rieth zur Uebergabe, aber Eiferer (Zeloten) beharrten auf Krieg. Beide Parteien verfuhren mit großer Erbitterung gegen einander, so, daß der innere Krieg den gegen die Römer weit an Grausamkeit übertraf. Die Zeloten, welche den Tempel inne hatten, erlaubten sich in der Stadt Plünderung und Mord. Unter ihnen selbst entstand Uneinigkeit und Trennung. Als drei innere Parteien in Jerusalem waren, wurde Vespasian, welcher zum Kaiser er-

wählt worden war, im J. 69 (§. 37.) abgerufen. Sein Sohn, Titus, rückte nun näher vor Jerusalem. Es war kurz vor dem Passahfeste. Jetzt vereinigten sich die drei Parteien, ohne doch ihren gegenseitigen Haß aufzugeben. Titus ließ Friedensvorschläge thun, welche aber verächtlich abgewiesen wurden. Die Stadt ward nun stark mit Steinen beschossen. Als Titus schon im Besitz von Jerusalem war, ließ er den Juden noch einmal Friedensvorschläge thun, und verlangte nur, daß sie sich ergeben sollten. Allein seine Vorschläge wurden nicht angenommen. Titus wünschte den Tempel zu schonen; aber ein römischer Soldat hatte in eins der Tempelgebäude einen Feuerbrand geworfen, wodurch das ganze Gebäude in Flammen aufging. Nur mit Mühe und Noth rettete man noch einige Geräthe, welche nach Rom gebracht wurden. Es war der 7te September des J. 70, als Titus die Stadt mit Sturm einnahm. Das furchtbare Blutbad, welches die römischen Soldaten anrichteten, konnte Titus nicht hindern. 1100,000 Menschen sollen dabei das Leben verloren haben. Die Stadt wurde geschleift und ein großer Theil der Einwohner in die benachbarten Länder zerstreut; mehrere wurden als Sklaven verkauft. Uebrigens hat der Wunderglaube der frühern Zeiten die Erzählung von Jerusalems Zerstörung durch mancherlei fabelhafte Zusätze entstellt. Schon der jüdische Schriftsteller, Josephus, welcher ein Augenzeuge dieser Schreckensscene war, hat seine Geschichte des jüdischen Krieges so abgefaßt, daß der Hang seiner Landsleute zum Wunderbaren dabei seine Rechnung finden konnte; aber mit noch mehrern Fabeln ward eine, mehrere hundert Jahre später ver-

fertigte, Erzählung von Jerusalems Zerstörung ausgestattet, welche noch hie und da an einem Sonntage im Jahre in den Kirchen vorgelesen wird *). Wegen des glücklichen Sieges über die Juden hielt Titus einen glänzenden Triumph, und ihm sowohl, als seinem Vater, Vespasian, ward ein Triumphbogen errichtet, von welchem noch Ueberreste zu sehen sind.

Seit Jerusalems Zerstörung hörten die Juden auf, ein eignes Reich auszumachen. Ihrer Zerstreuung ungeachtet, standen sie indessen doch noch lange Zeit unter zwei Patriarchen, von welchen einer zu Babylon, der andre zu Tiberias, wohin auch das Synedrium gelegt ward, regierte.

Unter Trajan's und Hadrian's Regierung (116—133.) wagten die Juden neue Empörungen gegen die Römer in Afrika, und tödteten viele Römer. Ein Betrüger, Bencosba (Sternsohn), gab sich für ihren Messias, oder für den Stern aus, welcher nach 4 B. Mose 24, 17. von Jakob aufgehen sollte. Hadrian ließ nun auch das Stück, welches noch von dem alten Jerusalem stehen geblieben war, schleifen, auf diesem Platze eine neue Stadt, Aelia Capitolina, erbauen, und über ein Thor derselben das Bild des, den Juden verhaßten, Schweines aushauen. Bei Strafe verbot er den Juden, sich der Gegend, wo Jerusalem gestanden hatte, zu nähern. Selbst der Name Jerusalem erlosch, bis er zu Konstantins Zeiten (§. 38.) wieder in Aufnahme kam. Nach jedem neuen

---

*) In manchen Ländern hat man diese fabelhafte Erzählung schon längst mit einer historisch richtigeren zum Vorlesen in den Kirchen vertauscht.

Versuche, welchen die Juden zur Wiedererlangung ihrer Freiheit machten, wurden sie nicht nur zum Theil aus ihren bisherigen Wohnplätzen vertrieben, und auf den Märkten zu Terebinthum und Gaza, um den nämlichen Preis, wie die Pferde, verkauft, sondern auch da, wo man sie duldete, mit erhöhten drückenden Schatzungen belegt.

Als sie in der Folge eine etwas glimpflichere Behandlung erfuhren, veranstaltete einer ihrer Lehrer, Juda der Heilige, gegen das Jahr 189. eine Sammlung ihrer mündlichen Ueberlieferungen. Von diesen Ueberlieferungen gab man vor, Moses habe sie von Gott empfangen, und dem Aaron mitgetheilt, durch diesen aber wären sie, von Mund zu Mund der Priester, weiter fortgepflanzt worden. Als in der Folge noch zu diesen gesammelten Traditionen Erklärungen hinzu kamen: so erhielt diese ganze Sammlung den Namen des Talmud's, der bei den Juden in großem Ansehn steht. Die Juden in Palästina endigten ihre Erklärungen etwa gegen den Anfang des vierten Jahrhunderts; die in Babylon lebenden aber brachten ihre Arbeit erst 200 Jahr später zu Stande. Daher ist der jerusalemische und babylonische Talmud zu unterscheiden. Der Talmud überhaupt ward zwischen dem zweiten und sechsten Jahrhundert zusammen getragen. Er besteht aus einer Sammlung jüdischer Traditionen, Gewohnheiten und Gesetze. Es finden sich darin, neben manchen schönen Gedanken, die seltsamsten Meinungen über den Ursprung der Welt, über die große Weisheit der Erzväter, über die Natur der Seele u. s. w. Ein jüdischer Jüngling, Jacob Weil, hat vor einiger Zeit Fragmente aus dem Talmud herausgegeben. — Un-

ter Kaiser Julians Regierung (§. 38.) im J. 363. machten die Juden einen Versuch, ihren Tempel wieder aufzubauen; der Plan kam aber nicht zur Ausführung. Im fünften Jahrhundert wurden sie abermals von einem Betrüger, Moses von Kreta, der sich für ihren Messias ausgab, hintergangen. Durch diesen Vorfall wurden mehrere bewogen, zur christlichen Kirche überzutreten.

§. 48.

Zustand der christlichen Kirche.

Seitdem das Christenthum durch Konstantin zur Landesreligion erhoben worden war (§. 38.), verbreitete es sich immer weiter. Sichtbar wuchs nun auch das Ansehn der christlichen Lehrer *), von welchen die vornehmsten den Namen der Bischöfe (Aufseher) führten. Bald bildete sich aus den Lehrern eine eigne Klasse von Beamten, unter dem Namen des Klerus (der Klerisei), von welcher die Gemeinden, deren Mitglieder man nun Laien nannte, nach und nach unter eine Art Vormundschaft gesetzt wurde, die zuletzt in Herrschaft überging. Der, aus dem Judenthume entlehnte, Name Klerus sollte nichts anders bezeichnen, als daß die Diener der neuen kirchlichen Gesellschaft dasjenige vorstellen müßten, was einst in der jüdischen Verfassung der ausgezeichnete Stamm Levi gewesen sey. Weil nämlich diesem Stamme kein eignes Erbtheil durch das Loos zugetheilt worden war, indem Gott selbst erklärt hätte, daß er selbst sein Erbtheil sey: so ward er Loos

*) S. Grundriß der allgemeinen Religionsgeschichte. §. 36. und 43.

(Klerus) des Herrn. Dieß trug man nun auch im vierten Jahrhundert auf die christlichen Bischöfe und Presbyter (Aeltesten) über. Mehrere von diesen vergaßen den Zweck ihres Amts, und strebten nur nach Rang und Reichthum. Aus den Vermächtnissen, welche wohlhabende Personen den Kirchen bestimmten, entstanden die sogenannten Bißthümer. Unter den Bischöfen selbst erhoben sich Rangstreitigkeiten, welche für die christliche Lehre selbst nachtheilig wurden. Dem römischen Bischofe gelang es endlich, den Titel Pabst (Papa, Vater), mit welchem man vorher auch andre Bischöfe belegt hatte, sich ausschließend anzumaßen. Man verfolgte und verketzerte sich um Meinungen. Diejenige Parthei, welche die mehresten Anhänger fand, nannte sich die allgemeine (katholische) Kirche. Besonders erhob man schon im vierten Jahrhunderte Streitigkeiten über die Person Jesus. Uneingedenk Luc. 10, 22. stritt man, ob der Sohn Gottes dem Vater gleich, oder nur ähnlich sey. Diejenigen, welche das letztre behaupteten, hießen, nach einem Diakonus Arius, Arianer. Im J. 325. wurde eine Kirchenversammlung zu Nicäa gehalten. Es waren auf derselben 300 Bischöfe, und überhaupt 2000 Menschen, zwei Monate lang, auf Kosten des Kaisers, gegenwärtig. Hier wurde festgesetzt, in welchen Formeln man sich über die Person Jesus Christus ausdrücken sollte. 50 Jahr später stritt man auch über den heiligen Geist, und bestimmte ebenfalls die Ausdrücke, in welchen man über ihn sprechen und lehren sollte. Die Ausdrücke: Dreieinigkeit, göttliche Person, u. a. wurden nun in die christliche Lehre aufgenommen. Die Aufnahme solcher festgesetzten Formeln und die Beobachtung kirchlicher Ge-

bräuche fing man nun an, für die Hauptsache des Christenthums anzusehen. Auch die anfangs ganz einfachen christlichen Religionsgebräuche verwandelten sich in prachtvolles Zeremonienwerk.

Schon die ersten Christen feierten den Sonntag; sie gingen aber nach geendigter religiösen Versammlung wieder an ihre Arbeit. Konstantin untersagte alle Arbeiten für den Sonntag, und gestattete sie nur den Landleuten, im Fall die Witterung sie nothwendig machte.

Die Feier des Todestags Jesus, so wie des Oster- und Pfingstfestes war schon im zweiten Jahrhundert gewöhnlich. Auf der Versammlung zu Nicäa wurde auch die Zeit bestimmt, wenn diese Feste gefeiert werden sollten. Dieser Bestimmung zu Folge, sollte das Osterfest allemal auf den Sonntag gefeiert werden, welcher zunächst nach dem ersten Vollmonde, nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche fiele, und zwar darum, weil am Tage der Kreuzigung Christus ein Vollmond gewesen wäre. Seit dem zweiten Jahrhunderte kamen zu diesen Festen noch andre, als das Himmelfahrtsfest; im vierten Jahrhundert erst das Weihnachts- oder Geburtsfest Jesus, welches die Griechen den 26sten Januar, die abendländischen Christen aber den 25sten December feierten. Die Abendländer wählten den 25sten December auch darum, weil um diese Zeit die Saturnalien (§. 28.) der heidnischen Römer gefallen waren, bei welchen sie auch einander Geschenke zu geben pflegten. Außer den erwähnten großen Festen beging man noch die Gedächtnißtage der Märtyrer (Zeugen der Wahrheit, d. h. derjenigen Personen, welche um des Bekenntnisses der Religion willen ihr Leben aufgeopfert hatten), und der Heiligen. So nannte man nämlich

diejenigen Personen, welche sich um die christliche Religion wirkliche oder blos vorgegebene Verdienste erworben hatten, und von welchen man nachher behauptete, sie hätten mehr gute Werke gethan, als zu ihrer eignen Seligkeit nöthig gewesen wären *).

Die Mutter des Kaisers Konstantin, mit Namen Helena, reiste im J. 325. nach Palästina, und kniete andachtvoll auf dem Hügel, auf welchem, dem Angeben nach, Jesus gekreuzigt worden war. Bei dem Nachgraben fand man drei große Kreuze; eins mit der bekannten Inschrift: I. N. R. I. Diesem angeblichen Kreuze Christi und bald auch dem nachgeahmten Kreuzzeichen schrieb man wundervolle Wirkungen zu. Man erzählte, daß eine todte Frau, auf welche Helena das Kreuz Christi legte, sogleich das Leben wieder erhielt. Zum Andenken an diese Auffindung des Kreuzes Christi wird in der römischen Kirche der dritte Mai als Fest der Kreuzeserfindung gefeiert. Im J. 615. soll der persische König, Cosroes, in einem Kriege, welchen er mit dem griechischen Kaiser, Heraklius, führte, dieses Kreuz mit nach Persien genommen haben. Allein Heraklius holte, nach Besiegung seines Gegners, dasselbe wieder zurück, und brachte es nach Jerusalem. Zum Andenken an diesen (erdichteten) Vorfall ward der 14te September als Fest der Kreuzeserhöhung bestimmt. Seit Konstantins Zeiten ward die Figur des Kreuzes auch auf Münzen gesetzt. Daher sich unstreitig der Name Kreuzer schreibt. Die morgenländischen Kaiser

---

*) S. über den kirchenhistorischen Theil des Kalenders in meinem Grundriß einer allgemeinen Religionsgeschichte. S. 131. ff.

ließen das Abendmalsbret und die Gräber der Märtyrer mit dem Kreuzzeichen, welches noch jetzt zum Symbole der christlichen Religion dient, versehen. In der Folge legte man nicht nur Kreuzgänge in den Kirchen an, und suchte bei dem Gebete die Hände in die Form eines Kreuzes zu bringen, sondern man verfertigte auch Krucifixe, oder Bildnisse vom gekreuzigten Christus. Bei dem Segensprechen in der Kirche, bei der Taufe und andern religiösen Feierlichkeiten wurde das Kreuzzeichen mit der Hand gemacht.

Das, an sich unschuldige und zum Theil selbst fromme, Verlangen, die heiligen Plätze, auf welchen Jesus einst gewandelt hatte, zu sehen, ward immer größer. Daher unzählige Wallfahrten — Reisen nach solchen und andern, in religionsgeschichtlicher Hinsicht für wichtig gehaltenen Orten als, zu den Grabstätten der Heiligen u. s. w. angestellt wurden. Man brachte auch einige Ueberbleibsel von sogenamten Heiligen, die man Reliquien nennt, mit zurück, mit welchen bald ein beträchtlicher Handel getrieben wurde. Hier rühmte man sich, die Fußtapfen zu besitzen, welche Christus nach seiner Auferstehung zurück gelassen habe; dort gab man vor, eine von denjenigen Thränen zu verwahren, welche er am Grabe Lazarus geweint habe. Einige andre Reliquien, welche man zu haben vorgab, waren: etwas von Noah's Barte; ein Stück von der Erde, aus welcher Adam geschaffen war; Flachs von Maria's Spinnrocken; ein Bündchen Heu von dem, für die Thiere der sogenannten heiligen drei Könige bestimmten Futter; des Christkindchens Schlafmütze; den Koth, auf welchem Hiob gelegen haben sollte, und den sogar ein berühmter Kirchenlehrer im fünften Jahrhun-

dert in einer Lobrede pries; etwas Ruß aus dem Feuerofen der drei Männer; ein Stück von der Serviette des Bräutigams auf der Hochzeit zu Kana; ein Stück von dem Schurzfell, welches der Fleischer getragen haben sollte, der das Kalb bei der Rückkehr des verlornen Sohnes schlachtete *). In der Folge schwur man sogar auf die Reliquien, und glaubte sich durch ihren Besitz gegen jede Gefahr gesichert.

Christliche Lehrer erlaubten sich, seit dem sechsten Jahrhunderte, sogenannte fromme Betrügereien, d. h. sie gaben Wunder vor, welche die Heiligenbilder verrichtet haben sollten. Daher entstanden die sogenannten Legenden, oder fabelhaften Erzählungen von den Thaten und Schicksalen der Heiligen.

Die, schon durch das Einsiedler- und Mönchswesen (§. 36.) begünstigte, Meinung, daß Kasteiungen und Büßungen Gott wohlgefällig wären, fand immer mehr Beifall. Daher entstanden gegen das J. 488. die sogenannten Säulenheiligen. Ein Schwärmer, Simeon Stylites, erbaute sich in der Nähe von Antiochien auf einem Berge eine Säule, 9 Fuß hoch, welche er allmälig bis auf 50 Fuß erhöhte. Auf dem Gipfel derselben brachte er 30 Jahr lang zu. Die, in seiner Nachbarschaft wohnenden, Menschen brachten ihm Speise und Trank, und staunten ihn mit aberglaubiger Verehrung an. Der Ruf dieses sonderbaren Schwärmers erscholl sogar bis an den Hof des Basilikus, Kö-

---

*) Noch im 16ten Jahrhundert zählte ein deutscher Hauptmann den in Rom erbeuteten Strick, an welchem sich Judas erhenkt hatte, wenigstens zu den erbeuteten Kleinodien.

nigs der Sarazenen. Er wurde neugierig, den Heiligen zu sehen, und reiste zu ihm. Als er ihn auf seiner Säule stehend, und im Gebet begriffen fand, fiel ein großer Wurm vom Körper des Heiligen herunter, (denn es hatten sich Würmer in einer Wunde bei ihm erzeugt). Der König ließ den Wurm (so lautet die Legende) sogleich aufheben, und legte ihn, als ein Zeichen seiner Verehrung, nach morgenländischer Sitte, auf seine Augen. Simeon verwies ihm dies, indem er sprach: es ist ja nur ein Wurm. Aber was geschah? Der König fand in seiner geöffneten Hand, statt des Wurmes, eine schöne, große Perle, welche ihm der Heilige als rechtmäßiges Eigenthum zuerkannte. Durch dieses Wunder wurde der König auf der Stelle zum Christenthume bekehrt!! — Simeon starb auf seiner Säule. Aehnliche Schwärmer gab es mehrere.

Das Ceremonienwesen fand einen eifrigen Beförderer an dem römischen Bischof, Gregor I., oder dem Großen, welcher im Jahre 604. starb. Er begünstigte das Mönchsleben und die Lehre vom Fegfeuer. Diese Lehre zufolge wird angenommen, daß die Seele der von der Erde Geschiedenen erst einen Zustand der Reinigung bestehen müsse, bevor sie in den Himmel aufgenommen werden könne. Aus dieser Meinung läßt sich der Ursprung der Seelenmessen erklären.

Auch die Gebräuche bei der Messe setzte Gregor I. fest. Die ersten Christen feierten das Abendmal bei einer gemeinschaftlichen Tafel. Diese Mahlzeiten hießen Liebesmäler (Agapen). Aller Unterschied des Ranges war dabei gänzlich aufgehoben, und man sahe sich nur für eine einzige große Familie an. Als aber die Zahl der Christen sich beträchtlicher vermehrte, ver-

legte man die Abendmalsfeier in die Kirchen, oder religiösen Versammlungshäuser. Wer dieser Feier, welche nach dem Gesange und dem religiösen Vortrage vorgenommen wurde, nicht beiwohnen wollte, konnte nach Hause gehen. Ein Diener der Kirche entließ die Zuhörer mit den Worten: Ite, missa est (Ihr könnt nun gehen; die Versammlung wird entlassen). Das verstanden aber diejenigen, welche mit der lateinischen Sprache unbekannt waren, nicht. Sie nannten daher die Abendmalshandlung selbst Missa, welches Wort in der Folge in Messe verwandelt wurde. Späterhin verstand man unter Messe das Vorlesen der Gebete vor dem Altar *). Die Liturgie in der römisch-katholischen Kirche, oder die Anordnung alles dessen, was in den religiösen Versammlungen zur Weckung und Belebung der Andacht geschieht, ist größtentheils das Werk Gregors I., welcher sie in seinem Meßkanon festsetzte. Weil mit der Meßfeierlichkeit auch Gesang verbunden wurde: so gründete Gregor eine Anstalt, in welcher künftige Religionslehrer im Singen Unterricht erhielten. Auch Auswärtige kamen in diese berühmte Singeschule, in welcher Gregor selbst unterrichtete. Noch

---

*) Die Feierlichkeit, welche jetzt in der römisch-katholischen Kirche den Namen Messe führt, besteht aus 3 Theilen: 1) Dem Offertorium, oder der Aufhebung und Verehrung der geweihten Hostie, welche in einer kostbaren, mit Edelsteinen besetzten Kapsel (Monstranz) befindlich ist; 2) der Wandlung, oder Einsegnung der Hostie und des Weins, welche der Geistliche genießen soll; 3) der Sumtion, oder dem Genusse des gereichten Brotes und Weines selbst. Ist Musik mit dieser Feierlichkeit verbunden: so wird sie ein Hochamt genannt.

300 Jahre nach seinem Tode ward das Buch, nach welchem er unterwies, und auch die Peitsche, mit welcher er seine Singschüler in Ordnung zu erhalten suchte, vorgezeigt. Nach dieser Singeschule bildeten sich in der Folge die sogenannten Singechöre, zu deren Entstehung doch vielleicht auch die sogenannten Bettelmönche (§. 52.) Anlaß gegeben haben können. Nach der Sitte der Vorzeit, jede Anstalt einem sogenannten Heiligen als Schutzpatron zu widmen, wurde Gregor I. zum Patron der Singechöre erwählt, zu dessen Ehre auch von einem seiner Nachfolger, Gregor dem IV., im neunten Jahrhundert das Gregoriusfest (12. März), eingeführt worden seyn soll. Dieses, ehedem so beliebte, Kinderfest ist ohne Zweifel eine Nachahmung der, bei den Griechen und Römern gewöhnlichen, Minervenfeste. Eines derselben ward bei den Römern den 19. März, als den vermeinten Geburtstag der Göttin, durch Prozessionen (Umgänge) und Loblieder gefeiert, an welchen auch die Jugend mit ihren Lehrern Antheil nahm. Christliche Lehrer sahen sich zuweilen genöthigt, dergleichen heidnische Feste, wegen des großen Ansehns, in welchem sie standen, beizubehalten. Sie gaben ihnen nur andre Namen und Deutungen *).

Ungegründet ist aber das Vorgeben, daß bei Gelegenheit einer, zu Gregors I. Zeiten ausgebrochenen, Pest die sogenante Litanei, und die bei dem Niesen gebräuchliche Wunschformel: Gott helf! aufgekommen seyn soll. Schon bei den Griechen war es gewöhnlich, dem Niesenden zuzurufen: Zevs hilf! Der Niesende

---

*) Neue Jugendz. 1806. No. 30.

wünschte sich auch wohl selbst: Wohl bekomm' es mir! Kaiser Tiber befahl, ihm, wenn er niese, einen Wunsch zuzurufen.

So groß auch das Ansehn des geistlichen Standes schon in dieser Periode war, so blieb dieser Stand doch noch der weltlichen Gewalt unterworfen. Gregor I. schmeichelte dem morgenländischen Kaiser sehr. Dieser römische Bischof wollte aber auch dem griechischen Patriarchen ein Beispiel von Demuth geben, und nannte sich daher Knecht der Knechte, nachdem eine Kirchenversammlung zu Konstantinopel dem Patriarchen daselbst im J. 588. den Titel eines allgemeinen Bischofs zuerkannt hatte.

Ulphilas.

Unter den Westgothen lebte in der Mitte des vierten Jahrhunderts ein Bischof, welcher hier erwähnt zu werden verdient. Er hieß Wulfel (Wölflein), welchem die Römer, deren Sprache das W nicht hat, in Ulphilas, oder Ulphila umwandelten. Als Bischof der christlichen Gothen in Dacien, Thrazien und Mösien (von 360—80.), stand er bei seinem Volke in dem Ansehn eines gelehrten und frommen Mannes. Seine Bildung hatte er unter den Griechen erhalten; denn sein Volk wohnte an und in den Grenzen des griechischen Reichs, und stand mit den Griechen zu Konstantinopel in Verkehr. Ulphilas machte sich nicht nur durch die Erfindung einiger Buchstaben — unsre Buchstaben heißen noch gothische Charaktere — sondern auch durch eine Uebersetzung der Bibel in die Landessprache verdient. Wohlbedächtig ließ aber der weise Bischof aus seiner Uebersetzung alle die Bücher weg, in welchen Erzählungen von dem Kriege der Israeliten ste-

hen, damit die, ohnehin schon übergroße, kriegerische Neigung seiner Nation nicht noch mehr Nahrung in der Bibel fände. Eine Abschrift des großen Theils der Evangelien, mit Silberschrift auf purpurfarbnes Pergament geschrieben, wird noch in der Bibliothek zu Upsala in Schweden, und ein andrer kleiner Theil der Ulphila'schen Uebersetzung wird in Wolfenbüttel aufbewahrt *).

§. 47.

Muhammed.

Zu Anfange des siebenten Jahrhunderts zieht Arabien durch eine in politischer und religiöser Rücksicht überaus merkwürdige Veränderung, die Aufmerksamkeit vorzüglich auf sich. Arabien, in neuern Zeiten, als das Vaterland des Kaffee's bekannt, ist eine große Halbinsel, auf drei Seiten vom Meere umgeben, die zwar zu Asien gehört, aber zugleich diesen Erdtheil mit Afrika vereinigt. Die Araber, welche von Abrahams Sohne, Ismael, abstammen, waren in mehrere Stämme getheilt, über deren jeden ein Emir herrschte. Viele zogen, als Nomaden, mit ihren Familien, Herden und Gezelten von einem Orte zum andern. Sobald ein mächtiges Oberhaupt der nomadischen Araber Lust hatte, seine Zelte auf irgend einer fetten Weide aufzuschlagen: so bestand die ganze Förmlichkeit der Besitzergreifung darin, daß er seine Hunde bellen ließ. So weit man dieses Hundegebell hören konnte, durfte keine benachbarte Herde sich nähern. Diejenigen Araber, welche an den Küsten und in den Städten wohnten, waren als Mäkler und Spediteurs, bei der Handlung,

*) S. Heinsius Geschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen. Erste Abth. S. 10.

welche nach Indien und Syrien getrieben ward, geschäftig. Unter dieser Nation lebte, nach Einigen zu Davids Zeiten, nach Andern noch früher, ein berühmter Fabeldichter, Lockmann, dessen Fabeln große Aehnlichkeit mit den Aesopischen (§. 27.) haben. Ueber 2000 Jahre blieben die Araber durch ihre Sandwüsten geschützt, und allen Eroberern unbezwinglich. Unter ihnen herrschte aber die gröbste Abgötterei. Ein Theil Arabiens heißt das peträische Arabien, in welchem die Stadt Mekka liegt. Hier ward im J. 571. Muhammed (Mohamed, Mahomed) geboren. Sein Vater hieß Abdallah, und seines Vaters Bruder war Befehlshaber von Mekka. Muhammed empfahl sich durch einen wohlgestalteten Körper, durch einnehmendes Betragen und natürliche Beredsamkeit. Er besorgte, als Factor, die Handlungsangelegenheiten einer reichen Wittwe, welche er in der Folge heirathete. Auf seinen kaufmännischen Reisen erwarb er sich nicht nur Menschenkenntniß, sondern auch Kenntniß von den benachbarten Staaten. Die Bekanntschaft, welche er unterwegs mit jüdischen Kaufleuten und christlichen Lehrern machte, verschaffte ihm Gelegenheit, in Gesprächen, Manches von der Religion der Juden und Christen zu hören. Da Muhammed eine feurige Einbildungskraft besaß, so scheint durch diese Erzählungen nach und nach in seiner Seele der Entschluß angeregt worden zu seyn, die Religion seiner Landsleute, nach dem Muster der jüdischen und christlichen, zu verbessern. In seinem 40sten Jahr (im J. 609.), nachdem er sich längere Zeit stillen Betrachtungen überlassen hatte, trat er mit der Bekanntmachung hervor, daß er von Gott beauftragt sey, die Religion der Patriarchen wieder her-

zustellen. Allein seine Versichrung, daß er diese Aufträge durch den Engel Gabriel erhalten habe, fand keinen Glauben. Vielmehr hielt sich sein eigner Stamm, der Stamm Koreisch, für berechtigt, ihn nach dem Leben zu trachten. Nur durch die Flucht entging Muhammed diesen Gefahren. Im J. 622 floh er nach Yatreb, welche Stadt in der Folge zu seiner Ehre Medina (Medinat al Nabi, d. h. Ruhe des Propheten) genannt wurde. Hier fand er Aufnahme; denn Medina stand mit Mekka in keinem guten Vernehmen. Hierzu kam noch, daß in Medina nicht nur Anhänger von der Religion der Magier (§. 24.), sondern auch Christen und Juden vermischt lebten; ein Umstand, der auch die Aufnahme Muhammeds, als Stifters einer neuen Religion, in Medina erleichterte. Sieben Jahre lang unternahm er verschiedene Streifzüge, und verschaffte sich, durch Plünderung der Karavanen seiner Vaterstadt, Reichthümer. In mehrern Gefechten, zu welchen es zwischen ihm und den Mekkanern kam, zog er zwar den Kürzern. Aber in den Jahren 629. und 630. eroberte er, unterstützt von den Einwohnern in Medina, seine Vaterstadt. Die Mäßigung, mit welcher er seinen Sieg benutzte, gewann ihm die Gemüther. Der heidnische Tempel, in welchem sich ein schwarzer Stein, Kaabe, (vielleicht ein Meteor, oder sogenannter Mondstein) befand, welchen die Einwohner abergläubig verehrten, wurde nun in ein Bethaus nach Muhammed's Religionsgrundsätzen verwandelt. Alle diejenigen, welche ihn als Propheten anerkannten, huldigten ihm auch als ihrem Fürsten, oder als ihrem politischen Oberhaupt. Seine Anhänger zählen auch ihre Jahre von seiner Flucht (Hedschra, Hegira). Sie rechnen

nach Mondenjahren, deren jedes aus 345 Tagen, 8 Stunden, 48 Minuten und 5 Secunden besteht. Mit dem 15ten Jul. des J. 622. nach Chr., also noch früher, als die Christen anfingen, von Christus Geburt zu zählen (§. 48.), ging diese Zeitrechnung an. Den 26sten Febr. feierten die Muhammedaner ihren Neujahrstag des Jahres 1222. Muhammed starb den 17ten Jun. 632, in einem Alter von 63 Jahren. Seine Asche ward in einem prächtigen Grabmal von Granit aufbewahrt. Ueber dasselbe wurde ein grünsammtner, mit Gold, Edelgesteinen und Perlen gestickter, Teppich gedeckt; das Grabmal selbst mit einem, 6 Fuß hohen, Gitter von gediegenem Golde eingefaßt. Neuern Nachrichten zu Folge hat eine neuere religiöse Sekte, die Wahabiten, von welchen späterhin (§. 89.) die Rede seyn wird, bei der Eroberung Medina's, das heilige Grab zerstört. Die Erzählung von Muhammeds Leben ist übrigens durch viele Fabeln entstellt worden. Nach einer Tradition konnte er nicht lesen; aber der Engel Gabriel schüttelte ihn einigemal beim Schopf, — und Muhammed konnte sogleich lesen. Ob er auch nach dieser Methode schreiben gelernt, oder ob er diese Kunst gar nicht verstanden habe, ist unbekannt.

Quellen und Inhalt der muhammedanischen Lehre.

Muhammed benutzte bei Aufstellung seiner religiösen Lehrmeinungen und Gebräuche, die heiligen Schriften der Juden und Christen, so weit er durch mündliche Erzählungen ihren Inhalt kennen gelernt hatte, ingleichen die arabischen Sagen, die religiösen Volksmährchen aus den Lehren des Zerduscht (§. 24.), und

brachte dieß alles mit seinen eignen Meinungen in eine Art von Verbindung. Das heilige Religionsbuch der Muhammedaner heißt der Koran, oder (mit dem arabischen Artikel Al) al Koran (nicht der Alkoran). Die Entstehung dieses Buchs ist in Dunkel gehüllt. Nach einer Tradition hat Gott den Koran durch den Engel Gabriel dem Muhammed geschickt; das Original, oder die Urschrift soll auf Pergament geschrieben seyn, welches aus der Haut des Schafs bereitet wurde, das Abraham, anstatt seines Sohnes, Isaaks, opferte. Wahrscheinlich diktirte Muhammed einzelne Stücke des Korans, wenn, und wie sie ihm einfielen; diese wurden nachher gesammelt, geordnet, und mit Zusätzen vermehrt. Außer historischen Stücken, als, einigen zum Theil entstellten, biblischen Erzählungen von Adam, Noah, Abraham, Isaak, Moses, Salomo, Jesaias, Maria, Jesus u. s. w., enthält der Koran nicht nur moralische Vorschriften und religiöse Lehrsätze, sondern auch lebhafte Aeußerungen des Unwillens gegen Ungläubige. Er wurde erst nach Muhammeds Tode bekannt gemacht, da er zuvor als ein Familienstück aufbewahrt worden war. Er ist in Suren (Schritte, d. h. Verse) getheilt, und soll 77639 Wörter enthalten. Die Gläubigen beweisen gegen dieses Buch eine so große Achtung, daß sie sich erst die Hände waschen, bevor sie es berühren.

Die muhammedanische Lehre heißt der Islam (Ergebung in Gott, der rechte Glaube). Die wesentlichsten Lehrsätze des Islam sind folgende: Es ist Ein Gott (Allah), der die Welt erschaffen hat und regiert; Muhammed ist Allah's größter Apostel, und letzter Prophet. Dieß letztre scheint Muhammed darum be-

hauptet zu haben, damit es nach seinem Tode keinem Andern einfallen sollte, als Prophet aufzutreten. Täglich muß man, nach der Vorschrift des Korans, fünf Mal beten, und dabei das Gesicht nach Mekka kehren.

Noch jetzt wird von den Moscheen (so heißen die Bethäuser der Muhammedaner), täglich zum Gebete gerufen: „Kommt zum Gebet! kommt zum Tempel des Heils! Beten ist besser, als Schlafen.“ Dieses Gebet geschiehet zu bestimmten Stunden, als: mit Anbruche der Morgenröthe; zu Mittage; Nachmittags gegen 3 Uhr; beim Sonnenuntergange und ungefähr zwey Stunden nachher. Der wöchentliche Feiertag der Muhammedaner ist der Freitag, weil an diesem Tage Muhammed von Mekka nach Medina fliehen mußte. Die Anhänger Muhammeds werden verpflichtet, täglich mehrere Mal im Koran zu lesen; den Armen fleißig Almosen zu geben, jährlich ein feierliches Fasten zu beobachten, und jeder soll in seinem Leben wenigstens ein Mal nach Mekka wallfahrten. Um seiner Vaterstadt auf immer einen ausgebreiteten Handel zu sichern, befahl Muhammed, daß jeder nach Mekka wallende Pilger daselbst drei Ellen Leinewand kaufe, und diese zu dem, bei seinem Tode erfoderlichen, Schweißtuche sorgfältig aufbewahre.

Ueber Moses und Jesus äußerte sich Muhammed mit großer Achtung; er tadelte nur darum das Christenthum, daß es eine Dreieinigkeit lehre, daß es Jesum Gottes Sohn nenne, und daß es die im N. T. auf ihn (den Muhammed) enthaltenen Weissagungen unterdrücke. Außerdem lehrte Muhammed eine unbedingte Vorherbestimmung menschlicher Schicksale und eine Auferstehung; sowohl die Auferstehung selbst,

als auch die Freuden des Paradieses werden sehr sinnlich dargestellt. Bei der Auferstehung wird die Sonne in Westen aufgehen, Thiere werden reden; Jesus wird zur Erde kommen; die Himmel werden schmelzen, und die Sterne herabfallen. In Leinewand gekleidet werden die Rechtgläubigen auferstehen; die Ungläubigen aber nackend. Nach spätern Schilderungen arabischer Schriftsteller liegt das Paradies über allen sieben Himmeln, gerade unter Allah's Throne. Aus Perlen und den schönsten Edelsteinen bestehen die Fußböden; aus Gold und Silber die Grenzmauern; aus reinem Golde alle Baumstämme. Hier in des Propheten (d. i. in Muhammed's) Palast stehet auch der schönste Baum, der Baum der Glückseligkeit, Tuba. Das schnellste Pferd muß im allergeschwindesten Galopp über 1000 Jahre laufen, um aus dem Schatten dieses Baums zu kommen! An jedem Zweige hängt ein Ueberfluß von Früchten, welcher sich für den beugt, der Lust hat, zu brechen. Diese Früchte geben nicht nur den Seelen Nahrung, sondern auch herrliche seidene Kleider, und, zum Reiten aufgeputzte, Thiere. An einer ewig köstlichen Tafel sitzen die Seligen. Den Damen verheißt der Koran, im Paradiese Shawls und Gewänder von Musselin gewebt; vor ihrem Eintritt ins Paradies belebt der Hauch eines neuen Frühlings ihre Reize, daß sie verjüngt und verschönert werden. Ueberhaupt spielen im muhammedanischen Paradiese die Frauenzimmer (Huris) eine bedeutende Rolle.

Weintrinken, Spielen, Wucher und abergläubisches Wahrsagen verbot Muhammed.

Die Grund- und Glaubenslehren des Islamismus kann man näher kennen lernen, aus einem Katechis-

mus, welcher im J. 1803. aus der Buchdruckerei zu Konstantinopel erschien, dessen Verfasser Sir Mohammed Pargawi ist. Nach diesem Katechismus empfangen die Kinder in Konstantinopel, sobald sie lesen gelernt haben, den ersten Unterricht. Er lautet so: Ich glaube an einen einzigen Gott; Gott ißt und trinkt, gebiert und zeugt nicht, ist nirgends und überall, hat keinen seines Gleichen, bedarf Nichts u. s. w.; an seine Eigenschaften, nämlich, daß er allbelebend und allwissend ist. Er weiß die Zahl der Blätter der Bäume und der Körner des Sandes, die Zunge und das Herz des Menschen u. s. w. Er ist allhörend, allsehend: Er sieht in der finstersten Nacht die schwarze Ameise auf schwarzen Steinen kriechen, und hört das Getöse ihrer Schritte. Sein Wille ist allwirkend: Was er will, geschieht; und wider seinen Willen geschieht Nichts: keine Fliege rührt ihre Flügel; kein Same keimt ohne seinen Willen. Sein Wille ist die einzige Antwort auf die Frage: warum nicht alle Menschen gläubig und ungläubig sind. Sein Wille ist beständig und ewig. Er ist allmächtig: Er kann Steine sprechen und Berge gehend machen; in einem Augenblicke erhebt er seine Diener von der Erde in den siebenten Himmel u. s. w. Sein Wort ist der Koran, von Ewigkeit her bestehend und nicht erschaffen. Er hat Alles, was da ist, erschaffen. Alle Wunder der Natur sind seine Werke. Er hat sie aus Nichts hervorgebracht. Ich glaube an seine Engel, die Vollstrecker seiner Befehle. Gabriel hebt Berge mit einer Feder seiner Flügel auf. Israel, der Engel des Todes, trennt die Seelen von dem Körper.

Israfel wird die Posaune am Tage des Gerichts blasen. Ich glaube an die Bücher vom Himmel, gesandt den Propheten: den Koran dem Muhammed, den Pentateuch (die 5 B. Mos.) dem Moses, die Psalter dem David, das Evangelium dem Herrn Jesus. Und an die Propheten, deren erster Adam, und deren letzter Muhammed ist. An die Wunder des Letzten. An seine Gemalinnen und Kinder, nämlich die Frauen Hedidscha und Aischa, die Söhne Cassim, Abdollah, Ibrahim, die Töchter Fatma, Stobbia, Zeines und Omm Gülssom, die alle, Fatma ausgenommen, vor ihm starben. Ich glaube an die Zeit seiner Geburt, seines Lebens, seiner Sendung und seines Todes, an die Vortrefflichkeit seiner Jünger, Ebubekr, Omer Osman und Ali, auf deren Fürbitte wir armen Sünder bauen und vertrauen. Ich glaube an das Gericht des Grabes, wo die zwei Engel hinabsteigen, und den Gestorbenen um seinen Glauben, um sein Leben, und seine Handlungen befragen. An die Zeichen des jüngsten Gerichts; nämlich die Ankunft des Antichristus und des wahren Christus, des Herrn Jesus und Mehdi, die Erscheinung von Gog und Magog, des Thiers der Erde, das Aufgehen der Sonne in Westen u. s. w. An die Auferstehung und das jüngste Gericht. Es wird 50,000 Jahre dauern, während derer die Gerechten in dem Schatten des Paradieses ruhen, die Bösen nackt und bloß, von der Sonne gebraten werden sollen u. s. w. An die Wage, worin die guten und bösen Werke abgewogen werden sollen, nach denen

das Urtheil ergehet. An die Brücke Sivat, fein, wie ein Haar, scharf, wie ein Schwert, über den Abgrund der Hölle, worüber Alle gehen müssen. Die Bösen stürzen hinab. An die Wasserstücke des Paradieses. Jeder Prophet wird im Paradiese ein eignes Wasserbecken besitzen; an dem Rande desselben werden Trinkgefäße und Sterne stehen; das Wasser ist weißer als Milch, und süßer als Honig. An das Paradies und an die Hölle. Die Einwohner desselben sind von allen Bedürfnissen frei. — Die Erde ist Moschus; der Mörtel Gold; der Stein Silber; die Verdammten hingegen werden von giftigen und grausamen Thieren, mit Feuer und Kohlen gepeinigt werden. An die Vorherbestimmung und das Geschick. Das Loos der Menschen ist in die ewige Tafel des Himmels eingegraben. Alles Gute und Böse ist vorher bestimmt. An den wahren Glauben oder Islamismus in Worten und Werken. An die Einigkeit des wahren Glaubens und des auserwählten Volks. Der einzige wahre Glaube ist der von Muhammed gelehrte.

Bekenner der muhammedanischen Lehre.

Die Bekenner des Islam heißen Moslemim (d. h. Gott und dessen Willen mit unverfälschtem Glauben und unbedingtem Gehorsam Ergebene). Dieses Wort ist durch eine fehlerhafte Aussprache in Muselmänner verwandelt worden. Auch die Moslemim trennten sich bald in mehrere Sekten. Eine derselben führt den Namen der Sunniten, weil sie die Sunnah, als gleichgeltend mit dem Koran, annehmen. Unter der

Sunnah versteht man aber ein Buch der Traditionen, welches die Worte und Handlungen des Propheten in sich begreift, und das manches Abgeschmackte enthalten soll. Den Sunniten sind die Schiyten (Irrgläubige) entgegen gesetzt. Diesen Namen erhielten sie von der ersten Partei. Sie nehmen die Sunnah nicht als Gesetz an, glauben aber, daß Ali, der vierte Khalif, d. h. Nachfolger Muhammed's, dem Propheten in der Würde eines Hohenpriesters gefolgt sey; eine Würde, welche überhaupt nur von einem Mitgliede aus Muhammed's Familie, zu welcher Ali gehörte, bekleidet werden könne.

Verbreitung der muhammedanischen Religion.

Muhammed's Religion ist sehr weit ausgebreitet *). Es giebt jetzt über 300 Millionen Anhänger derselben, also 100 Millionen mehr, als es Christen giebt. Schon bei Muhammed's Tode war ihm die Halbinsel Arabien völlig unterworfen, und in derselben seine Religionslehre herrschend. Unter seinen Nachfolgern, den Khalifen, deren erster Abubeker hieß, verbreitete sie sich durch Hülfe des Schwerts auch anderwärts, als nach Syrien, Palästina, Aegypten, Persien, Phönizien; und fast die ganze Nordküste von Afrika war in einer Zeit von kaum 15 Jahren erobert. Zur schnellen Verbreitung des Islam wirkten mehrere Ursachen mit, als: der damalige Verfall des Christenthums; eine gewisse Aehnlichkeit der muhammedanischen Lehre

*) von Oelsner: Mohamed. Darstellung des Einflusses seiner Glaubenslehre auf die Völker des Mittelalters. 1810.

mit der christlichen, und einige besondre Lehrsätze des Islams. Die Lehre von der unbedingten Vorherbestimmung bewahrte die Muhammedaner auf dem Kampfplatze vor jeder Furcht; denn sie hatten die Ueberzeugung, daß, wenn ihre Todesstunde einmal bestimmt wäre, sie auch in ihrer friedlichen Wohnung in diesem Augenblicke, da sie im Kampfe fielen, gestorben seyn würden. Durch die sinnlichen Schilderungen von den Freuden des Paradieses wurden vielleicht auch Manche zur Annahme dieser Lehre gereizt.

Im Jahr 676. belagerten die Araber auch Konstantinopel. Diese Stadt verdankte aber ihre Rettung dem griechischen Feuer, das der Syrer, Kallinikus erfand. Dieses Feuer, welches man als ein Staatsgeheimniß behandelte, hatte Aehnlichkeit mit den Wirkungen des Schießpulvers; nur daß es im Wasser mehr, als in der freien Luft wirkte. Es ward durch kupferne Röhren geblasen, und durch Armbrüste und Maschinen mit Springfedern geworfen. Man füllte mit diesem Feuer auch Brander, und ließ sie zwischen die feindlichen Schiffe treiben, um diese dadurch in Brand zu stecken. Es erlosch weder im Wasser, noch durch Wasser, und konnte nur durch Weineßig und Sand gedämpft werden.

Araber in Spanien.

Am merkwürdigsten ist die lange Herrschaft der Araber, welche auch Saracenen (Söhne des Morgenlandes) genannt werden, in Spanien. Sie wurden im Jahr 711. von einer verdrängten Partei der, damals in Spanien wohnenden, Westgothen dahin gerufen. Der im nördlichen Afrika lebende, arabische

Befehlshaber schickte einen seiner Feldherrn, Tarik, nach Spanien. Dieser landete an den Küsten von Andalusien, und setzte sich auf einem Berge fest, welcher seitdem den Namen Gibraltar, von dem arabischen Worte Gibel, Giabal, welches Berg bedeutet, und von Tarik, dem Namen des Feldherrn, bekommen hat. In Frankreich wollten die Araber auch eindringen; aber der fränkische Feldherr, Karl Martell, schlug sie zurück. Ohne diese Niederlage hätten sie wahrscheinlich den Islam auch in Frankreich und Deutschland verbreitet.

Verdienste der Araber um die Bildung der Europäer.

Um die Bildung der Europäer kann den Arabern einiges Verdienst nicht abgesprochen werden.

a) Im zehnten Jahrhundert wurden durch sie die Europäer nicht nur mit der Astronomie, (freilich auch mit der Astrologie,) sondern auch mit den, noch jetzt bei uns gewöhnlichen, Zahlzeichen bekannt gemacht, welche darum arabische Ziffern heißen. Ueber den Ursprung dieser Zahlzeichen liegt viel Dunkelheit. Wie sie gebildet wurden, läßt sich wohl muthmaßlich nachweisen. Aber wenn und wo sie zuerst erfunden wurden, das ist ungewiß. Wahrscheinlich waren sie schon im fünften Jahrhunderte bekannt. Sie sollen, wie Einige vermuthen, von den Römern herrühren, welche Anfangs Worte, dann Silben, Gewichte, Maaße, und endlich Zahlen damit bezeichneten. In Rechnungen ward ihr Gebrauch nach und nach allgemein; auf Denkmälern behielt man die römischen Ziffern bei. Sie verbreiteten sich aus Italien nach dem Orient; aber Europa vergaß

sie, erhielt sie aber, bei Wiederauflebung der Wissenschaften, aufs Neue von den Arabern, und machte diese zu Erfindern derselben. Daher kommt es wohl, daß sie arabische Ziffern heißen. Die Araber nennen sie indische. Ein Araber, Ebn Sina, soll sie im zehnten Jahrhunderte von einem Krämer in Kurdistan kennen gelernt haben. Die wandernden Saracenen brachten sie wenigstens zuerst nach Afrika. Im zehnten Jahrhunderte kamen sie durch den Verkehr, in welchem arabische Kaufleute mit Italienern standen, nach Italien und Frankreich. In der zweiten Hälfte des erwähnten Jahrhunderts soll Pabst Sylvester II., welcher als Mönch, Gerbert, in Spanien die Elemente der indischen Rechenkunst kennen lernte, sie vorzüglich verbreitet haben.

b) Das Pflastern der Straßen, welches bei den Arabern üblich war, ward in Deutschland erst im 13ten Jahrhunderte nachgeahmt.

c) Ackerbau, Schafzucht, Manufakturen, Schifffahrtskunde und Handel verdanken den Arabern viel. Die Araber brachten die feinwolligten Schafe nach Spanien. Ihre Tapeten und Stickereien in Gold und Silber, ihre Seidenwaren und Arbeiten in Stahl hatten lange Zeit einen Grad von Vollkommenheit, welchen die andern europäischen Nationen ihren Kunstprodukten nicht geben konnten. Der Handel mit Indien erhielt durch sie neues Leben, und hob sich besonders zu Kairo in Aegypten.

d) Hospitäler legten sie im Jahr 762. zu Bagdad am Tigris an, welches der Hauptort des großen arabischen Reichs war, das von Indus bis zum atlantischen Meere reichte.

e) Sie führten den Gebrauch mehrerer Heilmittel, als des Rhabarbers, des Manna's, der Kassia, der Senesblätter, des Kamphers, u. a. ein; auch die erste Apotheke trifft man in der letzten Hälfte des achten Jahrhunderts bei ihnen an. Gleichwohl waren sie doch noch so abergläubig, daß sie meinten, ein Spruch aus dem Koran könne von der Epilepsie, und eine Trommel in dem Palaste eines ägyptischen Khalifen von der Kolik befreien. Uebrigens ward Arzneikunde und Chemie in allen arabischen Provinzen getrieben.

f) Auf den berühmten arabischen Lehranstalten zu Corduba und Toledo, sammelten sich wißbegierige Jünglinge aus andern Gegenden Europa's mancherlei Kenntnisse ein, welche sie anderwärts nicht fanden. Aus diesen, und zum Theil auch aus spätern, Zeiten rühren die, aus der arabischen Sprache in die unsrige aufgenommenen, Wörter her, wie Alkoven, Zenith, Algebra (Auflösung) Admiral (Emir al Omrah), Alkali*), Almanach **) u. a. her.

---

*) In der Provinz Barka in Afrika wächst die Pflanze Kali, welche viel Salz bei sich hat. Sie wird in großer Menge zu Asche gebrannt, welche man hernach auslaugt. Davon läßt man nach und nach alles Wasser abdampfen, und dann bleibt das bekannte Sal al Kali.

**) Ueber den Namen Almanach giebt man auch folgende Erklärung: Im dritten Jahrhundert soll in Amorikum ein gelehrter Mönch, Guinklam, gelebt haben, der jährlich ein kleines Buch von dem Laufe der Sonne und des Mondes herausgab, welches er

g) Die Arabesken — eine Art Verzierungen aus Strauchwerk und Pflanzen (denn die Araber dürfen keine Thiere und Menschen abbilden,) — scheinen auch von ihnen Namen und Ursprung zu haben. — Unverkennbar ist der Einfluß, welchen die arabische Sprache auf die spanische hatte.

Pocken.

Doch, leider! auch die Kinderpocken sollen vom nördlichen Afrika aus, durch die Araber im Jahr 724. nach Spanien, und von da nach Frankreich gekommen seyn; nach Andern *) soll sie Justinians Heer im Jahr 570. aus dem Orient nach Italien gebracht haben. Wenigstens wurden die Araber am frühsten von dieser Krankheit angesteckt. Als sie nämlich im Jahr 558. mit den Habessiniern Krieg führten, wurde das Habessinische Heer von dieser Krankheit befallen, welche sich den Arabern mittheilte. Der Koran drückt sich darüber so aus: die Vögel des Todes ließen erbsengroße, aus Thon geknetete Steine, auf deren jedem der Name des Todeskandidaten geschrieben war, auf das habessinische Heer fallen.

---

durch mehrere Abschriften vervielfältigen ließ. Es soll in der celtischen Sprache verfaßt gewesen seyn, und den Titel: Diagonon al Manach Guinklam (Vorhersagungen des Mönchs Guinklam) geführt haben. Diesen zu langen Titel habe man in Al Manach (des Mönchs) zusammen gezogen, und daraus ein Wort Almanach gebildet.

*) Müllers Geschichte der Schweiz. Th. I. S. 132.

§. 48.

Ueberblick über die Erfindungen und Entdeckungen in dieser Periode.

Diese Periode ist nicht reich an neuen Erfindungen und Entdeckungen. Die anhaltenden kriegerischen Bewegungen im römischen Reiche hemmten die freiere Thätigkeit der Geister. In der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts lebte Ptolemäus in Aegypten (er starb 163.), von welchem ein Weltsystem, dem zufolge die Erde im Mittelpunkte der Welt unbeweglich stehen soll, vielleicht mit Unrecht, den Namen führt. Aber ein, für damalige Zeiten vollständiges, Handbuch der Astronomie schrieb dieser Gelehrte. — Schon im dritten Jahrhunderte fing man an, die Chemie in Alchemie, d. h. in die eingebildete Kunst des Goldmachens, und der Erfindung des Steins der Weisen zu verwandeln.

Mit dem Ende des sechsten Jahrhunderts war aus dem christlichen Europa, so weit es einst zum abendländischen Kaiserthume gehörte, eigentliche Gelehrsamkeit fast gänzlich verschwunden. Sie fand nur noch bei Juden, Muhammedanern, und bei den morgenländischen Christen einige Zuflucht. Im Occidente konnten nur die Geistlichen schreiben (§. 43.). Die schönen Künste sanken in diesem Zeitraume, durch falschen Geschmack, welcher sich durch Ueberverzierung der Kunstwerke mit blendendem Flitterstaate ausdrückte. Noch erhielt sich indessen die musivische Malerei (Mosaik), d. i. die Kunst, vermittelst kleiner, bunten Steinchen, oder gefärbten Glases, bunter Hölzer ꝛc., Gegenstände der Natur in den, ihnen natürlichen, Farben darzustellen. Aus den Ueberresten, welche man noch von solchen Kunstwerken hat, läßt sich auf den äußerst

mühsamen Fleiß schließen, den diese Arbeiten erfoderten. So zählte man auf einem, im J. 1737. in den Ruinen der prächtigen Villa Hadrians zu Trivoli gefundenen, Mussivgemälde, in einem kleinen Raume von Einem Zoll, mehr als 200 Täfelchen von hartem Marmor. Diese Kunst, deren Name von einem Worte abgeleitet wird, welches soviel, als Schön bedeutet, und deren Erfinder Aegypter oder Griechen waren, erhielt sich selbst noch nach dem Verfalle anderer Künste.

Die Kunst, Papier (§. 35.) aus Baumwolle zu verfertigen, lernten die Araber von den Chinesen. Von den Chinesen kam nämlich diese Kunst nach der Bucharei, welche an Indien und die chinesische Tatarei grenzt. Als die Araber die Bucharei erobert hatten, lernten sie den Gebrauch und die Zubereitung dieses Papiers kennen, und machten es in Mekka bekannt. Von da kam diese Kunst im 11ten Jahrhundert nach Europa. Vorher schrieben die Araber ihre Denkwürdigkeiten auf breite Schulterknochen der Schafe, und reihten diese Knochen auf Schnüre.

Das Schreibrohr, dessen man sich bisher bediente, ward erst gegen das Jahr 700. abgeschafft, und an dessen Statt wurden Federspulen von Gänsen, Pelikanen und Pfauen gebraucht. Die Araber sollen im Jahr 636. die ersten Schreibfedern geführt haben.

Glasfenster soll man in den Kirchen schon im dritten Jahrhundert gehabt haben. Vorher bediente man sich der Gitterfenster (Jalousieen), oder des, in Oel getränkten, Papiers, geschliffner Austerschalen, des dünn geschliffnen Achats, des Spiegelsteins, des weißgesottnen Horns und der Leinwand (aus welchen bei-

den letzten Materialen noch jetzt die Chinesen Fenster verfertigen). Aber gegen das Jahr 300. nach Chr. Geb. fing man an, Kirchenfenster von gemaltem Glase zu machen. Noch im siebenten Jahrhundert mußte man einen Glaser aus Frankreich nach England berufen, um in einem Kloster eine Glasscheibe einzusetzen. Am Ende des achten Jahrhunderts hatte man schon Glasfenster in den Kirchen zu Rom. In Häusern findet man sie viel später (§. 57.).

Auch die Glocken kamen gegen das Ende dieser Periode in Gebrauch. Vorher berief man durch Schläge auf trockene Breter zu den religiösen Versammlungen. Wenn und von wem die Glocken erfunden worden sind, ist ungewiß. Daß der Bischof Paulinus von Nola sie eingeführt habe, kann so wenig erwiesen werden, als daß dieß vom Pabst Sabinus im Jahr 605. zuerst geschehen sey. Wenn sich auch im vierten Jahrhundert schon Spuren von Glocken finden: so war doch um diese Zeit ihr Gebrauch noch nicht allgemein. Noch im siebenten Jahrhundert bedienten sich die Mönche der Trompete, um die Versammlungszeit anzukündigen. Im achten Jahrhundert traf man aber schon an vielen Orten Glocken an. Die, aus Erz verfertigten, sind ohne Zweifel in Italien, und namentlich in Campanien, erfunden worden. Anderwärts hatte man aus Thon gebrannte, mit hölzernen Klöppeln versehene. Das Erz, der italienischen Provinz Campanien wurde bald sehr berühmt, und Nola, ein in dieser Provinz liegender Ort, der Markt der Glocken. Das deutsche Wort Glocke, oder Klocke (englisch Klok), stammt wohl von dem veralteten klokken (oder locken, glucken) her. Aus der Glockenweihe

scheint bald eine förmlich Glockentaufe entstanden zu seyn.

Vom Gebrauche der Orgeln, die in Jerusalem schon seit dem Jahre 400 bekannt gewesen seyn sollen, finden sich in Italien und Frankreich im Jahr 758. Spuren. Damals schickte der griechische Kaiser, Konstantin, dem fränkischen Könige, Pipin (§. 42.), Orgeln. Die ältesten Orgeln waren Wasserorgeln, bei welchen die Tasten so breit waren, daß sie mit Fäusten geschlagen werden mußten. Daher schreibt sich der, noch jetzt hie und da in den Instruktionen der Organisten vorkommende, Ausdruck: die Orgel schlagen. In England soll man schon im 7ten Jahrhunderte, und anderwärts noch viel früher, Orgeln gehabt haben.

An den Ufern des Rheins und der Mosel ließ der römische Kaiser, Probus, (§. 37.) im dritten Jahrhunderte Weinberge anlegen. Der Weinbau kam zuerst aus Asien nach Europa. Die Phönizier pflanzten den Weinstock an den Ufern des mittelländischen Meeres an. Von da brachte man dieses Gewächs nach Sicilien; auf die Insel Creta nach Griechenland, und zu Romulus Zeiten weiter nach Italien. Von hier aus kam der Weinstock nach Gallien, wo er von Julius Cäsars Zeiten (§. 32.) zuerst im Narbonischen Gallien angepflanzt wurde. Im Jahr 282. nach Chr. Geb. erhielten die Gallier, Spanier und Britten vom Kaiser Probus Erlaubniß, Wein anzubauen. Um diese Zeit machten auch die Deutschen einige Strecken von ihren Waldungen urbar, und führten den Weinbau am Rhein ein. Späterhin thaten es die Ungarn.

Die Einführung des Seidenbaus in Griechen-

land im sechsten Jahrhunderte ist bereits (§. 41.) erwähnt worden.

Wassermühlen waren im siebenten Jahrhunderte bekannt. Die erste kommt im vierten Jahrhunderte vor. Sie ward durch die Römer an der Mosel angelegt. Vorher bediente man sich großer Mühlsteine, welche von Zugthieren in den sogenannten Roß- oder Ochsenmühlen umgetrieben wurden (§. 20.).

Scheunen und Kornböden finden sich bei den Deutschen im sechsten Jahrhundert. Vorher verwahrten die Deutschen ihre Getreidevorräthe in unterirdischen Grüften. Auch hatte man eigne Winterhäuser (Stuben), und eigne, zu gemeinschaftlichen Versammlungen bestimmte, Säle. Hie und da baute man auch schon mit Kalk und Steinen. Aber Stube, Sal und Wohnzimmer war noch nicht in einem Gebäude vereinigt.

Auch lederne, mit einem Deckel versehene, Karren waren bekannt. Aber die eigentlichen Kutschen, oder solche Fahrzeuge, bei welchen der Wagen in Riemen hängt, sind spätern Ursprungs *). Ihrer bediente man sich zuerst im 16ten Jahrhundert in Frankreich.

Die, von Dionysius dem Kleinen (§. 34.) vorgeschlagene Zählung der Jahre von Christus Geburt an, wurde erst im Jahr 720. nach des gelehrten Mönchs, Beda (starb 735.) Berechnung, eingeführt.

---

*) Neue Jugendz. 1811. No. 143.

Verbesserungen.

S. 145. Z. 8. statt Herostatus lies Herostratus.
S. 159. Z. 4. statt 51 lies über 40.
S. 159. Z. 16. statt Bürgenmiliz lies Bürgermiliz.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dolz, Johann Christian,

Abriß der allgemeinen Menschen- und Völkergeschichte in drei Teilen

Bd.: 1

Leipzig 1813
Bamberg, Staatsbibliothek -- HV.Hist.110(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11695170-2